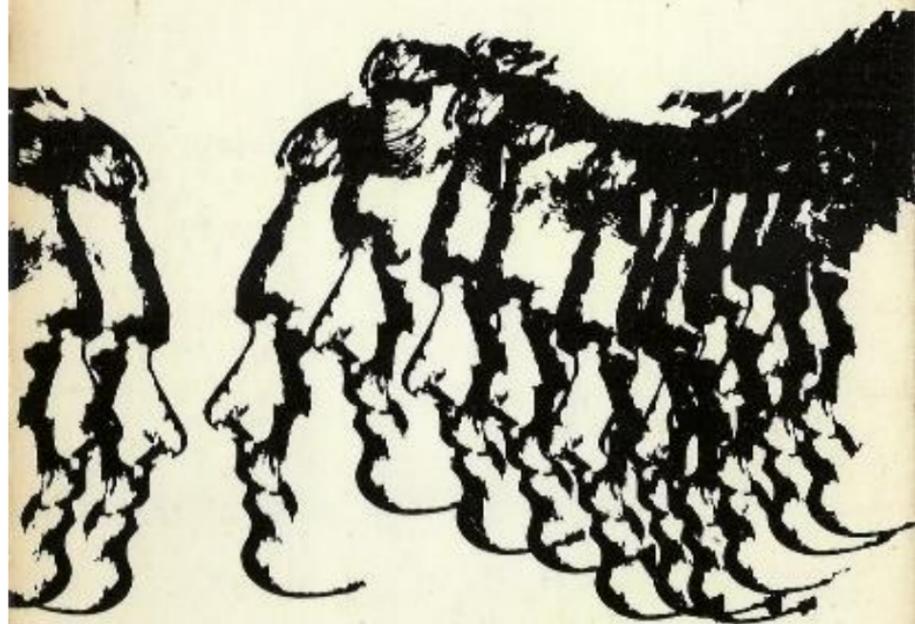


Harry Pross
Vor und nach
Hitler



zur
deutschen
Sozial
pathologie

WALTER
PAPER
BACKS

DIE
DISKUSSION

Ideologien der deutschen Zeitgeschichte

In diesem Buch diskutiert Harry Pross einzelne Gruppierungen und Ideologien der deutschen Zeitgeschichte: Zeitgeschichte als publizistische Aufgabe — Das Dritte Reich: Versuch einer Sozialreligion — Das Gift der blauen Blume — Über Vor- und Nachnazismus — Deutscher Widerstand gestern und heute — Jüdischer Witz und gelber Stern — Eigentümlichkeiten bundesdeutscher Meinungsbildung.

Der Autor ist der Ansicht, daß über das sogenannte Dritte Reich erst dann Klarheit gewonnen werden kann, wenn die Tendenzen erfaßt sind, die vor und nach Hitler die deutsche Gesellschaft, ihr Denken und ihre Politik bestimmen. Je enger die unheilvollen zwölf Jahre in der Erinnerung zusammenrücken, desto deutlicher müssen die durchgehenden Linien hervortreten. Was ist erhaltenswert, was verbesserungsbedürftig? — «Es gilt — nach der wohltuend militanten Auffassung von Harry Pross — die Quantität der (List der Qualität) auszuliefern.» (Neue Zürcher Zeitung)

Der Autor will mit seinen Essays diesen lebenswichtigen Komplex bewußt machen und zur weiteren kritischen Analyse anregen. «Er besitzt das aggressive Temperament eines Mannes, der sich nicht scheut, Zeitgeschichte aktuell anzupacken.» (Frankfurter Allgemeine Zeitung)

Harry Pross

«one of Germany's outstanding young intellectuals», wie ihn der Daily Telegraph 1958 bei einem Besuch in England vorstellte, ist am 2. September 1923 in Karlsruhe/Baden geboren und wurde 1944 schwer verwundet. 1949 promovierte er in Heidelberg zum Dr. phil. in Sozialwissenschaften. Danach Zeitschriftenredakteur, wurde er 1952 zum Fellow des Commonwealth Fund gewählt und trieb politische Studien an der Hoover Library in Stanford, der Columbia University New York und an der University of Minnesota. Korrespondent ausländischer Blätter in Bonn, dann bis 1960 Chefredaktor der Deutschen Rundschau, bereiste er West- und Äquatorialafrika. Er lebt als freier Schriftsteller im Allgäu und unterrichtet an der Hochschule für Gestaltung in Ulm. Bücher u. a.: «Aussenpolitik», mit Golo Mann (1958), «Die Zerstörung der deutschen Politik 1870-1933» (1959), «Deutsche Politik 1803-1870» (1962) alle bei S. Fischer.

Harry Pross ist ordentliches Mitglied des Deutschen PEN-Zentrums der Bundesrepublik. Befragt, was er von seiner Produktion halte, antwortet er mit einem Zitat von Karl Marx: «Was auf Seiten des Arbeiters in der Form der Unruhe erschien, erscheint nun als ruhende Eigenschaft, in der Form des Seins, auf Seiten des Produkts. Er hat gesponnen, und sein Produkt ist ein Gespinnst.» (Das Kapital, I)

MCMLXII

© Walter-Verlag AG Olten und Freiburg im Breisgau, 1962

Herstellung in den Werkstätten

der Moritz Schauenburg KG, Lahr/Schwarzwald

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Meinen Eltern

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

I

Zeitgeschichte als publizistische Aufgabe	15
---	----

II

Studenten, Verbindungen, Politik.....	39
Das Dritte Reich: Versuch einer Sozialreligion	81
Das Gift der blauen Blume	104
Selbstverwirklichung durch Technik	129

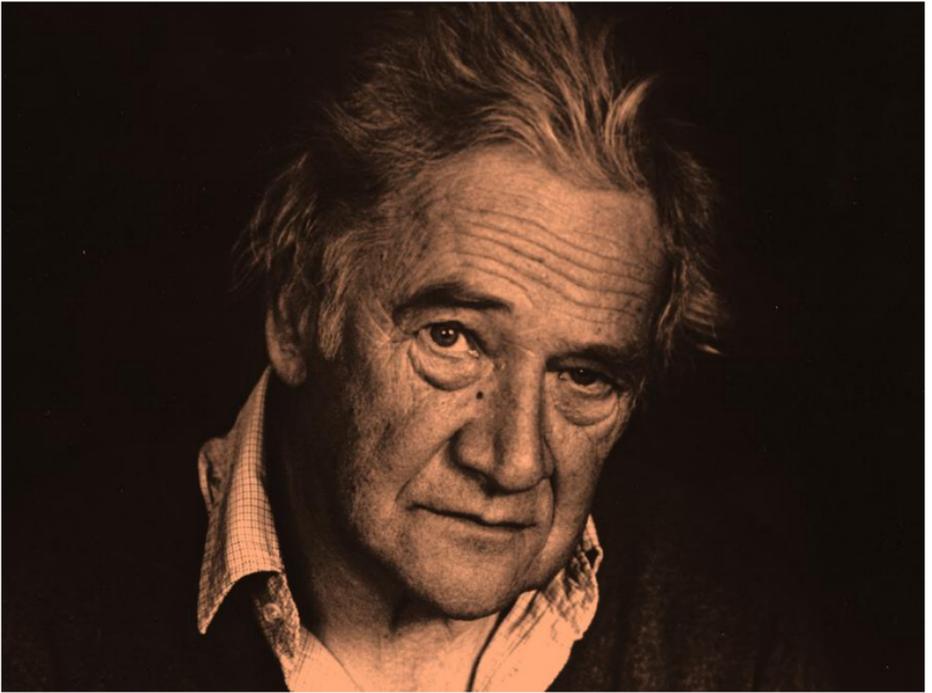
III

Nazismus - vor und nach Hitler	143
Politische Mythen im Stoff der Zeitgeschichte	163
Deutscher Widerstand - gestern und heute	176
Jüdischer Witz und gelber Stern	210

IV

Eigentümlichkeiten der bundesdeutschen Meinungsbildung.....	239
--	-----

Anmerkungen	252
Namenverzeichnis.....	265



Der Autor Harry Pross

Geboren am 2.9.1923 auf dem Gelände der Tubenfabrik Richter im Karlsruher Rheinhafen als erster Sohn des Fabrikdirektors Fritz Pross und seiner Frau Ella, geborene Willdt. Die Eltern gaben ihm die Namen Harry Carl Fritz. Der Standesbeamte lehnte den „nichtdeutschen“ Namen ab und trug in die amtlichen Papiere den Namen Harald ein. Weil das Kind ein Bronchialleiden entwickelte, kauften die Eltern ein kleines Haus im Albtal hinter Ettlingen bei der Ruine des Klosters Frauenalb. Dort wuchs Harry Pross auf, ging in der Nähe zur Grundschule, später in Karlsruhe auf ein Reformgymnasium. 1933, als die Nationalsozialisten an die Regierung kamen, war er zehn Jahre alt.

Vorwort

Seitdem die Menschen über ihr Zusammenleben nachdenken, sprechen und schreiben sie auch über die Leiden, die es mit sich bringt. Wie sie zu vermeiden seien und wie das gemeinsame Leben angenehmer einzurichten wäre, ist das grosse Thema der sozialen und politischen Literatur. Die Utopien über die beste Gesellschaft zählen ebenso dazu wie die Anstrengungen mühseliger Soziologen, im Einzelfall herauszufinden, wie dieses krause Mit- und Gegeneinander eigentlich funktioniert, was vor sich geht, wie die Leute unter bestimmten Bedingungen sich verhalten.

In den letzten Jahrzehnten haben diese Bemühungen von ärztlicher Seite, ausgehend von der Psychoanalyse und der inneren Medizin, wichtige Impulse empfangen. Nicht zuletzt hat der hitlerische Versuch, seine grossdeutsch-antisemitische Utopie zu verwirklichen, dem Wissenwollenden neue Fragen aufgedrängt.

Mich hat in den letzten Jahren immer wieder beschäftigt, warum die deutsche Gesellschaft einer Gruppe von offenkundigen Neurotikern¹ nicht die Abfuhr erteilt hat, die sie in ihre Schranken gewiesen und vielleicht geheilt hätte, als es noch Zeit war. Die Antwort der Sozialpathologen war eindeutig: diese Deutschen waren krank, sie versprachen sich vom Nationalsozialismus Heilung. So einleuchtend mir diese medizinische Antwort vorkam, so wenig passte mir das ihr zugrunde liegende Bild von der «kranken Gesellschaft». Gesellschaft ist ein blosser Begriff, der, historischem Wandel unterworfen, keine Analogie zum biologischen Organismus duldet. Es gibt keinen «Gesellschaftskörper», dem man etwa den Puls fühlen könnte, um entsprechend zu diagnostizieren. Je nachdem wie der Gesellschaftsbegriff angewendet wird, kann er unserer Erkenntnis weiterhelfen oder sie verstellen.

Von der Realität, die er begreift, wird er allemal geschieden bleiben, genau wie Zivilisation, Staat, Nation, Gruppe, Individuum immer von der Wirklichkeit absteigen werden, die sie bezeichnen.

Diese unvermeidliche Differenz zwischen Begriff und Realität ist die erste Schwierigkeit einer systematischen Sozialpathologie. Schon falsche Begriffe, unzutreffende Gesellschaftsbilder, mangelndes Bewusstsein der sozialen Realität können Zustände bewirken, die krankhaft zu nennen wären. Darüber hinaus mögen Störungen der sozialen Beziehungen so bezeichnet werden. Verdrängung von schöpferischen Konflikten, Begleiterscheinungen von sozialen Umstrukturierungen, unerfüllbare Normen, Institutionen, die den Leuten das Denken verbieten wollen und ihr Ziel erreichen, Residuen, die ein ganzes Sanktionsgefüge lähmen ----- all das lässt sich als krankhaft bezeichnen, und vielleicht gelingt es eines Tages, solche Krankheitsherde aufzulösen, wie man gelernt hat, Elendsquartiere abzubauen.

Die zweite Schwierigkeit stellt sich sofort ein, wenn man den Krankheitsbegriff für bestimmte soziale Phänomene akzeptiert hat. Niemand weiss, was im Gegensatz zu einer Kranken eine gesunde Gesellschaft oder Gruppe wäre. Gerade in Verbindung mit der deutschen Utopie des Nationalsozialismus lässt sich zeigen, dass die Vorstellungen vom «gesunden Volk» ziemlich weit auseinandergehen. Wäre etwa in der nationalistischen Propaganda gegen das «Zersetzende» in der Weimarer Republik auch Richtiges gewesen, so war doch die Gesundheit, die Medicus Hitler rezeptierte, das schlechthin Unmögliche.

Das ist kein Zufall. Soziale Gesundheitsbilder sind abstrakt. Sie können niemals die ganze Wirklichkeit erfassen. Wer nach ihnen zu handeln sich anschickt, vergewaltigt, ob er will oder nicht - in der Regel muss man sich vor denen hüten, die «gesunde Verhältnisse» schaffen wollen.

Über diese Schwierigkeit bin ich nicht hinweggekommen. Die hier abgedruckten Stücke versuchen, krankhafte Er-

scheinungen der deutschen Zeitgeschichte aufzuspüren. Es werden einzelne Gruppenbildungen und soziale Prozesse dargestellt. Erwartungen werden beschrieben, von bestimmten Gruppen-Normen und ihrem Missbrauch ist die Rede.

Geschichte wird dabei nicht als Staats-, sondern als Gesellschaftsgeschichte verstanden. Es ist offenbar nichts mit den grossen Männern, noch mit der Automatik historischer Abläufe. Wir haben es in der Realität mit einem ungeheuren Durcheinander ungelöster und zum Teil unauflösbarer Widersprüche zu tun.

Einiges davon versuche ich darzustellen. Der Essay kann nur die Vielseitigkeit, das Sowohl-als-auch andeuten, zu einer Diagnose gelangt er nicht, viel weniger zu einer Therapie.

Trotz dieser Bescheidung auf das Essayistische, das bestenfalls auf Symptome und Erkrankungen aufmerksam machen kann und die Nachdenklichen anregen, schulde ich meinen Lesern ein Wort über den Standpunkt, von dem aus diese Versuche unternommen werden. In der Form verschieden und bei ungleichen Anlässen niedergeschrieben, haben sie doch die Überzeugung gemeinsam, dass die zweite deutsche Republik von dem weit entfernt ist, was man ein blühendes Gemeinwesen heisst. Ich teile die Ansicht nicht, dass eine Sozietät schon in Ordnung ist, wenn ihre Wirtschaft und Verwaltung einigermaßen funktionieren und genug abwerfen, um die kulturellen Institutionen von den Kirchen bis zur Filmkunstindustrie zu subventionieren. Staat und Ökonomie sind soziale Grundleistungen; es ist schlimm, wenn sie mcfa aufgebracht werden, doch kein Grund zur Beruhigung, wenn sie arbeiten.

Die Wirklichkeit, die man gemeinhin als Gesellschaft bezeichnet, ist ein Vorgang, kein Zustand. Dass die Bevölkerung der Bundesrepublik ihren Staat, ihre Wirtschaft, ihre Kultur, schliesslich sich selber als Zustand akzeptiert, halte ich für ein böses Symptom. Sie hat nicht begriffen----- und die Mächtigen vermeiden es in kurzköpfigem Eigennutz,

sie darüber aufzuklären -----, dass sie *aus sich selber* heraus die mitmenschlichen Beziehungen verbessern und auf Veränderung drängen muss, wenn sie nicht hinter das Erreichte zurückfallen will. Es fehlt an Mut, an Humanität, an Bürgersinn, an Geist - wie immer man das Vorwärtstreibende nennen will.

Daran hat es schon *vor* Hitler gefehlt. Hier liegt der soziale Defekt dieses Landes in der europäischen Mitte. Das verbindet aber auch wieder die soziologische Zeitgeschichte mit der Pathologie. «Die Gesundheit eines Menschen», lehrte Viktor von Weizsäcker, «ist eben *nicht* ein Kapital, das man aufzehren kann, sondern sie ist überhaupt *nur* dort vorhanden, wo sie in jedem Augenblick des Lebens erzeugt wird. Wird sie nicht erzeugt, dann ist der Mensch bereits krank²».

Salmers, März 1962

Harry Pross

Zeitgeschichte als publizistische Aufgabe

I

Die Kombination Zeit-Geschichte stammt aus der Aufklärung, aus jener Zeit also, in der von England her die geistige und soziale Verselbständigung des Bürgertums ihren Ausgang nahm, mit der wir bis heute noch nicht fertig geworden sind.

Im deutschen Sprachgebiet begann diese Epoche mit der denkwürdigen Auseinandersetzung der Literaten Gottsched und Bodmer, aus der Lessing dann neue Grundsätze für Literatur und Kunst gewann. Dass die Poesie abzubilden habe, galt bis dahin als ausgemacht. Von nun an kam eine neue Lehre auf, die der Literatur eine eigene Realität zusprach, eine Verinnerlichung des dynamischen Prozesses der Gesellschaft, eine neue Wirklichkeit. Es müsste sehr merkwürdig zugegangen sein, wenn nicht auch in der Neubildung Zeit-Geschichte etwas von diesem Wunsch nach Vollständigerem als blossem Abbild enthalten gewesen wäre. Und so ist es. Zeitgeschichte kann sich nicht mit der reinen Darstellung zufrieden geben, wie etwas *gewesen* ist, sie will wissen, wie es dazu *kommen* konnte, und wie es weitergeht. Ludwig Dehios historischer Ansatz scheint der vollkommenste Ausdruck dieser neuen Auffassung zu sein, und es ist wohl kein Zufall, dass er aus der intensiven Beschäftigung mit *der* Geschichte gewonnen wurde, die uns in den letzten Jahren durchgerüttelt hat, und die wir ohne Bedenken als anwesend empfinden¹.

Indessen liesse sich über die theoretische Position streiten, was Geschichte sei und was Zeitgeschichte sein soll. Wir gehen von den Geschichtsschreibern aus, und von ihnen

gibt es so viele Köpfe wie Meinungen. In den zwanziger Jahren hat ein Soziologe, Gottfried Salomon, im Anschluss an Hegel, versucht, die Geschichtsschreiber in Gruppen aufzuteilen, um so eine bessere Übersicht zu gewinnen. Er fand, dass mit der Kultur und der Politik der verschiedenen Epochen auch die Geschichtsschreiber wechselten:

«In Humanismus und Aufklärung sind es zunächst *Dichter* gewesen, freie Philosophen als Vorläufer der Laienbildung. Die Bilder grosser Männer und der grossen Zeiten werden von Phantasie und Spekulation als geschichtliches Muster dargestellt. Sehnsucht, Ruhmgier und Herrschsucht bestimmen diese historische ‚Literatur‘, die nur politische Theorie ohne Sachkenntnis gibt. Leute ohne gesellschaftliche Stellung und ohne Auftrag schreiben Geschichte, mehr des Altertums, die sie aus Schriften kennen, als ihrer Zeit, da sie ohne nähere Sachkenntnis sind.

In den Zeiten politischer Kämpfe treten als Historiker hervor erstens die Staatsmänner, die zu ihrer eigenen oder der Regierung Rechtfertigung schreiben, Erinnerung und Lehre aus ihrer Erfahrung bieten und selbst Geschichte gemacht oder mit gemacht haben. Es ist einerlei, ob sie mit oder ohne Auftrag schreiben.

Dagegen fallen der Auftrag und die Bezahlung ins Gewicht bei der zweiten Gruppe, den *Apologeten* und *Advokaten*. Sie sind nicht Schauspieler, nur Mitspieler auf der historischen Bühne, haben ihren Platz nach der Stellung, die sie erhalten und die von der Art des Hofes, der Dynastie, der Regierungsart und deren Geschichte abhängt. Sie haben Personen oder Tendenzen, Hof oder Handlungen zu rechtfertigen und zu verherrlichen und erhalten Einblick, soweit es im Belieben ihrer Auftraggeber liegt.

Ganz anders, drittens, die *Publizisten*, die bloss Zuschauer sind und für das Publikum schreiben, oft ohne Auftrag und jedenfalls ohne offizielle Initiative. Ihre Stellung ist von Tendenzen ihrer Schicht, ihres Standes, ihrer Partei be-

stimmt. Sie geben Programme, damit andere Geschichte machen².»

Gewiss ist diese Gruppeneinteilung nicht ideal, aber sie zeigt doch, dass recht verschiedene Gesichtspunkte in die Historie hineingetragen werden, und dass wir von Staatsmännern, Dichtern, Apologeten und Publizisten nicht dasselbe erwarten dürfen. Der allgemeine Standort ist so verschieden, wie auch die Methode verschieden ausfällt; allenfalls mag die Schwierigkeit die gleiche sein, die nach Bert Brecht beim Schreiben der Wahrheit auftritt.

II

Der Schreiber von Zeitgeschichte hat eine Flürde zu bewältigen, die dem Historiker erspart bleibt. Zeitgeschichte ist nach unserer Definition Geschichte, die im Denkbereich der lebenden Generation stattfindet. Das bedeutet nicht nur, wie Hans Rothfels betont hat, viel zu geringe Distanz und erdrückendes Material, das bedeutet vor allem, Schwierigkeiten mit Personen und Personalien ausgesetzt zu sein.

Der Forscher, der Sachverhalte erhellen will, der Organisationen, Institutionen, Ideologien darzustellen versucht, kommt um die Menschen, die jene Ideologien in die Welt gesetzt haben oder die genannten Einrichtungen betreiben, er kommt um diese Zeitgenossen nicht herum. Weit entfernt davon, sich über Bemühungen zu freuen, mit denen ihr irdischer Wandel in lesbare Geschichte übersetzt wird, neigen die Personen der Zeitgeschichte dazu, sich zu verstecken; bei einigen mag das verständlich sein, bei anderen kommt man erst im Laufe weiterer Ermittlungen dahinter, woher diese Bescheidenheit stammt. Es ist schon so: wenn der Mensch überhaupt ein Gewissen hat, dann hat er ein schlechtes. Zeitgeschichte ist also in einem manchmal indezenten Grade Personalgeschichte.

Dort liegen ihre Nahtstellen. Und wer auf diesem Gebiet arbeitet, wird es immer wieder erleben, dass ihm der Vorwurf gemacht wird, er habe persönliche Rivalitäten zwischen bestimmten Figuren entweder übersehen oder überbewertet, mit anderen Worten, er habe zu viel oder zu wenig Distanz zu den Ereignissen. Den Historiker kann der Vorwurf des zu grossen Abstandes nicht treffen. Er lebt davon, dass er nicht dabei gewesen ist. Für die Zeitgeschichtler liegen die Dinge etwas anders. Sie wollen Geschichte der Lebenden schreiben und müssen daher einen Standpunkt innerhalb der Auseinandersetzungen der Zeit beziehen.

Wer freilich glaubt, Geschichtsschreiber seien exakte Wissenschaftler, die überhaupt keines Standpunktes bedürften, irrt gewaltig. Gerade die Historiker des neunzehnten Jahrhunderts, deren Abgeklärtheit heute gerne als Argument gegen die Zeitgeschichtsschreibung angeführt wird, beweisen das Gegenteil. Als Ranke sein Werk über die grossen Mächte schrieb, betrieb er Zeitgeschichte. Seine Vorträge vor Maximilian n. von Bayern nahmen Stellung zu drängenden Fragen. Von Sybels, Treitschkes und Lamprechts Arbeiten, von manchen anderen Quellen der heutigen Historiographie lässt sich mit Recht dasselbe sagen, wie schon vom «Peloponnesischen Krieg» des Thucydides.

III

Die Komplikationen, denen die Zeitgeschichte als akademische Disziplin unterworfen ist, vermehren sich, wenn Publizisten Zeitgeschichte schreiben oder sich der Ergebnisse von Zeitgeschichte bedienen. Sie sind zur Kritik verurteilt. Ihr programmatisches Vorhaben verstärkt die Unart der Publizisten, Gedanken über Zeitgeschichte statt Zeitgeschichte selber zu schreiben. Das bringt sie leicht in Verdacht, nicht objektiv zu sein. Aber es gibt für den Publizisten, der auf sich hält, keinen vernünftigen Grund, die Sorgfaltspflicht

bei der Erforschung von Tatbeständen zu vernachlässigen. Objektiv im Inhalt, subjektiv in der Form, das ist immer noch die beste Formel.

Die deutsche Literatur ist reich an Beispielen dieser Art. Josef Görres, dessen politischer Standpunkt sich vom Jakobinischen zum Klerikalen wandelte, hat dafür in allen Lebensabschnitten Beweise geliefert. Objektive Wiedergabe des Tatbestandes und polemische Interpretation finden sich schon in seinen Jünglingsschriften, in denen er sich 1798 gegen die Soldatenverkaufereien des Landgrafen von Hessen wendete:

«Wir, Wilhelm Der ix., von Gottes Gnaden Landgraf von und zu Hessen, Ordensmeister der Tapferkeit- und goldenen Löwenorden, Besitzer der Bergfestungen Spangenberg und Babenhausen, Erbauer einer neuen Bastille, Oberaufseher über die Pantalons und Hüte aller Katten, weitberühmter Schweinhändler etc. etc. entbieten hiemit allen unsern Handelsfreunden und resp. Gönnern unsern Gruss und machen denselben bekannt, was massen wir ein vollständiges und ausgesuchtes Assortiment von zwölf tausend Stück Menschenvieh erhalten haben; ergeht daher an alle, die dieser Ware bedürftig, die Bitte, uns gefälligst mit ihrem Zuspruche zu beehren. Wir haben darauf gesehen, nur lauter bildschöne, junge Leute wie Milch und Blut zusammenzutreiben, und hoffen, mit ihnen alle Nebenbuhler auszustechen und bei unsern Abnehmern die grösste Ehre einzulegen. Sie sind vortrefflich dressiert, können hauen, schiessen, stechen, rechts- und linksum machen und noch mehr dergleichen Künste. Ein zwölfjähriges Abrichten mit Stock und Prügel hat es endlich dahingebracht, dass sie sich für ihren Herren totschiessen lassen, ohne dabei zu mucksen oder eine Miene zu verziehen³.»

Heute trifft der Vorwurf mangelnder Objektivität die Zeitgeschichte allgemein, weil noch immer viele Kritiker in dem idealistischen Missverständnis befangen sind, es gebe so

etwas wie wertfreie Geschichtsschreibung oder wertfreie Forschung überhaupt. Von diesem Irrtum, der sich nicht zuletzt an Max Weber, dem Proponenten wertfreier Wissenschaft, bewiesen hat, kommen wir nun zu ruhigerer Betrachtung. Wir haben zum Beispiel gesehen, dass Max Webers wertfreie Behandlung der Religion ihm manche Einsichten verschlossen hat, die ihm wohl gekommen wären, wenn er eine persönlichere Beziehung zur Religion gehabt hätte.

Ohne nun in das andere Extrem der Parteilichkeit zu verfallen, kann man doch sagen, dass die Verdächtigungen von Auftragskunst und Auftragswissenschaft zu weit gegangen sind. Wo der Wille zur Wahrheit vorhanden ist, braucht der Auftrag den Erkenntnisdrang nicht in dem Masse zu beeinträchtigen, wie es allgemein angenommen wird.

IV

Zunächst aber fragen wir, wer sind die Publizisten? Einem deutschen Drang nach Höherem folgend, nennen sich unsere Schriftsteller gewöhnlich Dichter, die Publizisten bezeichnen sich als Schriftsteller, die Redakteure heissen Publizisten, die Journalisten wollen Redakteure sein und die Reporter Journalisten genannt werden. So kommen wir also nicht weiter.

Ein Publizist ist nicht ohne Weiteres, wer publiziert, und der Publizist gehört auch nicht auf die Stufenleiter des gesellschaftlichen Erfolges jener Berufsgruppen, die von sich glauben, dass sie schreiben können.

Im Bereich der Rechtswissenschaft sind die Publizisten diejenigen, die sich um das öffentliche Recht kümmern. Demnach konnten sich schon vor hundert Jahren jene Männer als Publizisten ausgeben, die sich um die öffentlichen Angelegenheiten, um das Gemeinwesen, die *salus publica* schreibend kümmerten. Ihre Berufe spielten dabei eine untergeordnete Rolle.

An diese Definition wollen wir uns halten und sehen, was sich daraus für unsere Fragestellung ergibt. Wenn Publizisten sich über die öffentlichen Angelegenheiten äussern, dann heisst das, dass die privaten sie nichts angehen. Das heisst ferner, dass sie es mit Gruppen zu tun haben und nicht mit einzelnen Leuten. Denn alles öffentliche Handeln vollzieht sich im Gegeneinander, Miteinander oder Durcheinander von Verbindungen mehrerer Menschen, nicht in Einzelaktionen.

Das gilt selbst für so überragende Gestalten wie F. D. Roosevelt, wie der Marburger Historiker Fritz Wagner⁴ nachgewiesen hat. Es gilt für Hitler nicht weniger als für Stalin und erst recht für abhängigere Personen. Wo der Publizist, der ja selbst innerhalb bestimmter sozialer Zusammenhänge wirkt, es mit Einzelheiten zu tun hat, geschieht dies nur deshalb, weil sie bestimmte materielle und ideelle Gruppen repräsentieren. Maximilian Harden hat den Fürsten Eulenburg nicht etwa deshalb blossgestellt, weil er Anstoss daran nahm, dass der Fürst homosexuell war, sondern weil er in ihm den Hauptmann der Kamarilla sah, die Kaiser Wilhelm n. beeinflusste, und die Harden für schädlich hielt. Wer umgekehrt vorgeht, treibt öffentliche Ranküne, verdient aber nicht die Bezeichnung eines Publizisten.

Es ist klar, dass der mit Gruppen und nicht mit Personen befasste Publizist stets der Gefahr ausgesetzt ist, das Persönliche zu missachten oder das Kind der Persönlichkeit mit dem Badewasser der Gruppen auszuschütten. Wir alle sind ja trotz einer gewissen Schizophrenie unseres öffentlichen und privaten Lebens, solange wir leben, unteilbar und haben neben Zügen, die unsere öffentlichen Gegner ärgern, doch auch passable andere Eigenschaften. Gerade um die kann sich freilich der Publizist nicht kümmern, und er *soll* sich auch nicht darum kümmern, weil sie nicht seine Sache sind.

Der Publizist braucht also, gerade *weil* sein Ausgangspunkt das öffentliche Leben ist, eine basale Vorstellung vom Einzelmenschen. Ohne eine solche Anthropologie kann er nichts

machen. Sie ist der Ankergrund seines Berufsbewusstseins. Von dort her nimmt er seine Massstäbe. Unweigerlich wird dieses Leitbild in den Arbeiten des Publizisten sichtbar werden, hier muss er Farbe bekennen, auch wenn er schwarz ist.

V

Ist der Publizist also derjenige, der Anteil am öffentlichen Wohl nimmt, und der sich dafür literarisch verwendet, dann wird er nicht immer leicht zu unterscheiden sein von seinen schreibenden Nachbarn: den Wissenschaftlern, den Journalisten, den Literaten. Oft genug sind die Unterschiede so undeutlich, dass nur ein Blick auf die grundsätzliche Zielrichtung eine Differenzierung möglich macht. Dem Journalisten geht es in erster Linie um den Tag, um die Zeit, um die Aktualität; dem Literaten um die Sprache und das Eigenleben der Literatur.

Das heisst aber nicht, dass es dem Publizisten erlaubt sei, ausserhalb seiner Zeit zu leben; nur der Umfang dessen, was als aktuell verstanden wird, ist grösser bei ihm.

Auch kann er nicht auf die Pflege der Sprache verzichten. Im Gegenteil! Die Aufgabe, die bewegten Zusammenhänge der öffentlichen Angelegenheiten zu verlebendigen, erfordert, dass ihm die Sprache zu Verfügung stehe, wie nur je einem Literaten.

Hier kommen wir auf eine spezielle Beziehung von Publizistik und Zeitgeschichte.

Die akademische Geschichtsschreibung lässt, wenigstens in Deutschland, die Deutung zu, dass es ihr auf den Glanz der Sprache nicht ankomme. Wer gut schreibt, setzt sich leicht dem Vorwurf der Zunft aus, ein Journalist zu sein und als Wissenschaftler nicht viel zu taugen. Nehmen wir an, diese verbreitete Auffassung stamme nicht nur von fehlender literarischer Begabung tonangebender Ordinarien her, so können wir leicht daraus schliessen, dass aus dem Verzicht auf

kraftvolle, schöne Sprache, der Verzicht auf das Leben ausserhalb der Fakultät spricht.

Wie die Unart, Wissenschaftlichkeit durch Fussnoten beweisen zu wollen, verrät auch dieser Verzicht die Abhängigkeit solcher Historiker von der methodischen Debatte, die um 1900 Sinn und Zweck hatte. In den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts war die Frage zu entscheiden, wie persönliche Überzeugungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu neutralisieren seien. Man entdeckte, dass sie nur unter bestimmten Voraussetzungen Gültigkeit besaßen. Man wurde mit Recht misstrauisch gegen jegliches Pathos. Man befreite sich von ihm, indem man sich auf trockenste Mitteilung zu beschränken suchte.

Freilich verschob dieser Puritanismus die Frage nur. Bald sollte sich herausstellen, dass mit der exaktesten Nüchternheit ebenso viel Unfug getrieben werden konnte wie mit dem eifrigsten Pathos.

Die zu lösende Aufgabe lag im Bereich ethischer Voraussetzungen, der durch die sprachliche Verarmung nicht zu erreichen war. Dennoch blieb das Misstrauen gegen Anmut und Leichtigkeit der Sprache erhalten. Und es ist wahr: wo die Sprache nur Verständigungsmittel unter Fachgenossen sein soll, kann man in der Tat mit einem Wortschatz von nur hundert Vokabeln auskommen. Insofern hat diese Manier ihre innere Berechtigung.

Anders steht es mit dem Publizisten. Zwar will auch er sich seinen Kollegen mitteilen; aber zugleich wirbt er ins Blaue hinein für seine Auffassung von Gesellschaft und ihren Zusammenhängen. Dieses Werben gleicht mehr einem Handeln als einem Vermitteln von abgeschlossenen Sachverhalten.

Der Publizist muss anstössig sein, er muss einen Anstoss geben.

Er muss einfach sein, so wie Jiménez Einfachheit verstand, als das mit knappsten Mitteln Erreichte. Anstoss und Einfachheit müssen aus der Fülle kommen. Darum braucht er

eine phantasiebegabte, grazile Sprache, nicht nur eine beschreibende, referierende, sondern eine appellierende Prosa, die mehr ist als die Abfolge aneinandergereihter Worte.

Ich möchte sagen, dass der Publizist den Beruf hat, «die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrung des Geistes zu verwandeln».

Es ist dies eine Forderung, die Lessing schon im dreissigsten Stück seiner «Hamburgischen Dramaturgie» erhoben hat. Bis heute wurde sie nicht dauerhaft erfüllt; aber Publizistik und Zeitgeschichte gehen hier fast ineinander auf. Wo der Publizist Zeitgeschichte bietet, ist es Zeitgeschichte in Bewegung, nähert sich Zeitgeschichte der Zeitkritik. Freilich muss der Publizist Ehrfurcht vor dem Konkreten, dem Bleibenden in der Geschichte haben, wie Alfred Weber gesagt hat, und er muss sich sowohl vor Generalisierungen wie vor Isolierungen einzelner Zusammenhänge hüten, so gut er kann⁵. Es ist nicht zuviel verlangt, wenn vom Publizisten gefordert wird, er solle das Leben der öffentlichen Dinge selbst sichtbar machen.

VI

Die innige Verbindung des Anspruchs auf die Sprache mit der Absicht, das Gemeinwohl zu fördern, vollzieht sich noch in der Klausur des Schreibenden. Da der Publizist aber seine Ansichten durchsetzen will, muss er danach streben, sich der vermittelnden Apparate, der Presse und des Verlagswesens zu bedienen.

Ein Publizist, der nicht gehört wird, hat seine Zeit verfehlt, was nichts über die Qualitäten seiner Absichten und seiner Erkenntnisse aussagt. Oft genug stellt gerade der Zeitgeschichtler fest, dass die tauglichsten Ideen nicht aufgegriffen worden sind. Schreckhandlungen und blosse Hirngespinnste bestimmen und haben häufig den Fortgang der Ereignisse bestimmt. Damit muss der Publizist rechnen; und da er sich

seine Aufgabe selbst stellt, kann ihm dieses Risiko auch keiner abnehmen.

Als Heinrich Heine starb, wollte er sein publizistisches Risiko, nicht seine Poesie anerkannt sehen:

«Ich weiss wirklich nicht, ob ich es verdiene, dass man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie grossen Wert gelegt auf Dichter-Ruhm, und ob man meine Lieder preist oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit⁶.»

Ein echoloser Poet kann dennoch glücklich sein, ein Publizist ohne Öffentlichkeit ist nichts. Zwar kann auch das Zurückhalten von Ansichten im Sinne des publizistischen Ethos liegen, aber die Regel heisst Zusammenstoss mit dem Apparat und mit den Männern, die ihn bedienen.

Sechs Modelle kommen in Frage:

Das erste und primitivste ist das, womöglich mit eigener Hand vervielfältigte, Flugblatt. Es hat auch in unseren Zeiten immer noch seine Berechtigung, ja, es bietet, wie das Beispiel der Geschwister Scholl zeigt, gelegentlich die einzige Möglichkeit, sich verständlich zu machen.

Die vier nächsten Modelle: Zeitung, Funk, Film und Buch bilden eine ökonomische Einheit, insofern die Erfordernisse des ökonomischen Betriebes mehr und mehr die literarischen überdecken. Eine grosse Zeitung, eine grosse Filmproduktion, ein grosser Verlag sind heute wirtschaftliche Grossbetriebe, von denen das Wohlergehen vieler abhängt. Sie haben eigene Gesetze der Produktion, in denen das vervielfältigte geistige Material die geringste Rolle spielt. Rentabilität, nicht Qualität entscheidet zunächst. Die Kunden solcher Grossbetriebe kaufen sehr häufig Gattungen, nicht bestimmte

Geistesprodukte. Man will *die Zeitung, das Buch, das Radio-*programm haben und nicht, was Herr x oder Y an publizistischen Weisheiten verzapft.

Unter diesen Bedingungen, die man bedauern, aber nicht ändern kann, entscheidet sich für den Publizisten alles mit dem Verständnis der Männer, welche die Produktionsmaschine mit dem leider doch nicht ganz auszuschaltenden geistigen Produkt füttern. Wenn er Glück hat, sind seine Redakteure und Lektoren tapfer, wenn er keins hat, bleibt ihm, wie man so schön sagt, nichts anderes übrig, als mit seinem «echten Anliegen» ein Haus weiter zu ziehen.

Nun steht es aber so, dass selbst die wohlgeratenen Exemplare der Redakteurs- und Lektorengattung Rücksichten zu nehmen haben, die dem Publizisten schon als Belastung für seine Arbeit vorkommen. Die Männer der Vermittlung haben auszugleichen, was die Publizisten sich als eine ihrer wenigen Tugenden anrechnen: die relative Unempfindlichkeit gegen Gruppenvorurteile. Während nämlich der Umgang mit Verbänden und Gemeinwesen den Publizisten ständig daran erinnert, dass es noch andere Verbände und andere Gemeinwesen gibt, die dasselbe Daseinsrecht genießen, müssen Verleger, Intendanten und Chefredakteure mit dem Egoismus ganz bestimmter Gruppen und Organisationen rechnen. Daraus ergeben sich strukturelle Widersprüche, von denen zumindest einer lebensgefährlich werden kann: der zwischen dem Publizisten und dem täglichen Plebiszit des Nationalgefühls.

Es ist eine der Grunderwartungen der pluralistischen Gesellschaft unter den westdeutschen Bedingungen, dass jeder von jedem hofft, er werde sein Spiel mitspielen. Der Publizist spielt aber sein eigenes Spiel. Er neigt dazu, auch das *eigene* Gemeinwesen, die eigene Partei, gegenüber anderen zu relativieren. Und gerade das ist den Inhabern der Apparate versagt. Ihre Existenz hängt von dem Zuspruch zu vieler Pfahlbürger ab, die ihr Selbstbewusstsein in der Verabsolutierung der eigenen Nation bilden.

Apparate können nationale Tabus nicht ignorieren, Publizisten müssen es.

Es ist dieser berufliche Zusammenstoss, der Zusammenstoss mit den deutschen Tabus, der zu dem traurigen Ende so überragender Männer wie Harden und Ossietzky geführt hat. Durch diesen Gegensatz füllten sich immer wieder die Gefängnisse mit Publizisten, und von ihm leitet sich auch der primitive Vorwurf ab, der so oft erhoben wird, einer beschmutzte sein eigenes Nest, oder er sei ein Kommunist, ein Verzichtspolitiker gar oder sonst etwas Bürgerschreckliches. Umgekehrt geht es um die Wiedereinrichtung überwundener Geschichtslegenden, wo heute die Rechtsradikalen «historische Forschung» betreiben. Keine einzige der Nachfolgeparteien und Nachfolgegruppen des Nazismus hat darauf verzichtet, die «Reinigung des deutschen Geschichtsbildes» zum Programm zu erheben. Es geht diesen Menschen ausdrücklich um das schöne Bild, nicht um die Realität. Freilich hat der so belebte Mythos alsbald grausige Realität erfahren, wie die Synagogenschändung von Köln 1959 zeigte.

Die grossen Publikationsunternehmen können sich zwar die Extremisten vom Leibe halten, wenn ihre Chefs das wollen, aber sie reagieren empfindlich auf den weiten Tabubereich nationaler Konventionen etwa im Verhältnis zu den Westslawen. Die grosse Zahl derer, die zwar die Radikalen ablehnen, aber in bestimmten Wertvorstellungen der preussisch-deutschen Mythologie verharren, sind das Publikum dieser Unternehmen. Vorwürfe aus dieser Richtung verlangen, auch wenn sie nicht substantiiert sind, Beachtung, *weil* sie so allgemein sind. Wenn der Publizist sich zu weit vorwagt, weil er nur in der Kühnheit einer These die Chance neuer Erkenntnisse sieht, konzentrieren sich diese Vorwürfe zur Erklärung, er sei «untragbar». Die soziale Basis bricht unter ihm ein.

Die Empfindlichkeit der Veröfentlichungsindustrie gegen allgemeines Lamento mag zum Teil daherkommen, dass die Verbindung mit ihrem Publikum unpersönlich ist. Trotz

aller Marktforschung tappt man da im Dunklen. Wer en bloc verkauft, und wer blind ein Programm kauft, wird notwendigerweise auf das Allgemeine verwiesen. Aber das bleibe dahingestellt.

In einem ganz anderen Fall sind die kleinen Zeitschriften, die ohne Apparat auskommen und mit ihren Lesern einen Kreis bilden. Sie bilden das sechste Modell der Vermittlung. Ein Muster dieser Sorte war der «Tatkreis» der frühen dreissiger Jahre, wenn auch kein Muster, das uns politisch musterhaft erscheinen könnte. Oder Niekischs «Widerstand» oder Emanuel Mouniers «Esprit». Diese Publikationen haben Gesinnungsgenossen, für die sie schreiben und denen gewisse Tabus nicht gelten. So kann man gewisse soziale Probleme in Dirks' und Kogons «Frankfurter Heften» in einer Weise behandelt sehen, die sich ein grosser Apparat nicht leisten könnte. Folgerichtig ist ihr Radius beschränkt.

VII

Hier zeigt sich wiederum eine Verbindung von Publizistik und Zeitgeschichte, die zum Weiterforschen reizt. Der deutsche Nationalismus hat immer so getan, als stärke das Wegsehen von unangenehmen Tatbeständen den nationalen Charakter. Dieser Nationalcharakter ist auch danach geworden. Erst *nach* dem Zweiten Weltkrieg wurde Theodor Litts Lehre verstanden, dass Hinsehen frei macht.

Wer nun die Geschichte der deutschen Publizistik in den letzten hundert Jahren verfolgt, wird feststellen müssen, dass es oft genug die Zeitgeschichte gewesen ist, die Anlass zur Unterdrückung gab. Schliesslich war Ossietzkys «Weltbühne»-Bericht über die geheime Aufrüstung der Reichswehr ebenso Zeitgeschichte wie die Veröffentlichung der Tagebuchblätter des Kaisers Friedrich in der «Deutschen Rundschau», die Bismarck veranlasste, die Zeitschrift einzuziehen.

Zeitgeschichte war auch, was Karl Kraus in den Kriegsjahren der «Fackel» schrieb. Leopold Schwarzschild registrierte die Geschichte der Weimarer Republik in seinem «Tagebuch» verlässlicher als die amtliche Dokumentation, verlässlicher auch als die akademische Geschichtsschreibung, die schon aus Selbsterhaltungsgründen zum Stilisieren der eigenen Überlieferungen neigt: Sie ist eine Institution und muss sich nützlich machen. Was sie aber zu sagen hat, ist, wie Goethe dem nationalistischen Historiker Luden schon 1806 vorhielt, die einfache Wahrheit, dass die Geschichte eine Menge Torheiten und Schlechtigkeiten enthält:

«- Ihre einfache Wahrheit ist, dass es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstet und geplagt; sie haben sich und anderen das bisschen Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeiten des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu geniessen vermocht. Nur wenigen ist es bequem und erfreulich geworden.»

Wer in der Geschichte das Preiswürdige sucht, ist gezwungen, über diese Traurigkeit hinwegzusehen. Das vermag die Zeitgeschichte nicht, denn das Miserable steht vor aller Augen. Sie vermag nichts Erhebendes zu verkünden, und zur Bildung kann sie nur dem verhelfen, der Disharmonien zu ertragen vermag. Zeitgeschichte schildert nicht alles negativ; aber sie muss alles Negative zum Bewusstsein bringen. Dagegen erhebt sich die auf Harmonie erpichte nationale Auffassung. Für sie ist Geschichte eine Art und Weise, das Vergangene zur Stärkung zu benutzen. So will es die überlieferte Bildungswelt.

Hinter der Verketzerung der Zeitgeschichte steht nichts Geringeres als die Konstruktion der allgemeinen Bildung überhaupt. Folianten sind damit angefüllt worden, dass die Deutschen keine *politische* Bildung besäßen. Bände sind darüber geschrieben worden, dass diese Bildung eine politische sein

müsse; das kann aber doch nur heissen, eine publizistische und eine zeitgeschichtliche. Leider besteht wenig Aussicht auf eine solche Verbesserung.

VIII

Die Frage – politische Bildung oder nicht – ist zunächst keine Angelegenheit des Bildungsinhaltes und des Vorrates an Wissen; sie ist eine Frage der Erfassbarkeit des Stoffes durch die zu Bildenden, eine Frage ihres Verstehens von Bildung überhaupt. Wenn wir gesagt haben, Max Weber habe als Individualität des neunzehnten Jahrhunderts gewisse Vorzüge des religiösen Gemeinwesens nicht aufnehmen können, so müssen wir hinzufügen, dass eine grosse Anzahl von Zeitgenossen ihre Einzelverantwortlichkeit nicht begreifen *können*, weil sie dem Aberglauben des zwanzigsten Jahrhunderts an den Glauben verfallen sind und nicht zu zweifeln wagen. Bewusst oder unbewusst überlassen sie dem Kollektiv, was sie sich selbst nicht zutrauen. Es fehlt ihnen so sehr an Persönlichkeitsbewusstsein, dass sie auch ihre Bildung nicht mehr als ihre Sache, sondern als eine Affäre des sozialen Status verstehen.

Mit Recht und mit bewundernswürdiger Klarheit hat Theodor Adorno auseinandergesetzt, dass die gängigen Bildungsvorstellungen der Eigenverantwortlichkeit entziehen, ja dass sie auf Flalberfahrungen beruhen, und damit gerade *der* Kollektivierung des Bewusstseins dienen, vor der Bildung bewahren soll. Hier wird der ganze Komplex des Vermittlungssystems deutlich. Mutige Verleger können noch so viele Bände Zeitgeschichte servieren, brave Redakteure noch so viel Dokumentationen der Zeit beitragen, es bleibt doch purer Snobismus der Fachleute, wenn sie erklären, Zeitgeschichte *gehöre* eben zur Allgemeinbildung.

Man kann auf das Bewusstsein der Bevölkerung nicht einwirken, solange es nicht durch die Änderung des sozialen

Unterbaus auf diese Einwirkung vorbereitet ist. Demokratisierung des Staates und Demokratisierung der Bildung bedingen einander. Das hat Lenin schon gewusst, und wir sollten uns nicht schlauer vorkommen, als dieser gewitzte Revolutionär es war. Denn es hängt nicht nur am guten Willen der Betrachter, gewisse zeitgeschichtliche Sachinhalte zur Kenntnis zu nehmen; stünde es so, dann hätten die abertausend Volksbildner längst gesiegt.

Wir sehen aber stattdessen, dass die Pädagogen es mit einer ständig grösser werdenden Zahl von Menschen zu tun haben, von denen jeder Einzelne an den Ohren gezupft werden muss, weil der allgemeine Pegelstand politischer Bildung sich nur um die Geringfügigkeit gehoben hat, um die Deutschlands Gesellschaft demokratisiert worden ist. Und selbst, wenn sie voll demokratisiert wäre, bliebe die Bildung doch eine Sache des Einzelnen und seiner Denkarbeit.

IX

Die Verständigungsgrenzen liegen in Deutschland tiefer, als man glauben möchte.

Es gibt noch keine Sprache, die sie überwinden könnte. Das Deutsche ist keine gemeinsame Sprache für politische Sachverhalte. Nicht einmal die Bürger der kleinen Bundesrepublik haben einen gemeinsamen Wortschatz für ihre öffentlichen Angelegenheiten. Deutsch ist eine Sprache von Landschaften, von Verbänden, von Kasinos leitender Angestellter, von Hörsälen, von Stammtischen alter Kameraden, von Kasten, Berufen und Altersklassen. Sie alle wünschen, dass der Publizist *ihre* Sprache spreche. Daher die muffige Zufriedenheit von zehntausend Vorgartenzwergen der Publizistik und im gleichen Atemzug das geschwollene Daherreden über Politik, dem die Lüge auf der Stirn geschrieben steht. Es ist nur möglich, weil das gemeinsame Sprachvermögen dem Gemeinwesen fehlt.

Alle diese mythisierenden Ausdrücke von «Volkstum», «Schrifttum», bis zum «Einsatz», zum «deutschen Menschen» und zur «unbewältigten Vergangenheit» haben sich deshalb durchsetzen können, weil sie sowohl im Kaufmannsdeutsch wie in dem der Juristen und in der Sprechweise bestimmter Arbeitergruppen *zugleich* möglich sind.

Solche Vereinfachung trägt aber. Wir benutzen Schlüsselworte, zu denen die Schlösser fehlen. Man hält sich Klischees vor, unter der irrigen Voraussetzung, es bestünde Klarheit über den Sinn. – Sie fehlt. «Volkstum» heisst etwas anderes bei Böhmen als bei Westfalen. Und mit Recht suchen sich manche Anhänger des Hitlersystems heute mit solchen Missverständnissen zu entschuldigen. Aber mit grossem Unrecht treiben sie es so weiter, wie sie es vor 1933 getrieben haben. Die völkischen Schlüsselworte verfälschen sogar den Sinn der über sie hinausweisenden Sprache der politischen Zivilisation. «Europäische Integration» hat keinen Sinn in Verbindung mit «Volkwerdung». Wenn man eine Porschekarosserie auf einen Schubkarren setzt, hat man noch lange keinen Rennwagen. Aber die politische Terminologie der Bundesrepublik tut so, als ob. Sie erschwert die Verständigung, statt sich ihrer anzunehmen.

Am schlimmsten wirken die Schlüsselworte, wenn die Repräsentanten der Staatsmacht sie gebrauchen, also Macht hinter ihnen steht. Ob diese Macht zum Guten oder zum Bösen verwendet wird, zählt dabei wenig. Ausdrucksprimitivitäten, hinter denen die Macht steht, wirken stets regressiv. Die einfache Sprache der Machthaber antwortet auf die Frage nach den verwirrenden Zusammenhängen der Gesellschaft stets mit Hü oder Hott, dem Affirmo und Nego des konservativen Denkens, nicht mit dem Unterscheiden und Differenzieren der Freiheit. Sie lenkt von den Nuancen ab, an denen allein der Verstand sich bilden kann. Sie verringert das Terrain des Verstehens, statt es auszuweiten.

Der Publizist dagegen kommt ohne subtile Unterscheidungen nicht aus. Er muss sie beachten, darf nicht die ausgetre-

tenen Wege gehen, will er Zeitgeschichte ergründen. Er muss die Neugier des Wissenschaftlers haben und dessen Bereitschaft, eine These, die nicht stichhält, fallenzulassen, und zwar nicht nur in der Studierstube, sondern in aller Öffentlichkeit.

Wie aber soll ihm darin ein Publikum folgen, das es gewohnt ist, mit immer denselben neunzig oder fünfundneunzig Worten den Stand der Staatsgeschäfte von den Höhen der Macht selber eingetrichtert zu bekommen? Verfügt es über das gehörige Interesse, so fehlt ihm doch die Sprache. Der Abfall der Deutschen von der Literatur und die Verengung der Sprache der Dichter zu einem Idiom für Kollegen, zu einem Fach-Slang für Eingeweihte hat das Publikum ratlos zurückgelassen. Selbst wenn es gelegentlich einen brauchbaren Wortschatz besitzt, so ist es doch nicht gewohnt, den freien Bewegungen der Menschen untereinander frei und kritisch zu folgen. Denn Deutschland ist ohne die Kultur der Geselligkeit.

So nehmen Tradition und Sprache selber Partei gegen die Bemühungen des Publizisten, Zeitgeschichte bewusst zu machen. Die Sprache der Machthaber entscheidet, dass das Tempo des Fortschritts im Zeitgeschichtlichen und damit im zeitgenössischen Denken von den Fusskranken der letzten Revolution bestimmt wird. Die primitive Ausdrucksweise der Herrschaft wird als verbindlich aufgenommen und bestimmt das Musterverhalten der nationalen Genossenschaft.

Es sind also strukturelle Hindernisse, die dem zeitgeschichtlichen Publizisten den Weg verbauen. Man sieht nicht recht, wie sie beseitigt werden können, solange das Politisch-Gemeinsame in der deutschen Sprache allenfalls durch die Zugabe von Musik, nämlich beim Absingen des «schönen Westerwald» und ähnlich vertrauter Weisen sich verständlich machen kann.

Publizistik kann diesem Zustand wenig entgegenkommen, wenn sie nicht zur Alkovenpublizistik werden will, die Zeitgeschichte als Bettgeschichte von Soraya oder Cäcilie, oder als Augurenlächeln über gewisse Kulissenvorgänge auffasst. Gewiss finden sich auch in diesen Publikationen Ansätze zu einer Erweiterung der Verstehensgrenzen, aber sie gehen in der falschen Richtung. Wer mit wem, und wer mit wem warum nicht, ist nicht nur deswegen zeitgeschichtlich belanglos, weil die Zeit des dynastischen Übergewichts im Grossen Ganzen vorüber ist, sondern weil die Entscheidungen von öffentlichem Interesse nicht in den Schlafzimmern, sondern in den Büros des Managements gefällt werden.

Die Alkovenpublizistik lenkt also die Wissbegier gerade von den Orten des Interesses ab und lässt sie sich in den ahistorischen Bereichen der Sexualität totlaufen.

Dass das Weltgetriebe durch Hunger und durch Liebe regiert werde, ist seit Schiller eine zu allgemeine Weisheit geworden, als dass man aus ihr etwas erfahren könnte. Was sich als höchste Freiheit des aufgeklärten Menschen ausgibt, bindet ihn nur an den gleichbleibenden Bereich der Natur, in dem weder von Freiheit noch von Aufklärung viel die Rede sein kann, wenn auch von höchst erfreulichen Dingen.

Das heisst aber, dass Kulissen- und Bettpublizistik nicht deswegen die allgemeine Moral schädigen, weil sie das Sexuelle zum Gegenstand haben, sondern weil sie vom Sozialen und Politischen ablenken. Hermann Eroch hat in seinem Versuch einer politischen Theorie immer wieder darauf hingewiesen, dass Freiheit nur im menschlichen Verband, nur dank dem Verband, aber auch nur gegen ihn möglich sei. Die Auguren der Zeitgeschichte sind in Wahrheit Komödianten der Unfreiheit. Sie hüpfen in ihren allzu menschlichen Schablonen umher; aber ihre Spässe und Sprünge lassen uns das Lachen im Halse eintrocknen, denn sie verkünden die Hoffnungslosigkeit, die ewige Wiederkehr des Gleichen⁷.

Der Zeitgeschichte als einer publizistischen Aufgabe stehen nicht bloss die Tabus der Gruppen entgegen, nicht nur die Sprache der Macht und das traditionelle Schema unserer politischen Bildung, sondern auch der Riesenmechanismus der falschen Aufklärung.

Die Vermutung liegt nahe, dass alle diese Widerstände untereinander Zusammenhängen, einander bedingen, sich gegenseitig stützen. Wir müssen es hier bei der Vermutung bewenden lassen.

Freilich scheint es so gut wie sicher, dass die massenhaften Auflagen der Alkovenpublizistik und die fehlende Bereitschaft, sich über die jüngste Vergangenheit klar zu werden, einander entsprechen.

Der Nazismus führte Deutschland aus den Ordnungen menschlichen Zusammenlebens heraus und verwies seine Gefolgsleute auf die barbarische, vorgesellschaftliche Brachialgewalt. Was liegt näher, als die Schmach dieses Rückfalls zu verdrängen, indem man im Biologisch-Animalischen bleibt? Dort entgeht der Zeitgenosse mit aller Wahrscheinlichkeit den unangenehmen Fragen, die der Historiker der jüngsten Vergangenheit zu stellen hat. Dort ist er sicher vor dem Verbindlichen, das der Publizist seinen Landsleuten abverlangt.

XI

Aus diesen modrigen Verliesen einen Ausweg zu zeigen, ist die schwierigste Aufgabe der zeitgeschichtlichen Publizistik. Heine nannte die Geschichte das eigentliche Buch Gottes, weil Gott in der Handlung, in der Zeit, in der Bewegung sei. Zeitgeschichte kann die Bürger eines erneuerten Europas veranlassen, sich als Mitdenkende in diesem Buch einzutragen. Sie hat dazu die ungeheuren Möglichkeiten der neuen Publikationsindustrie. Sie muss lernen, sich ihrer zu bedienen.

Film und Fernsehen haben begonnen, ihre publizistischen Chancen wahrzumachen. Die Taschenbuchproduktionen, die

in wenigen Jahren achtzig Millionen Exemplare und mehr in der Bundesrepublik erreichten, fingen an, einen grossen Personenkreis durch zeitgeschichtliche Aufklärung zum Mitdenken zu veranlassen.

Der erste Schritt ist getan. Wie immer diese Anfänge sich entwickeln werden, auch die Untugenden der Publikationskonzerne lassen sich nicht durch Restriktionen beseitigen. Sie müssen durch den Versuch überwunden werden, die Quantität des Gedruckten der List der Qualität auszuliefern. Dies geschehe in der Zuversicht, dass auf Menschen kein Verlass ist, so wenig Verlass, dass nicht einmal mit Sicherheit auf ihren schlechten Geschmack gezählt werden kann.

Die Publizistik hat, wenn sie sich Zeitgeschichte zur Aufgabe macht, in diesem Sinne die Grenzen ihres Verstehens ins Allgemeine zu erweitern.

Sie hat Inseln der Kritik zu errichten, von denen aus sie ihre Streifzüge führen kann. Vielleicht wird es ihr dann wirklich gelingen, «die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrung des Geistes zu verwandeln».



Als die Nationalsozialisten die Macht ergriffen, war er zehn Jahre alt, meldete sich als 18-Jähriger freiwillig zur

Wehrmacht und wurde im Januar 1942 eingezogen. Die Kriegereignisse führten ihn durch halb Europa, schwer verwundet in mehrere Lazarette und mit Kriegsende nach Heidelberg. Dort begann er im November 1945 ein Studium der Sozialwissenschaften; seine Lehrer waren das an dieser traditionsreichen Universität versammelte, bemerkenswerte Ensemble einer deutschen Gelehrten generation, die alle Barbarei überstanden hatte und nun für einen Neubeginn aus den Trümmern standen:

Studentenverbindungen, Politik

I

Jean Jacques Rousseau glaubte, dass der Gesamtwille einer Bevölkerung sich am besten durchsetzen könne, wenn die Bürger als Einzelne dem Staate direkt gegenübertreten. Er hielt nichts von Verbänden und Zünften, von Gilden, Kirchen, Orden, Landsmannschaften, und er würde sich heute gegen Konzerne und Kartelle, gegen Interessengemeinschaften und Genossenschaften, gegen die Gewerkschaften und die Unternehmerverbände wenden. Alle diese associations partielles, wie er sie nannte, schienen ihm Hindernisse für die volonté générale, den Gesamtwillen zu sein¹.

In Rousseaus Denken spiegelte sich der Kampf, den die Vertreter des Naturrechts das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch gegen die Zwangsverbände geführt hatten, die das Leben einengten und die freie Entwicklung der Persönlichkeit verhinderten.

Seinen Höhepunkt erreichte dieser Streit mit dem Koalitionsverbot, mit dem die Französische Revolution sich 1791 gegen die Gilden und Zünfte wandte.

Das reine Individuum und der reine Staat sollten sich ohne Einschränkungen gegenübertreten. Das Allereinste und das Allermeiste sich begegnen ohne Brücke und Hülle und distanzierende Zwischenkräfte.

Das konnte nicht gut gehen².

Das Koalitionsverbot selber bewies es. Es wurde von einer Interessengemeinschaft entworfen, durchgesetzt und erlassen, und seine Anwälte wie seine Gegner konnten nichts anderes tun, als sich wieder in associations partielles zu verbinden.

Gruppen und Verbände gehören zum öffentlichen Leben wie

die Einzelnen, die sich in ihnen zusammenfinden und wie die Grossorganisation des Staates, in dem sie vereint oder vereint sind.

Rousseaus Theorie übte dennoch eine gewaltige Wirkung aus. Der Kampf gegen die bestehenden Zwangsverbände erhielt durch ihn seine denkerische Legitimation.

Schon ein Jahr nach dem französischen Koalitionsverbot erliessen Jenaer Studenten einen Rousseauschen Aufruf, der gegen das Verbindungswesen gerichtet war, das die deutschen Universitäten terrorisierte:

«Die goldenen Tage brachen für Europa an, seitdem die Menschen, durch das Licht der Philosophie aus dem tierischen Schlummer geweckt, mit reger Kraft anfangen, die Vernunft auf den ihr gebührenden Thron der Gesetzgebung zu erheben, der bisher ein Raub der Willkür und noch öfter der schrecklichen Vorurteile war. Überall regt sich der Geist der Nationen. Wir, deutsche Brüder, sollten nichts zu diesem grossen Werke beitragen? Wir von den Wissenschaften genährten Jünglinge sollten uns keinen Platz unter den Helden unserer Zeit erringen, welche die Rechte der Vernunft gegen alternde Vorurteile geltend zu machen suchen?³» Willkür und schrecklichste Vorurteile beherrschten in der Tat die Angehörigen der alternden «Nationen» an den Universitäten, jener landsmannschaftlichen Zusammenschlüsse der Studenten, die teils als geheime «Orden», als «Kränzchen», teils als «Landsmannschaften» das Studentenleben bestimmten. Sie hatten geringe geistige Interessen. Raufen, Saufen und Huren galt ihnen als besonders männlich. Die Bürger schauderten vor ihren Gewalttaten und eilten, ihre Töchter zu schützen.

Die rousseau'schen Reformer drangen auf ein Koalitionsverbot für die geheimen und trutzigen Verbände und hofften, durch eine einzige nationale Verbindung aller Studierenden die alten Unterschiede aus dem Wege zu räumen und den Geist der *volonté générale*, den Geist der Nation durchzusetzen. Das gelang ihnen nicht.

Zwar fanden sie Beifall für ihre Reformvorschläge; aber ihr partieller Plan stiess auf den berechtigten Widerstand der Autoritäten. Der sentimentale Hain-Bund, dem die Reformer nahestanden, gab selber Anlass zu Missbehagen. Die jungen Klopstockverehrer, die ihn bildeten, waren gewalttätig deutsch. Auf ihren Zusammenkünften schmähten sie die internationale Kultur als undeutsch. Des grossen Schwaben Wieland Schriften erklärten sie für unsittlich und verbrannten sie.

«Es hatte wirklich etwas Fürchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen . . . Wenn es dem Autor um Publizität zu tun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können», schrieb Goethe in «Dichtung und Wahrheit» zu der Methode der Bücherverbrennung. Aber Klopstock, der seine klassischen Bezeichnungen in seiner Poesie durch skandinavische ersetzte, wehrte seinen Verehrern nicht. Er munterte sie auf: «hinzugehen und die Länder, welche nur halb besessen werden, ganz einzunehmen, nirgends der falschen Cultur zu schonen, über alle Gärten, wo nur Blumen wachsen, den Pflug gehen zu lassen, jedes Gebäude, das nur in den Sand gebaut ist, niederzureissen, und sollten ganze Städte auf solchem Grund und Boden liegen, diese Städte an allen Enden anzünden, und nicht eher von dannen zu ziehen, bis der Dampf überall aufsteige⁴.»

Eine merkwürdige Aufgabe für eine Gelehrtenrepublik und höchst verdächtig selbst dann noch, wenn man sie als Reaktion auf die Sünden des Rokoko versteht. Kräftiges, aufrichtiges Wesen nach einer prunkliebenden, verspielten Zeit war begreiflich. Indessen ist das Gewaltsame, Destruktive daran den urgermanischen Vorstellung zuzuschreiben, die, wie Richard Benz sagt, nur ein kriegerisches Ethos enthielten aber keinen geistigen Wert. So kam der urgermanische Dampf in die Reform hinein und vernebelte bald die ursprüngliche, aufklärerische Tendenz.

Zwei Jahrzehnte verflossen, ehe aus jenem ersten Aufruf der Jenenser zu einer nationalen, reformierten Studenten-

schaft etwas Greifbares wurde. Was ziemlich am Anfang der Französischen Revolution konzipiert worden war, wurde nach ihrem Ende ausgetragen.

Diese zwei Jahrzehnte erschütterten den Erdkreis. Das Heilige Römische Reich ging unter. Die Revolution erfüllte sich selber in Napoleons Triumph und Niederlage. Die revolutionären Fronten verkehrten sich. Zwar kam noch immer das Licht der Aufklärung von Frankreich, und die Menschen- und Bürgerrechte waren nach wie vor die grosse Gabe der Revolution; aber zugleich war Napoleons Frankreich eine auswärtige Macht, deren Kriege die Völker zu eigenem Nationalstolz zwangen. In ihrem Widerstand verbanden sich die Interessen der alten europäischen Oberschicht für eine Weile mit denen des rebellierenden Volkes.

Die Fürsten wehrten sich gegen Napoleon, den neuen Caesar. Die Untertanen hofften, im Krieg gegen den Fremden die eigene *volonté générale*, die Nation durchzusetzen.

In einer seiner berühmten Vorlesungen von 1808 umriss Fichte das Programm:

«Was von euch gefordert wird, ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammenzunehmen und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben und sie in eurer nächsten Umgebung auch äussern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsre sichere Überzeugung, dass der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde und dass, wenn ihr nur wirklich denket und nicht hinget in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet; dass, wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschaffet und nicht in dem blossen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmütigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige, was uns nötig ist, sich von selbst ergeben⁵.»

Unter seinen Studenten fanden sich Reformwillige. Sie gründeten im selben Jahr einen Verein der freien Studenten, der sich aber nicht halten konnte. Ihre Ablehnung des Alkohols und ihre Gewohnheit, ihre Zusammenkünfte mit einer Tasse Schokolade zu begiessen, brachte ihnen den Spitznamen Schokoladenbrüder ein. Damit waren sie bei den Bierhelden erledigt und ausser Gefecht gesetzt.

Es bedurfte grösserer Anstrengung, als die Studenten vermochten, um den alten Verbindungen das Wasser abzugraben. Ihr lautes Wesen, ihr geckenhaftes Auftreten musste von den Zeitumständen selber korrigiert werden. Freiwillig gaben sie es nicht auf.

II

Die Geschichte selber erzwang schliesslich diese Korrektur. Napoleons Kriegsglück wendete sich seit 1809. Während die Fürsten noch zauderten, machten sich im Volk allerlei patriotische Gesellschaften breit, um sich für den Sturz des fremden Tyrannen vorzubereiten.

Unter ihnen nahm der Deutsche Bund des Gymnasiallehrers Jahn die populärste Stellung ein. Jahn hatte schon früher auf der Hasenheide bei Berlin für Schüler mit Körperübungen begonnen, denen er den Namen Turnen gab. Sie sollten die jungen Leute für den Freiheitskampf ertüchtigen und ein wahres deutsches Volkstum vorbereiten.

Dieser Art vaterländischer Ertüchtigung schlug ihre Stunde, als der Imperator 1812 in Russland gescheitert war und sein Heer auf ungeordnetem Rückzug dem Rhein zustrebte. Jetzt bekam auch der Preussenkönig Mut. Freiwillige wurden zusammengerufen, dem Volk wurden Rechte versprochen, die es dann nach hundert Jahren erhielt, und Schüler, Turner und Studenten eilten neuaufgestellten Truppenteilen zu, die man Freikorps nannte. Das dumme Volk, das seine Herren hätte kennen sollen, glaubte nichts anderes, als dass nun die

Stunde der Nation geschlagen habe, und übertraf sich in Opfertaten, die schon zwei Jahre später den Freiwilligen von 1815 sagenhaft vorkamen. Die Freikorps waren militärisch von geringem Nutzen. Dass sie in die Geschichte eingingen, verdankten sie mehr den grossen Gefühlen der jungen Freiwilligen und, im Falle der Lützower Jäger, ihrer kleidsamen schwarzen Uniform als ihren Heldentaten.

Fast vollzählig kehrten die Freiwilligen von 1813 wieder zu ihren Universitäten zurück, die wenigen Gefallenen ehrte man als Märtyrer der grossen Sache. Freilich, besonders die süddeutschen, zumal die hessischen Jäger brachten nur Enttäuschungen heim. Zum eigentlichen Kampf kamen sie überhaupt nicht, viel geplagt durch Exerzier- und Paradedrill, gerieten sie in ihrem vaterländisch-jugendlichen Enthusiasmus gar bald in schärfsten Gegensatz zu dem aktiven hessischen Offizierskorps. Gegen den Vollzug der Prügelstrafe bäumten sie sich empört auf und riefen: ‚Wie Sklaven lassen wir uns nicht behandeln!). Die Erbitterung stieg derart, dass der hessische Obergeneral Prinz Ludwig einen Tagesbefehl gegen die Freiwilligen erliess.

Enttäuschung und unbefriedigter Tatendrang trieben die Heimkehrer auf die Turnplätze und in die Wehrschaften, halb-militärische Vereine des nationalen Missvergnügens. Sie debattierten und turnten und duellierten sich und machten sich endlich mit dem Selbstbewusstsein des überlebenden Kriegshelden an die Reform der Studentenschaft.

«Wir träumten noch, wir waren noch berauscht; noch fühlte man nichts von Nachwehen. Die begeisterten Reden unserer Lehrer, die Nachklänge der Fichte-, Schleiermacher-, Arndtschen wissenschaftlichen Kriegsberedsamkeit, von allen Kathedern hallend, Körners und Schenkendorfs Lieder, die Erzählungen der älteren Jünglinge, die 1813 und 1814 mitgeblutet und mitgesiegt, all das erhielt den Rausch lebendig⁶.»

Doch Knotenstöcke und Degen der Landsmannschafter regierten nach wie vor die Universitäten. Prügeleien waren an

der Tagesordnung, und mit einem gewissen Recht verhöhnten modisch gekleidete Landsmannschafter die altväterischen, uniformähnlichen Röcke der Heimkehrer. In Sachsen-Weimars freier Luft geschah schliesslich, was in anderen deutschen Ländern nicht möglich war: der Professor Luden, der schon 1807 an die Reinheit und Nüchternheit der Studenten appelliert hatte, bot seinen Studenten die Hand zu einer Neugründung, die im Gegensatz zu den Landsmannschaften von *einem* gemeinsamen Geist erfüllt sein sollte. Angehörige der Landsmannschaft Vandalia, die unter Jahns Einfluss geraten waren, gingen voran. Die Jenaer Landsmannschaften lösten sich auf, und im Juni 1815 wurde die neue Vereinigung gegründet: Die Burschenschaft.

In der Einleitung ihrer Verfassungsurkunde heisst es: «Eine deutsche Universität [Hochschule] ist eine gemeinsame Anstalt deutschen Volkes für den Zweck der gesamten vaterländischen Bildung überhaupt, und für den Zweck der höheren wissenschaftlichen Ausbildung der Gelehrten insbesondere. Die deutsche Universität muss daher die Einheit aller Bestrebungen des Volksgeistes für Bildung und Wissenschaft in sich beschliessen, und nach allen Richtungen leiten, fördern und gestalten zu Leben und That für Vaterland und Menschheit. Ist dieses der Zweck der Universität, so kann er nur erreicht werden in Freyheit und Selbständigkeit des Geistes, in ungestörter Bewegung und Regung der Kräfte, in ungefesselter Selbstentwicklung und Selbstthätigkeit der eigenthümlichen Charaktere. Darum ward auch den deutschen Universitäten von jeher eine freye Verfassung, ein eigenes Recht und Gesetz - academische Freyheit - verstattet, eine hohe, durch Jahrhunderte geheiligte Ehre und Zierde, welche auch in der gegenwärtigen Zeit noch die deutschen Universitäten verherrlicht und krönt. Wie den Lehrern und Vorstehern unserer Anstalten die wissenschaftliche Thätigkeit frey und unbestimmt zusteht, und ihr Streben und Wirken für des Vaterlandes Kraft, Leben und Ehre durch die höchste Staatsgewalt geschützt und unab-

hängig erhalten wird von fremder und einzelner Willkühr; auf gleiche Weise ist auch den Mitgliedern der Universitäten, die sich in ihnen bilden, ausleben und Männer werden wollen, ein freyes Leben und Treiben in jugendlicher Weise gewährt, es ist ihnen Raum gegeben, worin ein Jeder sein Eigenthümliches in Geist und Gemüth, in Art und Sitte frey aussprechen, fortbilden und zu einem Ganzen, zu einem festen Charakter ausbilden kann. – Hieraus ergibt sich nun leicht, dass mit der Idee und dem Endzweck der deutschen Universitäten auch die Anlage und der Grundstein zu einer besonderen Lebensform und Erscheinung gegeben ist, die sich zwar mannigfach und vielseitig offenbart, die aber in einer Hauptseite doch vorherrscht, nämlich akademisches Leben, und die nur deutscher, oder der in ihrem Sinne gegründeten Universitäten Eigenthum und Charakter ist. Diese eine grosse Hauptseite des Lebens, welches die Universitäten beseelt, und als solche auszeichnet, nennen wir mit einem allgemein bekannten, und durch sein Alter ehrwürdig gewordenen Namen Burschenleben . . . -

Nur solche Verbindungen, die auf den Geist gegründet sind, auf welchen überhaupt nur Verbindungen gegründet seyn sollten, auf den Geist, der uns das sichern kann, was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste seyn soll, nämlich Freyheit und Selbständigkeit des Vaterlandes, nur solche Verbindungen benennen wir mit dem Namen einer Burschenschaft⁷.»

So schön die neue Burschenherrlichkeit in der Theorie sich ausnahm, so wenig bewährte sie sich in der Praxis. Dem Gedanken der Einheit aller Studenten als einer vorweggenommenen nationalen Einheit folgte in der Verfassung nichts, was den alten Ungeist hätte austreiben können. Die 268 Paragraphen, die das Studenten leben regelten, hielten sich an die Vorschriften der ehemaligen Landsmannschaft Vandalia und den hergebrachten Jenenser Comment. Von den lebensreformerischen Absichten war kaum etwas in die neue Verfassung eingegangen. Dieser Widerspruch zwischen

edelmütiger Präambel und traditioneller Praxis verdarb viel. Es konnte auf die Dauer nicht zweifelhaft sein, dass die Praxis die Oberhand über die Theorie behielt, wie schon Fichte befürchtet hatte, als er 1810 einen Burschenschaftsplan Jahns zurückwies.

Wilhelm Hagen, einer der Historiker der Burschenschaft, berichtet, dass man sofort nach der Jenaer Gründung im Sommersemester 1815 unter 350 Studenten an einem Tage 35 und in einer Woche 147 Duelle gezählt habe.

Es gelang, die Angeberei allmählich ein wenig einzudämmen und die Vorliebe für öffentliche Häuser in Misskredit zu bringen. Insgesamt aber hat man sich vorzustellen, dass die nationale Empörung nach dem Wiener Kongress und der endgültigen Niederwerfung des Korsen mit der feuchtfrohlichen Unart einherging, die das Studentenleben auch im achtzehnten Jahrhundert ausgezeichnet hatte.

Politisch schälten sich zwei Hauptrichtungen heraus. Eine gemässigte in Jena und eine rousseauistisch-doktrinäre, dabei aber gleichzeitig altdeutsch-christlich-antisemitische, in Giessen, genannt «die Giessener Schwarzen» unter Karl Follen. Die Reaktion war in Hessen ungleich härter als in Sachsen-Weimar, während zugleich der Geist der Kritik noch aus der Franzosenzeit schärfer geschult war als in Mitteldeutschland. Beide Richtungen trafen sich am 18. Oktober 1817 beim Wartburgfest, das die Jenaer Burschenschaft zur Erinnerung an die Reformation und an die vier Jahre zurückliegende Völkerschlacht bei Leipzig bestellt hatte.

Etwa sechshundert Studenten waren nach Eisenach gekommen. In einem zeitgenössischen Bericht heisst es: «Die Fahne der Jenaer Burschenschaft, ein Geschenk der Frauen und Jungfrauen von Jena zur Friedensfeier 1816, welche heute der Ehre genoss, alle Universitäten um sich zu versammeln, entfaltete sich als der leitende Mittelpunkt des Ganzen, und um 8½ Uhr begann unter dem Geläute aller Glocken, unter festlich-feierlicher Musik, begleitet von den Einwohnern Eisenachs, der heilige Zug auf die Wartburg.

In der Mitte des Rittersaales war auf der einen Seite ein bescheidener Rednerstuhl errichtet, und an der entgegengesetzten Seite erhoben sich terrassenweise mehrere Reihen Bänke. Zwei der Burschen warteten, vorausgeschickt, der Ordnung, damit nichts den eintretenden Zug störe. Dieser erschien gegen 10 Uhr, in ernster Stille dem wogenden Panier folgend, welches zur Rechten des Rednerstuhls aufgestellt wurde. Vor dem Rednerstuhle bildeten die Beamten des Zuges mit entblößten Schwertern und bedecktem Haupte einen Halbkreis, und die übrige Menge verteilte sich in den Räumen des Saales.

Nach stillem, kurzen Gebet wurde von dem Vorsänger Dürr aus Berlin mit kräftiger Stimme das Festlied «Ein feste Burg ist unser Gott» angestimmt, welches, den Gottesdienst eröffnend, von der ganzen Versammlung gesungen wurde. Darauf betrat der erwählte Redner des Tages, Riemann aus Ratzeburg, stud. theol. in Jena, den Rednerstuhl:

. . . Zum vierten Male, meine versammelten Brüder, werden heute die Freudenfeuer gen Himmel lodern, uns zu erinnern an das Geschehene und zu mahnen an die Zukunft. Vier lange Jahre sind seit jener Schlacht verflossen; das deutsche Volk hatte schöne Hoffnungen gefasst, sie sind alle vereitelt; alles ist anders gekommen, als wir erwartet haben; viel Grosses und Herrliches, was geschehen konnte und musste, ist unterblieben; mit manchem heiligen und edlen Gefühl ist Spott und Hohn getrieben worden. Von allen Fürsten Deutschlands hat nur einer sein gegebenes Wort gelöst, der, in dessen freiem Lande wir das Siegesfest begehen. Über solchen Ausgang sind viele wackere Männer kleinmütig geworden, meinen, es sei eben nichts mit der vielgepriesenen Herrlichkeit des deutschen Volkes, ziehen sich zurück vom öffentlichen Leben, das uns so schön zu erblühen versprach, und suchen in stiller Beschäftigung mit der Wissenschaft Entschädigung dafür. Andere ziehen vor, in ferneren Weltteilen, wo neues Leben sich regt, ein neues Vaterland zu

suchen. – Nun frage ich euch, die ihr hier versammelt seid in der Blüte eurer Jugend, mit all den Hochgefühlen, welche die frische junge Lebenskraft gibt, euch, die ihr der-einst des Volkes Lehrer, Vertreter und Richter sein werdet, auf die das Vaterland seine Hoffnung setzt, euch, die ihr zum Teil schon mit den Waffen in der Hand, alle aber im Geist und mit dem Willen für des Vaterlandes Heil gekämpft habt; euch frage ich, ob ihr solcher Gesinnung beistimmt? Nein! Nun und nimmermehr^{8!}»

Abends am Feuer, beschwor der Student Rüdiger Martin Luther und die Deutschheit. Dann fährt der Bericht fort: «Ein grosser Korb ward jetzt an das Feuer gebracht, voll Bücher, die hier öffentlich, im Angesichte des deutschen Landes der Flamme übergeben wurden, im Namen der Gerechtigkeit, des Vaterlandes und des Gemeingeistes. Ein gerechtes Gericht sollte hier gehalten werden über die schlechten, das Vaterland entehrenden, unseren Volksgeist verderbenden Schriften; zum Schrecken der Schlechtgesinnten und aller derjenigen, die mit ihrem seichten Wesen, leider! nur zu sehr die alte keusche Volkssitte entstellt und entkräftet haben.

Der Titel jedes Buches ward von einem Herold laut ausgerufen; dann erscholl jedesmal ein lautes Geschrei der Anwesenden, ein Ausspruch ihres Unwillens: Ins Feuer! Ins Feuer! Zum T . . . mit demselben! Somit ward das corpus delictum den Flammen überantwortet.

Zum allgemeinen Jubel loderten zuletzt noch hell auf:

1. ein preussischer Ulanenschnürleib,
2. ein hessischer Pracht-, Prahl- und Patenzopf,
3. ein nassauischer und ein Wiener Korporalstock.

Diese drei brannten als die würdigen Vertreter ihrer Brüder und Sippschaften, als die Hauptleute und Flügelmänner des Gamaschendienstes.

Ein Lied beschloss die Feier^{9.}»

Sie verbrannten schon wieder Bücher. Wieland folgten jetzt Kotzebues «Geschichte des deutschen Reiches», Hallers «Re-

stauration der Staatswissenschaft» und viele andere. Was soll man dazu sagen?

Einer, dessen Bücher zwölf Jahrzehnte später selber verbrannt wurden, Heinrich Heine, hat im «Almansor» vorausgesagt, «Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen . . .»

Die Asche des Autodafés fiel auf die schönen politischen Deklamationen, die in den Erklärungen des 18. Oktober niedergelegt waren.

Konnte man Liberalität und Aufklärung wirklich von Vandalen erwarten, die Bücher verbrannten? Den Gegnern jeder Reform und den Feinden der Freiheit konnte nur zugute kommen, dass die Burschenschaffter sich ins Unrecht setzten. Das entwertete ihre mutigen, demokratischen Forderungen und ihre liberalen Grundsätze:

«Wir legen also hier die Grundsätze öffentlich dar, die wir bisher durch Leben und Lehre gewonnen haben . . .

Die Lehre von der Spaltung Deutschlands in Norddeutschland und Süddeutschland ist irrig, falsch, verrucht. Es ist eine Lehre, von einem bösen Feinde ausgegangen . . .

Alle Deutsche sind Brüder und sollen Freunde sein. Ein Krieg zwischen deutschen Staaten und deutschen Staaten würde der grösste Frevel sein, der gedacht werden kann . . . Freiheit und Gleichheit ist das Höchste, wonach wir zu streben haben. Aber es gibt keine Freiheit, als in dem Gesetz und durch das Gesetz, und keine Gleichheit, als mit dem Gesetz und vor dem Gesetz. Wo kein Gesetz ist, da ist keine Freiheit, sondern Herrschaft, Willkür, Despotismus. Wo kein Gesetz ist, da ist keine Gleichheit, sondern Gewalttat, Unterwerfung, Sklaverei¹⁰.»

Nur wenige Wochen später war die Einigkeit des Festes dahin. Eine Vertrauenskrise zwischen den Jenensern und den Giessener Schwarzen offenbarte die Unvereinbarkeit der Auffassungen in den Methoden des studentischen Lebens. Es rächte sich, dass über den alten Comment der Landsmannschaften nur ein nationaler Mantel gehängt worden war.

Auf die Dauer genügte das weder den Reformern noch den Traditionalisten. Die erhoffte Veredelung des studentischen Lebens blieb aus, August von Kotzebue, ein Tucholsky seiner Zeit, sprach für viele besonnene Menschen, wenn er in seinem Literarischen Wochenblatt im Februar 1819 bekannte, «. . . dass wir uns nicht überzeugen können, dass die sogenannte akademische Freiheit edel und liberal zu nennen sei. Denn worin besteht sie? – In nichts anderem, als in der gänzlichen Freiheit jedes Studenten, lüderlich zu leben oder nicht; sein Geld zu Rate zu halten oder es zu verschwenden; seine Schulden zu bezahlen oder die Philister zu prellen; sich anständig oder närrisch zu kleiden; alles nach Belieben.

Nichts ist lächerlicher und alberner, als die Behauptung, dass durch Aufhebung der akademischen Freiheit [wir nennen es Zügellosigkeit] das Genie den Spielraum verliere, sich frei zu entwickeln . . . Auf den englischen Universitäten müssen sich die Studenten grossen Beschränkungen unterwerfen, und doch sind grosse Genies häufig aus ihnen hervorgegangen.» Das war freilich Wasser auf die Mühle der Reaktion; aber konnten die Studenten etwas anderes erwarten, die Karl Follens «Grosses Lied» gröhlten:

«Horcht auf, ihr Fürsten! Du Volk, horch auf!
Freiheit und Rach' in vollem Lauf,
Gottes Wetter zieh'n blutig herauf!
Auf, dass in Weltbrandes Stunden
Ihr nicht schlafend werdet gefunden!
Reiss aus dem Schlummer dich, träges Gewürme,
Am Himmel, schau auf, in Gewitterpracht
Hell aufgegangen dein Todesgestirne!
 Es erwacht,
 Es erwacht,
Tief aus der sonnenschwangeren Nacht,
In blutflammender Morgenwonne,
 Der Sonnen Sonne,
 Die Volkesmacht!

Spruch des Herrn, du bist gesprochen,
Volksblut, Freiheitsblut, du wirst gerochen,
Götzendämm' rung, du bist angebrochen.»

Das klang gewaltig, hatte aber wenig moralischen Rückhalt im Wesen der jungen Leute. Sie übertrafen sich an Deutschesheit und schlechten Manieren. Der innere Zusammenbruch ihrer Sache stand bevor, als ein Burschenschafter, Karl Sand, die Auflösung von aussen bewirkte. Sand ermordete den Schriftsteller Kotzebue und rechtfertigte damit alle schlimmen Feinde seiner Verbindung.

Die Landsmannschaften hatten zwar einen üblen Ruf besessen; aber zum politischen Mord waren sie doch nicht fortgeschritten. Was Wunder, dass die Behörden eher die bierdumme Angeberei der Landsmannschaften ertragen wollten, als die pedantische Art der Burschenschaft.

Sie wurde verboten und löste sich im November 1819 selber auf. Damit war der erste Abschnitt ihrer Geschichte sichtbar beendet.

III

Die Landsmannschaften, die sich jetzt teilweise Corps nannten, gaben wieder den Ton an. Sie hatten sich in den Jahren der burschenschaftlichen Konkurrenz enger zusammengeschlossen. Wo sie unterdrückt worden waren und daran nicht zugrunde gingen, hatten sie ihren inneren Betrieb gefestigt und die Aufnahmebedingungen verschärft. Die verbotenen Burschenschafter sahen sich daher Rivalen gegenüber, von denen es manches zu lernen gab, nachdem die Burschenschaft nicht *die* Verbindung schlechthin, sondern eine unter anderen geworden war, und dazu noch eine verbotene.

In den zwanziger Jahren schieden sich die Geister vollends, und am Ende des Jahrzehntes gab es zwei erklärte Richtungen innerhalb der Burschenschaft, die Weissen und die

Roten. Die Roten oder Arministen hielten sich an den Wahlspruch von 1815 «Dem Biederen Ehre und Achtung!». Sie waren religiös und sahen ihr Studium als eine Vorbereitungszeit. Die Burschenschaft war ihnen vor allem Gefäss der Freundschaft. Sie tranken mässig, versuchten keusch zu leben und erwogen, das Duell überhaupt abzuschaffen. Mit den Corps wollten sie nichts zu tun haben.

Die Weissen waren die Radikalen. Sie bewunderten die Geschlossenheit der Corps und ahmten sie nach. Stramme Haltung war ihnen wichtiger als Bildung, und von moralischen Skrupeln waren sie ziemlich frei. Ihr Selbstbewusstsein stählte sich an einem strengen Reglement. Die schroffe Organisationsform wirkte sich auf ihr politisches Denken aus, und ihre altdeutsch-doktrinäre Ideenwelt gab ihnen ein, exklusiv und politisch zugleich sein zu wollen.

Vor allem Fries fordert seine Studenten auf, ihren Individualismus und die Humanitätsideale der Aufklärung aufzugeben und sich zum «deutschen Volkstum» zu bekehren. Er verlangt von seinen Heidelberger und Jenaer Schülern zuerst, die jüdischen Studenten als «Feinde unserer Volkstümlichkeit» von den Burschenschaften auszuschliessen.

Von Hegel werden die Burschenschaften und der «seichte Brei» der germanomanischen Friesschen Politik und Philosophie in der Rechtsphilosophie scharf kritisiert. Hegels Schüler, besonders Mitglieder der Heidelberger Burschenschaft «Teutonia» bekämpfen unter der Leitung des Deutschkatholiken Carové die Friesianer und treten energisch für die Zulassung der Juden zu den Burschenschaften ein. Während der Judentumulte 1819, als die Ortspolizei versagt, sind sie die einzigen, die die Juden mit blanker Waffe gegen die erregte Volksmenge verteidigen. Die germanomanischen Burschenschaften dagegen hetzen das Volk gegen die «Französelei» und die Juden auf¹¹. Während der Judenkrawalle in Würzburg 1819 organisieren sie die «Fehmbünde», die sich zur Aufgabe machen, die Juden zu vertreiben oder mit «Schwert und Dolch» zu vertilgen. Der Würzburger Polizei-

Präsident von Gessert entlarvt sie als «wilde Republikaner», die seit Jahren durch Judenverfolgungen eine Staatsumwälzung hätten herbeiführen wollen. Sie hätten im Volke «jeden Hang zu Vergnügen und die Habsucht benützt, um den politischen und religiösen Fanatismus anzufachen».

Im Hintergrunde dieser Richtung wirkten ehemalige Burschenschafter, sogenannte Alte Herren, wie Folien und Menzel, die sich von den Träumen ihrer Jünglingsjahre nicht freimachen konnten und als fragwürdige Freunde der Jugend ihre Ratschläge erteilten. Menzel etwa nutzte seine Autorität, um Studenten und Regierung gegen die Literatur des Jungen Deutschland aufzubringen. Was Heine zu sarkastischen Bemerkungen Anlass gab:

«Sonderbar! Und immer ist es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle schlechten Subjekte ihre Angriffe beschönigen! Sie greifen uns an, nicht aus schäbigen Privatinteressen, nicht aus Schriftstellerneid, nicht aus angeborenem Knechtsinn, sondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Die schwäbische Schule sollte ihrem nächsten Musenalmanach das Bildnis des Herrn Menzel voransetzen; es wäre sehr belehrsam. Das Publikum würde gleich bemerken: er sieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch grösserer Verwunderung würde man bemerken: dieser Held des Deutschtums, dieser Vorkämpfe des Germanismus, sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmück . . .¹²»

«Trotz ihrer Unwissenheit hatten die sogenannten Altdeutschen von der deutschen Gelahrtheit einen gewissen Pedantismus geborgt, der ebenso widerwärtig wie lächerlich war», erklärt Heine in seiner polemischen Schrift «Ludwig Börne» [1839], im 4. Buch.

«Mit welchem kleinseligen Silbenstechen und Auspünkteln diskutierten sie über die Kennzeichen deutscher Nationalität!

wo fängt der Germane an? wo hört er auf? Im Bierkeller zu Göttingen musste ich einst [1820] bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutschen Freunde die Proskriptionslisten anfertigten, für den Tag, wo sie zur Herrschaft gelangen würden. Wer nur im siebenten Glied von einem Franzosen, Juden oder Slawen abstammte, ward zum Exil verurteilt. Wer nur im mindesten etwas gegen Jahn oder überhaupt gegen altdeutsche Lächerlichkeiten geschrieben hatte, konnte sich auf den Tod gefasst machen.»

Infolge der Selbstbescheidung der Arministen setzte sich die radikale altdeutsche Richtung um 1830 in der Studentenschaft durch. Sie war auch die demagogischere und dadurch populärere. So bestimmte sie das Verhalten während der revolutionären Bewegung von 1830, in der allenthalben liberale Forderungen wieder erhoben wurden.

Das grosse Volksfest von Hambach in der Pfalz sah 1832 die Studenten wieder an der Spitze; aber es fehlte an Planung und politischem Unterscheidungsvermögen. So ging der Auftritt der Fünfundzwanzigtausend in Reden und Strömen guten Pfälzerweines unter. «Nur damals und während den Tagen des Hambacher Festes», schreibt Heine, «hätte mit einiger Aussicht auf guten Erfolg die allgemeine Umwälzung in Deutschland versucht werden können... Dort waren sehr viele Männer der Tat versammelt, die selber von ernstem Willen glühten und auf die sicherste Hilfe rechnen konnten . . .» Aber «als die Frage der Kompetenz zur Sprache gekommen, als man darüber stritt, ob die zu Hambach anwesenden Patrioten auch wirklich kompetent seien, im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen? da seien diejenigen, welche zur raschen Tat rieten, durch die Mehrheit überstimmt worden, und die Entscheidung lautete: man sei nicht kompetent¹³.»

Ein Jahr später beschlossen fünfzig Burschenschafter, die Bundeskasse beim Frankfurter Bundestag auszunehmen. Dieses «Frankfurter Attentat» verlief im Sande. Es gab ein bisschen Krawall und langanhaltende Verfolgungen. Ern-

ster war Büchners Aufruf im Hessischen Landboten zu nehmen, den ein ehemaliger Burschenschafter, Pfarrer Weidig, mitverfasste. Ihr Plan wurde denunziert.

Bis 1848 konnten sich die Verbindungen nicht mehr öffentlich zeigen. Während der Revolution traten infolgedessen keine geschlossenen Gruppen, sondern nur einzelne Ehemalige, wie Rüge auf der Linken oder Gagern in der Mitte der Revolution in Tätigkeit. Dennoch blieben die Burschenschaften nicht vergessen. Ihre Verdienste um die Hebung des Nationalgcfühls waren unbestritten, und darin sahen sie auch ihre weitere Aufgabe, als in der Zeit der neuen Reaktion die Führung an den ehemaligen Corpsstudenten Bismarck mit seinen fünfundzwanzig Mensuren übergang.

IV

In den sechziger Jahren machte die Industrialisierung riesige Fortschritte, und aus dem agrarisch bestimmten Deutschland von 1848 wurde das industrielle von 1870. Dieser Prozess vermehrte die Zahl der Studierenden. Die Struktur der Universitäten änderte sich. Grossorganisationen traten an die Stelle überschaubarer Kreise. Kartelle bestimmten mehr und mehr das Wissenschaftsleben, aber auch die Geselligkeit, die sich nicht am Bild des gemeinen Bürgers, sondern an der exklusiven Lebensweise der Aristokratie ausrichtete.

Je grösser die Zahl der Studenten wurde, desto stärker wuchs das Ansehen der kleinen Gruppen der Farbenprächtigen, insbesondere der Corps. Sie galten als die Vornehmeren gegenüber den Burschenschaften, und ihrer sozialen Herkunft nach waren sie es auch. Die hohenzollerische Kaiserpracht spiegelte sich in ihnen, und die führenden Posten der Verwaltung wurden aus ihnen rekrutiert.

«. . . Bei den Corps ist der Prozess einer Feudalisierung nach 1850 besonders deutlich. Die Bonner Borussen zählten von 1827 bis 1840 170 Mitglieder, darunter 75 Bürgerliche; von

1840 bis 1904 war das Verhältnis 600 zu 20! Zur Saxonia Göttingen gehörten von 1844 bis 1904 555 Mitglieder. Von 1854 an zählten wir unter 435 Neuzugängen 400 Adlige. Die Heidelberger Saxo-Borussen blickten 1904 auf ein vierundachtzigjähriges Bestehen zurück und umfassten 1153 Corpsbrüder, darunter 703 Adlige. Dieses Verhältnis ist aber für den Zeitraum ab 1853 740 zu 563. Ähnlich liegt dies bei den Heidelberger Vandalen. Überall ergibt der Querschnitt durch die späteren Berufe der Corpsstudenten etwa 90 v. H. hohe Juristen und Beamte, Diplomaten, Offiziere, Gutsbesitzer¹⁴ . . .»

Solche Zahlen reflektieren den allgemeinen Refeudalisierungstrend, dem das Bürgertum im Bismarckreiche unterlag. Während der öffentliche Unterricht sich verbreitete, machte sich mit dem Einjährigen-Zeugnis, dem Abitur und schliesslich der Staatsprüfung und dem Doktorat zugleich ein Berechtigungswesen breit, das der freien Konkurrenz entgegenwirkte und die ständischen Vorstellungen der Vergangenheit bewahrte.

Die politischen Auswirkungen dieser Refeudalisierungstendenz geisselte ein westfälischer Bürgermeister in einer Studie «Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preussens», deren Veröffentlichung ihm die Entlassung aus dem Staatsdienst einbrachte:

«Der Zögling, der als Student in ein Corps oder eine ihm verwandte Korporation eintritt, gerät vielfach jahrelang unter den reaktionären Einfluss der ‚alten Herren‘, unter denen viele höhere Verwaltungsbeamte sind, die stolz und glücklich sind, die Jugend in eben denselben konservativen Ideen zu erhalten, in denen sie etwas im Staate geworden sind, und mit denen sie den Kulturfortschritt aufhalten. Dieser Konservatismus wird in den Corps wie gesagt dadurch gefördert, dass man sich von der Beschäftigung mit Politik ängstlich fernhält, über politische Fragen grundsätzlich nicht nachdenkt und sich in allem Denken und Streben dem der

alten Herren anschliesst. In dem Geist des Jünglings, der so von aller Politik ferngehalten wird, fassen natürlich trotzdem politische Gedanken festen Fuss, vor allem der, dass ein anständiger Mensch konservativ ist, dass der Sozialdemokrat eine neue Verbrecherspezies sei, dass der Freisinn eine Art rhetorische Belustigung des Kleinbürgers darstelle, vor allem aber, dass ein gebildeter Mensch die heilige Verpflichtung habe, streng monarchisch zu denken und den monarchischen, konservativen Gedanken überall auch gegen sogenannte liberale Ideale zu stützen. Diese Denkweise wird noch durch verschiedene andere Momente gefördert. An der Spitze des Deutschen Reichs steht ein Corpsstudent, verschiedene deutsche Landesherrn gehören gleichfalls dieser Art akademischen Adels an. Die Folge ist, dass den Corpsstudenten ein besonderes Klassenbewusstsein akademischen Adels anerzogen wird. Zu diesem Klassenbewusstsein gehört die Vorstellung dass der Angehörige der bevorzugten Kreise akademischer Bürger zu konservativem Denken verpflichtet sei¹⁵.»

In einem solchen System kam es auf den richtigen Start ins Berufsleben an, wenn man Erfolg haben wollte. Beziehungen zu haben, war wichtig, um die Hürden der Examen wohl vorbereitet nehmen zu können, Beziehungen, um in der Hierarchie aufzusteigen, und je höher es hinaufging, desto wichtiger wurden sie, weil die Zahl der zur Verfügung stehenden Plätze in der Gesellschaftspyramide nach oben abnimmt. Beziehungen bedeuteten Erfolg, und Erfolg war alles.

Die Verbindungen als bejahte und gewollte Gruppen wurden in diesem Netz immer deutlicher als Mittel zur Herstellung von Beziehungen. Je bessere Verbindungen sie zu den Spitzen der Pyramide hatten, desto wählerischer konnten sie in der Aufnahme neuer Mitglieder sein, desto grösser wurde ihr Prestige bei denen, die nicht dazu gehörten.

«Es ist nun interessant zu beobachten, welche Nachwirkungen

diese politische Kastrierung durch das Corpsstudententum hat. Die jungen Leute, die mal Corpsstudent waren, dürften alle das gemeinsam haben, dass die Politik verhältnismässig spät in ihr Leben eintrat. In den Zeiten, in denen ihre Kommilitonen in politische Vorträge gingen, waren sie auf der Kneipe. Es wäre töricht zu sagen, dass alle alten Corpsstudenten in den Vorurteilen gegen die politischen Prinzipien des Liberalismus und des Sozialismus blieben. Aber milde, unendlich milde bleibt ihre Anschauung gegenüber der Reaktion und dem Konservativismus, gegenüber dem Junkertum, den Agrariern und der in Preussen herrschenden Junkerklasse. Es sind ihre alten Ideale, die sie unbewusst in sich aufgenommen haben, vielleicht schon auf dem Gymnasium. Selten sind Männer wie Liebknecht, die energisch Front machen¹⁶.»

In den Burschenschaften hatten sich zurzeit der preussischen Krise von 1863 bis 1864 noch republikanische Elemente gezeigt. Eingebettet in den Para-Feudalismus des Bismarckreiches, nahmen sie mehr und mehr das Gehabe der Corps an und eiferten ihnen nach. Und wie die Corps sich in einzelne Kreise gliederten, die sich nach Feudalität unterschieden, machten die Burschenschaften Aufhebens von ihrer nationalen Tradition. Was ursprünglich plebiszitär daran war, wurde aufgegeben. Das nationale Einheitsstreben erschien, wie Treitschke es lehrte, im Lichte des bismarckischen Erfolges.

V

Der alte Comment überlebte auch diese Phase, ja er wurde, mangels höherer Interessen, wieder wichtiger als er es im Biedermeier gewesen war. Das Duell blieb erhalten, teilweise gliederten sich die Verbindungen in drei Kreise, einen inneren, einen äusseren und einen Gästekreis.

Hochnäsiger wachten die Korporationen über eine Rangfolge,

die auf dem Prestige und/oder dem Geldbeutel ihrer Väter beruhte, zankten sich um Vortritt und hatten eine Hackordnung wie das liebe Federvieh. Ihre Ehrenvorstellungen waren aussergewöhnlich enge, auch im Verhältnis zum anderen Geschlecht. Ein Held hiess nach wie vor, wer tüchtig dreinschlagen und saufen konnte. Genau betrachtet war dieses Heldentum eine schlechte Kopie des Rittertums in seiner Verfallszeit; und nicht nur Studenten, auch Schüler beeindruckte dieses System derart, dass ihre geheimen Vereine die Formen studentischer Verbindungen annahmen und einige unter das Patronat von Studentenverbindungen gerieten.

Auf die Dauer konnte freilich die Hohlheit dieser Welt nicht verborgen bleiben. Neben den Corps, Burschenschaften und den ihnen verwandten Sänger- und Turnerschaften, entstanden zunehmend Vereinigungen, die den wissenschaftlichen Interessen Raum boten und Geselligkeit mit fachlicher Aussprache verbanden, wie es die philologischen Vereine unternahmen.

Der Verein deutscher Studenten, der in Kiel 1902 ins Leben gerufene Bund abstinenter Studenten, schliesslich die lose organisierte, vielfältige Interessen assortierende Freie Studentenschaft – das alles waren Anfänge eines neuen Beginns und Versuche, von der akademischen Freiheit besseren Gebrauch zu machen, als es bisher geschehen war. Die jungen Leute fingen an, sich Gedanken über das Zentralthema des zwanzigsten Jahrhunderts zu machen, über den Menschen und seine Freiheit.

Ihr Widerstand gegen die herrschenden studentischen Sitten ging unbewusst ins Zentrum primitiver Machtbeweise. Das «Abfahrenlassen» eines anderen Studenten, also eines Konkurrenten, mit der Waffe, und das «Vollaufenlassen» mit Bier galten beide als Beweis von Stärke.

Mit Recht.

Abstechen konnte den Gegner nur, wer Zeit und Geld genug aufbringen konnte, um Fechtstunden zu nehmen. Wer kein Geld für den Fechtmeister hatte, kam von allem Anfang

nicht in Betracht. Und mancher arme Vater hat sich und die ganze Familie jahrelang krummgelegt, um dem Sohn diese Möglichkeit des Aufstieges zu geben, ihn «Farben tragen» zu lassen.

Dennoch blieb der Reiche, der sich ganz dieser Art von Geselligkeit widmen konnte, ihm immer noch voraus. Wer nur der Verbindung lebte, schnitt auch in den «Pflicht»-Mensuren besser ab, als der andere, den nebenbei noch wissenschaftliche oder gar schon künftige Berufssorgen drückten. Das System gab also dem mehr Gewicht, der es schon hatte und liess die dünnen Schneider zappeln.

Nicht anders mit dem Trinken. Auch dazu gehört Übung, und zur Übung gehören Investitionen, die sich nicht jeder leisten kann, wie Canetti bemerkte.

Die Psychologie des gemeinsamen Trinkens fördert Machtinstinkte. Am Anfang trinkt der Mensch alleine. Er saugt an der Mutterbrust. Wenn er abgestillt ist, kommt er zum erstenmal in die Verlegenheit, seine flüssige Nahrung mit anderen teilen zu müssen. Wer am meisten davon ergattert, wer am meisten trinkt, ist den anderen voraus. Der Stärkste wird dafür sorgen, dass er die anderen abdrängt. Er verteilt, erst indirekt, dann direkt, er teilt zu. Er gebietet über die Wonne des Saugens, die mit der Aufnahme von Flüssigkeit untrennbar verbunden ist. Der Ruhm des grössten Trinkers beruht darauf, dass er sich mehr davon verschaffen kann als andere. Er gilt – oft zu Unrecht – als der Vitalste. Dutzende von Trinkliedern verherrlichen diese Fabelgestalten. Eine unschätzbare Auswahl findet man im «Lahrer Kommersbuch» von 1858, das immer neuen studentischen Generationen diese Vorstellungen eingetrichtert hat.

Die Rückkehr in den lallenden, saugenden Zustand an der Mutterbrust durch gewaltigen Alkoholismus entfernt den Trinker aus der Gesellschaft. Er kann anwesend sein, zum Beispiel unter dem Tisch, und doch weiss jeder, dass er sich in einer besseren Welt der Bewusstlosigkeit befindet. Das Tempo dieser Rückkehr bestimmt der Meisttrinkende. Er

säuft die anderen unter den Tisch. Er hat Macht genug, sie aus der Welt zu schicken, unbeschadet ihres diesseitigen Ranges. Er ist der Herr, vorausgesetzt, dass er das Tempo des Trinkens angeben *darf*. Nicht immer fällt aber sein natürlicher Rang mit dem sozialen zusammen. Ein Ranghöherer kann präsidieren, dann gibt er das Tempo an, teilt er zu, obwohl er nicht der stärkste Trinker ist. Man billigt ihm zu, dass er es wäre, wenn er nur wollte, und es wäre eine krasse Verletzung seiner Majestät, seine Priorität anzuzweifeln, ihn etwa trunken zu machen. Darum verlangt die Trinksitte, dass er bestimmt, mit wem er trinken, das heisst, teilen will. Und in gewissen Militär- und Studentenkreisen leert noch heute derjenige, den der Ranghöhere beehrt, sein Gefäß, nimmt den Gnadenbeweis bis zur Neige entgegen, was ihn rein physiologisch auf den Weg der Trunkenheit vorschickt, so dass die Würde den Abstand, dessen sie bedarf, in der Verzögerung findet. In solchen Fällen ist der Meisttrinkende nicht der Herrscher, sondern der Held, und zwar in einem ganz ursprünglichen Sinn: Der Ranghöhere hat ihn nicht unter [den Tisch] werfen können. Der Lohn des Helden bestand nicht selten in der Überzeugung seines Oberen, dass auch sonst ein tüchtiger Mann sein müsse, wer solche Trinkfestigkeit beweise. Nur ein voller Mann sei ein vollerechter Mann, und wer voll ein guter Mann sei, sei vollkommen ein guter Mann. So wurde das physiologische Fassungsvermögen zu einem Testfall der sozialen Verfassung ---barer Unsinn natürlich, auch wenn solche Testgelegenheiten veranstaltet und rationalisiert wurden, etwa mit der Begründung, man müsse wissen, wie sich der und der im Zustand der Trunkenheit verhielte¹⁷.

Selbstpreisgabe unter die Kontrolle des Mächtigeren war also in jedem Falle das Erziehungsziel solcher Gesellungen. Sie hatten Beziehungen, sie gaben Geld aus, sie prahlten und machten sich dämonisch. Ihre (Truppen waren klein und exklusiv, und die Atavismen, die sie bestimmten, werden Heranwachsende immer mehr anziehen als die Formen freier

Geselligkeit. Dennoch gehörte zu allen Zeiten die Mehrheit der Studenten zu den Unorganisierten, die das bunte Treiben der Korporationen teils verachteten, teils erlitten. In den konfessionellen Verbindungen erwachsen allmählich gesittete Korporationen. Das Bild der Universitätsstädte aber bestimmten die schlagenden Verbindungen nach wie vor.

VI

Dies vor Augen, stifteten junge Wanderer im Februar 1907 einen «Kampfbund zur Reform des deutschen Studententums», für den sie, in Idealkonkurrenz mit den Burschenschaften, den Namen «Deutsche Akademische Freischar» wählten.

Auch sie waren exklusiv, auch sie keck und anmassend, aber doch das weit und breit Vernünftigste, was deutsche studentische Geselligkeit für lange zustande brachte. Was sie wollten, verkündete die Proklamation des ersten Tages:

«I.
Das deutsche Studententum bewegt sich in unzeitgemässen Formen. An seine Spitze haben sich Organisationen gestellt, die in einem Kult von Traditionen aufgehen. Sie können nimmermehr als Führer der Studentenschaft anerkannt werden.

II.
Zu keiner Zeit hat es an Männern gefehlt, die diese Herrschaft als Tyrannei empfanden. Aber die wiederholten Reformbestrebungen haben nie das erstrebte Ziel erreicht. Es fehlte ihnen bei aller Wucht an Planmässigkeit und innerer Kraft, um die Indolenz der Massen zu besiegen, die Besten in den Dienst ihrer Sache zu zwingen und in ruhigem Wirken ihren Gegnern die durch Jahrzehnte behauptete Macht zu entwinden.

III.

Es gibt nur eine wahre akademische Freiheit: Gewährleistung eigentümlicher, kraftvoller Entwicklung des akademischen Bürgers. Wird sie auf jener Seite verbürgt? Erziehung ist Freimachen des Besten im Menschen. Erzieherisch wollen auch die Verbindungen wirken. Zurücktreten des Einzelnen hinter die Tradition ist ihre erste Forderung. Verkehrszwang, unbedingte Satisfaktion, Trinkzwang und Fechtzwang sind ihre Zuchtmittel. Das Produkt ist ein Typus.

IV.

Das sind nicht unsere berufenen Führer. Sie sind in ihren Traditionen erstarrt: sie haben es nicht verstanden, das Erbe der Väter für die Gegenwart nutzbar zu machen. Wir fordern, dass die akademische Jugend die besten Gedanken *unserer* Tage spiegelt und begeistert ihnen kräftiges Leben verleiht.

V.

Von der Finkenschaftsbewegung scheidet uns der Weg, auf dem wir zu marschieren gedenken. Ihr Vertretungsprinzip ist eine Anmassung. Das Bild, das ihre Versammlungen bieten, ist eine Karikatur dieses Prinzipes. Zur Durchsetzung neuer Ideen auf Majoritäten warten zu wollen, ist hoffnungslos.

VI.

Ein festgeschlossener Kreis durch Gesinnung und Auftreten für unsere Ideen werbender Persönlichkeiten erscheint uns einzig imstande, in zäher Arbeit unser studentisches Leben neu zu formen. Wir vertrauen, dass unter unserem Banner sich die Besten der deutschen Studenten scharen werden. Wir können nicht glauben, dass die Streiter fehlen sollten, wo es gilt: geistige Freiheit und unsere Ehre^{18!}»

Sie erreichten teils mehr, teils weniger als der Zielsetzung

entsprach. Es entstand eine kräftige Korporation, die den reaktionären Gruppen keinen Abbruch tat, aber gute Impulse der Jugendbewegung zur Auseinandersetzung mit den Strömungen verwendete, die das geistige Klima bestimmten. Neben den Freischaren bildeten sich verwandte «Akademische Vereinigungen» in Marburg und Jena. Während sie ihre ersten Schritte unternahmen, regte der «Bund abstinenter Studenten» eine lebensreformatorische Hundertjahrfeier für die Völkerschlacht bei Leipzig an.

Jenes gewaltige Rückzugsgefecht Napoleons erschien den deutschen Bürgern nach langen friedlichen Jahrzehnten wie die Verkörperung aller kriegerischen Tugenden. Die Knaben träumten von den anderen Jünglingen der Freikorps, wie Hodler sie gemalt hat in schwarzer Eleganz. Die noch immer unerfüllten Versprechungen des preussischen Königshauses taten der Begeisterung keinen Abbruch. Es stand ein gewaltiges Fest des kriegervereinlichen Patriotismus bevor, und die Reformstudenten wollten sich davon distanzieren. Man dachte zuerst an eine Huldigung für Weimar und seinen Geist, dann aber wurde, unter der Initiative der Akademischen Freischar, das denkwürdige Fest der Jugend auf dem Hohen Meissner daraus:

«Parole.

Gradaus den Blick,

Kühneren Schrittes ins weltoffene Leben hinein:

Garde der Zukunft, junges deutsches Geschlecht,

Garde der Zukunft, schimmernd in goldrotem

Frühlingsschein.

Du bist die kämpfende Truppe des neuen Volkes im Land,

Mutige Liebe zur Wahrheit das Schwert in deiner Hand,

Treue zum eigenen Wesen die Fahne, die du führst,

Wille zur edlen Freiheit die Trommel, die du rührst¹⁹.»

VII

So stand die Sache am Vorabend des Krieges: Die Corps waren apolitisch und feudal, die Burschenschaft untertänig und national, die Reformbünde geistig interessiert und sozial-romantisch. Alle Verbindungen aber rechneten es sich zur Ehre an, das Nationalgefühl zu stärken.

Das war ihr gemeinsamer Irrtum. Denn nur zu bald sollten sie schmerzlich am eigenen Leibe erfahren, dass mit Gefühlen in der Welt der staatlichen Grossorganisationen gar nichts auszurichten ist. Der Erste Weltkrieg brach herein. Auf den gewaltigen Gefühlsüberschwang von 1914 folgte die bittere Enttäuschung. Und wenn auch auf Burschentreffen und Verbindungstagen die alten Reden auf Kaiser und Reich noch im Schwange waren, so liess sich doch die Einsicht nicht vermeiden, dass nicht Hingebung, sondern distanzierte Nüchternheit geboten war.

Gefühle sind im kleinen Kreis zu Hause. Von ihnen lebt die überschaubare Gruppe. Die Probleme der Organisation, gar der Nation und der internationalen Politik verlangen Sachkenntnis und gesunden Menschenverstand.

Der lässt sich freilich nicht erzwingen, und so wurden recht verschiedene Lehren aus dem Kriege gezogen. Burschenschaftliches und Jugendbewegtes verband Wilhelm Hagen, als er 1917 schrieb:

«Hier liegt es, was uns Jüngeren die Burschenschaftsbewegung zu sagen hat. Hingebung an den deutschen Gedanken, Wille zur Gestaltung, heisst die Forderung.

Auch wir stehen heute an einer Scheide der Zeiten. Ungeheure Dinge geschehen. Um sie zu überblicken, stehen wir zu nahe davor. Aber von uns wird das Handeln gefordert. Wenn dieser Krieg das Antlitz Europas neu geformt hat, liegt es an uns, das Leben zu bilden. Unser Staat steht vor schweren Fragen. Das deutsche Problem, äusserlich durch Bismarcks Genie gelöst, harret der inneren Gestaltung. Ma-

chen wir uns nichts vor. Zu dem Ideal deutscher Volkheit, das den Freiheitskämpfern vorschwebte, sind wir noch nicht gelangt. Ein Wirtschaftsstaat ist geschaffen. Eine Einheit des Wesens steht in allen Fronten im siegreichen Kampfe, aber eines fehlt, die Einheit im Geiste. Wir können's heute nicht erfassen, was deutschen Wesens letzte Aufgabe ist im Kreise des Lebens.»

Das war im Grunde die alte Formel von Fries: «Einer für den anderen, alle für die Idee!» - Daraus wurde ein weiterer Versuch, den deutschen Idealismus zu erneuern. Man konnte mit dem nicht weit kommen, wie ein anderer Burschenschafter, Walther Koch, im selben Jahr feststellte:

«Freilich, vieles von den Forderungen der Jugendbewegung vor hundert Jahren ist auch heute noch nicht erfüllt, und die jetzige Jugend wird berufen sein, von Neuem Hand anzulegen an das stolze Werk, freies Menschentum im freien Staate zu erringen. Eines aber besonders möge der Ausgang der burschenschaftlichen Bewegung lehren, dass eine Bewegung noch so edler und gebildeter Geister, die nicht den Anschluss an die Masse des Volkes findet, in der Verwirklichung ihrer Idee scheitern muss. Uns Heutigen ist zu dem Erbeil der Freiheitsidee als neue Aufgabe der soziale Gedanke erwachsen, und vielleicht wird es auch für unsere heutige Jugendbewegung von entscheidender Bedeutung sein, ob sie die Verbindung mit den grossen bewegenden Fragen unserer Volkszukunft findet, getragen werden kann von der grossen Volksmasse und ihrerseits wieder mit die grossen Bewegungen lenken kann oder ob sie in Isolierung ersticken wird. Möge die Jugend hier sehen lernen^{20!}»

Was dann? Die alten Beziehungen zur Demokratie waren durch die schwarzweissroten Jahrzehnte verfinstert. Wo im Volksgedanken Rousseaus Idee der *volonté générale* durchbrach, war auch gleich seine Ablehnung der Verbände und

Parteien zur Stelle, wurde sie totalitär interpretiert: Die bedingungslose Unterordnung unter den nationalen Gemeinwillen war das A und O solcher Demokraten. Ein schweizerischer Burschenschafter wies einen anderen Weg:

«Ein Kampf wird von euch gefordert, höher und heiliger als auch der gigantischste Existenzkampf: der Kampf um dieselbe erhabene Idee, um die vor hundert Jahren eure Brüder von der Wartburg stritten und litten: um die Idee der Wiederherstellung des Rechts im öffentlichen Leben der Völker! Das heisst heute: der Kampf um die europäische Idee, um die rechtliche Einigung Europas!

Denn was euren Brüdern vor hundert Jahren die deutsche Idee war, das muss euch Heutigen die europäische Idee werden. Heute bei dem Bloss-Nationalen stehenbleiben, hiesse derselben Beschränktheit, derselben Ungerechtigkeit huldigen, wie vor hundert Jahren dem Partikularismus der Einzelstaaten! Gedenket der Verwüstungen, die dieser engherzige, egoistische, lächerliche Kleingeist über Deutschland und Europa brachte! Er hat die Einigung Deutschlands um zwei Generationen hintangehalten, hat Deutschland unendliche Leiden und unendliche Schmach gebracht und einen Bruderkrieg zwischen deutschen Stämmen heraufbeschworen.

Und nun seht euch vor, dass es uns heute mit dem Nationalismus in Europa nicht wieder ebenso gehe, wie es im letzten Jahrhundert mit jenem Partikularismus Deutschland gegangen! Die ganze europäische Jugend muss rechtzeitig auf der Seite der europäischen Solidarität zu finden sein, wenn es den Kampf um die Zukunft Europas und der europäischen Menschheit gilt gegen den nationalistischen Partikularismus, der dem ganzen europäischen Völkerleben Tod und Verderben droht...

So geht denn, ihr deutschen Brüder, darin der Jugend der Welt voran, dass ihr die Flamme der Menschheitsidee hochhaltet und sie in die Zukunft tragt als Fackel einer neuen Zeit^{21!}»

Man muss es sagen: Die deutschen Burschen folgten diesem Appell nicht. Aus ihrer bürgerlichen Sicherheit geworfen, hielten sie sich nach dem Kriege an die Reste der Vergangenheit. Die «Giessener Schwarzen» fanden schlimmere Nachfahren in den völkischen Gilden und im «Hochschulring deutscher Art». Ob Kapp oder Hitler, die «Burschenschaftlichen Blätter» zollten jedem Feind der Neuordnung Beifall und applaudierten jeder Erinnerung an vergangene Grössen.

Dennoch hatte die Studentenschaft insgesamt einen Fortschritt zu verzeichnen. Ihre Selbstverwaltung versachlichte und liberalisierte die Atmosphäre.

Die politisch orientierten Gruppen konnten immerhin den Bann durchbrechen, dass sich Politik im Patriotismus erschöpfe. Das Feld weitete sich, die Studenten begannen, unter sich die Reform der Hochschulen zu diskutieren, die etwas anderes als blosser Erweiterung ihrer Freiheiten zum Inhalt hatte²².

Die «Allgemeinen Studentenschaften» waren mit Selbstverwaltungsrechten ausgestattet worden, und der Staat anerkannte sie als öffentliche Einrichtungen. Sie durften sogar von allen Studierenden der betreffenden Hochschule Beiträge für studentische Zwecke eintreiben. Ihre rechtliche Grundlage war eine Verordnung von 1920, die allen immatrikulierten Studenten deutscher Staatsangehörigkeit die Zugehörigkeit auferlegte, bezüglich der Ausländer freie Hand liess.

Die «Deutsche Studentenschaft» vereinte die Allgemeinen Studentenschaften und erfüllte so den alten Traum von 1815, eine einzige Studentenschaft aller zu haben. Sie besass jedoch nur die Rechtsstellung eines privaten Vereines.

In der Praxis lief das darauf hinaus, dass Österreichische und Auslandsdeutsche Studentenschaften dank ihrer Abstammung und Muttersprache ohne Weiteres zur Deutschen Studentenschaft zugelassen wurden. Damit gewannen ihre eigenen Auswahlprinzipien Einfluss auf die Zulassung zur Deut-

schen Studentenschaft, und in wenigen Jahren war der österreichische Arierparagraph praktisch durchgesetzt. Die Deutsche Studentenschaft musste als grossdeutsch und antisemitisch gelten. Die alten Korporationen gaben als die aktivsten und finanzkräftigsten Gruppen in den Allgemeinen Studentenschaften den Ton an. In der Mitte der zwanziger Jahre führten ihre Mitglieder die Hetze gegen jüdische Dozenten an, die es wagten, politisch anderer Meinung zu sein als die deutschnationalen «Alten Herren», die in den Verbindungen das Geld gaben und die Meinungen machten.

Um dieser völkischen Radikalisierung von Österreich her zu steuern und dem Gleichheitsgrundsatz Geltung zu verschaffen, hätte man die Verordnung von 1920 ändern und eine betont reichsdeutsche Lösung suchen können. Die federführende preussische Staatsregierung hielt aber davon nichts und glaubte, die grossdeutsche Idee fördern zu sollen. 1926 erklärte Kultusminister Becker:

«Die Staatsministerialverordnung vom 18. September 1920 lässt. . . eine doppelte Lösung der Koalitionsfrage zu, die grossdeutsche und die reichsdeutsche. Mit der Studentenschaft halte ich die grossdeutsche für die erwünschtere, aber es muss wirklich eine grossdeutsche sein. Die zurzeit bestehende ist nicht grossdeutsch, sondern reichsdeutsch unter Hinzuziehung arischer Sondergruppen auslandsdeutscher Hochschulen und bedeutet deshalb nicht eine Förderung, sondern geradezu eine Gefährdung des grossdeutschen Gedankens. Entweder findet also die Koalition der preussischen Studentenschaften so statt, dass alle auslandsdeutschen Studentengruppen und nicht nur wie bisher die arischen in die Koalition eintreten, oder aber die Preussischen Studentenschaften koalieren nur mit reichsdeutschen Studentenschaften. Zwischen beiden Lösungen wird die Studentenschaft zu wählen haben.»

An die zweite Lösung glaubte der Minister selber nicht, aber er täuschte sich doch über die grossdeutsche Idee. Gross-

deutsch war in Österreich immer antisemitisch, und so gelang es den Beckerschen Preussen auch nicht, ihre Wiener Kommittonen von ihrem Rassendünkel abzubringen. Daraufhin dekretierte die Regierung, dass *alle* auslandsdeutschen Studenten aufzunehmen seien: Auslandsdeutsche Studenten sind alle ausserhalb des Reichsgebietes beheimateten Studenten, deren Zugehörigkeit zur deutschen Kulturgemeinschaft durch Sprache, Bildung und Bekenntnis zu dieser Gemeinschaft erweisbar ist. österreichische Staatsbürger gelten als Auslandsdeutsche, wenn sie sich nicht zu einem fremden Volkstum bekennen. Die Entscheidung trifft die Studentenschaft.

Man nahm es damals in Berlin nicht so genau mit den Rechten anderer Staaten auf ihre Bürger. Der Vorstand der Studentenschaft hätte eigentlich zufrieden sein können. Denn schliesslich sollte, dem Wortlaut nach, er bestimmen, was fremdes Volkstum war.

Aber der Übermut der Ämter ist nichts im Vergleich zu dem der Studenten. Man verstand besser als der Minister, dass grossdeutsch ein anderes Wort für grossvölkisch war und wollte das nun auch durchsetzen. Als Becker die ganze Sache zur Abstimmung stellte, entschieden die Studenten gegen die neuen Grundlagen der Selbstverwaltung, und der Traum von 1815 und 1919 war wieder einmal ausgeträumt.

Im Grunde hatten der preussische Staat und die Majorität der freien Studenten eine Schlacht gegen eine Handvoll völkischer Verbindungen verloren, von denen die schärfsten sogar nicht einmal deutsche Bürger waren.

Nach diesem rühmlosen Ende der «Allgemeinen Studentenschaft» traten einige «freie» Studentenschaften aus der «Deutschen Studentenschaft» aus. 1928 gründeten Sozialisten und Demokraten den «Deutschen Studentenverband», aber sie waren in der Minderheit gegen die reaktionären Elemente, die nun die Deutsche Studentenschaft ganz in die Hand nahmen. Unverzeihlicherweise blieben die einflussreichen katholischen Korporationen passive Mitglieder, statt sich auf die Seite des demokratischen Verbandes zu stellen.

VIII

So gingen die Weimarer Jahre dahin. Die Republik verwöhnte ihre studierende Jugend, so gut sie konnte. Dank erntete sie nicht²³. In einer Zeit, in der so viel Freiheit im Lande war, wie nie zuvor, retirierten die Verbindungen in das angenehme Zwielflicht einer idealisierten Vergangenheit. Für die Gegenwart wurde Realpolitik gefordert, doch war der Ausdruck nichts weiter als die auf die Beziehungen der Staaten übertragene Lehre vom Primat der deutschen Nationalität.

Sie vertrug sich ausgezeichnet mit der Theorie, dass der Deutsche besonders empfindsam sei und an Tiefe des Gefühls jedes andere menschliche VZesen übertreffe.

Die politische Forderung nach Sachlichkeit wurde in Bezug auf die anderen bis zur unmenschlichen Konsequenz getrieben, dem Deutschen blieb das Gefühl, blieb der Edelmut vorbehalten. Er bewies sich in seiner penetrantesten Form 1929, als die Korporationen den Zehnjahresfeiern der Republik fernblieben, weil den Hochschulen, nicht den Verbindungen, Protestdemonstrationen zum Jahrestag von Versailles verboten worden waren. Auch an diesen Restbeständen im Denken ihrer Studenten ging die Weimarer Republik zugrunde.

Als der grosse Trommler auftrat und die nationale Erhebung heraufzuführen versprach, hatte er sehr rasch Anhänger in den alldeutschen Kreisen der Burschenschaft:

«Schon 1929 trugen Bundesbrüder zu Band und Mütze stolz das Zeichen der Bewegung, und zwei Holzminder waren unter dem ersten Dutzend Mitglieder, die der NSDSTB damals in Göttingen zählte ... In Göttingen war damals kaum eine Versammlung des NSDSTB, zu der wir nicht in Farben Vertreter schickten.. Von 1930 und 1931 an beginnt dann die breiteste Wirkung von Holzmindern im nationalsozialistischen Kampfe. Während die aktiven Bundesbrüder sich zu-

meist mit der blossen Parteimitgliedschaft begnügen müssen, treten die Inaktiven in die Reihen der SA und SS . . . Noch im Jahre 1931 erscheinen wir zum ersten Male in Farben in einer öffentlichen Massenversammlung der NSDAP²⁴.»

Wahrscheinlich waren unter diesen frühen Hitler-Anhängern einige, die sich später enttäuscht abwandten; aber das ist nicht entscheidend. Die autoritäre Seelenverwandtschaft des Anfanges hat geholfen, Hitler an die Macht zu bringen, seinen Aufstand gegen Sitte und Recht zu einem Erfolg zu machen.

Schon 1931 war die Deutsche Studentenschaft zur Hälfte mit ihren Sympathien bei den Braunhemden. Der NS Deutsche Studentenbund übernahm die organisatorische Führung.

In dem Bericht über das hochschulpolitische Referat [Graz 1931] des Vorsitzers Schulz heisst es: «Im zweiten Teil seines Referates warf der Vorsitz mit aller Eindeutigkeit die Frage auf, ob die geistigen Grundlagen der Deutschen Studentenschaft auch heute noch stark genug sind, das grosse Gebäude des zur Einheit gewordenen deutschen Studententums zu tragen. Er entwickelte folgenden Gedankengang: Im Gegensatz zu früher nimmt die Mehrzahl der deutschen Studenten eine klare, scharf umrissene Haltung ein, und zwar nicht nur zu den Fragen der Politik, sondern auch im Sinne persönlicher Entscheidung zu den an sie herangetragenen partei- oder bewegungspolitischen Programmen. Die Deutsche Studentenschaft hat keinerlei Veranlassung, sich gegen diese Entwicklung zu wehren. Zu einer Gefahr für sie kann diese erst werden, wenn eine oder mehrere innerhalb der Studentenschaft zur Macht gekommene Bewegungen versuchen, der Deutschen Studentenschaft den Stempel parteipolitischer Auffassung aufzuprägen, um damit bewusst oder unbewusst die breite nationale Basis, die allein eine Volksbewegung in des Wortes bestem Sinne ist, wie sie die Deutsche Studentenschaft sein will, zu zertrümmern. Es ist kein Geheimnis, dass die nationalsozialistische Bewegung

in der Deutschen Studentenschaft so sehr an Boden gewonnen hat, dass sich die Hälfte ihrer Mitglieder oder mehr zum Nationalsozialismus bekennen.

Die Ziele in hochschulpolitischer Hinsicht sind klar, Kampf gegen das Preussische Kultusministerium, Kampf gegen alle die, die versuchen, die Deutsche Studentenschaft von ihrer grossdeutschen Einstellung abzubringen, Kampf vor allem auch denen, die versuchen, den österreichischen Studentenschaften die für sie einzig mögliche volksbürgerliche Grundlage zu nehmen, Kampf all denen, die mit begehrlischen Händen die Freiheit der deutschen Hochschulen antasten wollen²⁵.»

Die wirtschaftliche Ursache dieses Skandals war natürlich die Weltwirtschaftskrise mit ihrem Zustrom an verwilderten Studenten aus dem schlimm heimgesuchten Kleinbürgertum, das Fatale daran die Gesetzmässigkeit, mit der diese Idealisten dem Diktat der Ökonomie über die Menschenwürde gehorchten.

Hätte man nicht erwarten sollen, dass die bewussten Vertreter des deutschen Idealismus mit aller Energie sich dagegen gewehrt hätten, sich von der wirtschaftlichen Not ins Lager der Desperados treiben zu lassen? Ihre Ausflucht war die Idee der «Nationalen Revolution», das heisst, der Wiederherstellung verlorener Macht. Ihr zuliebe halfen sie Hitler. Und waren erstaunt, dass er etwas anderes daraus machte, als sie in ihrem Verbandsinteresse wünschen konnten. Gesah ihnen Unrecht? Nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 begrüsst die Burschenschaft den Erfolg des Führers:

«Was wir seit Jahren ersehnt und erstrebt und wofür wir im Geiste der Burschenschaft von 1817 jahraus, jahrein an uns und in uns gearbeitet haben, ist Tatsache geworden. Das deutsche Volk hat bei der soeben abgeschlossenen Wahl zu den gesetzgebenden Körperschaften zum erstenmal seit der Schmach von 1918 bekannt, dass höchstes und oberstes Gut nationale Einheit und nationaler Freiheitswille sind. All

unsere Arbeit galt immer dem deutschen Volke, an der Herbeiführung einer grossen freien deutschen Nation tätig mitzuhelfen und mitzustreiten ist unser oberstes Gesetz. Die Willenskundgebung des deutschen Volkes, die der am 30. Januar 1933 von unserem, uns immer als Vorbild dienenden Reichspräsidenten von Hindenburg zur Führung unseres Volkes berufenen Reichsregierung das Vertrauen aussprach, besagt gleichzeitig, dass alles Trennende hinter dem Gedanken an die Nation zurückzutreten hat²⁶.»

Und im Mai berichteten die Zeitungen:

«Berlin, 11. Mai. Am Mittwochabend wurde durch den Kampfausschuss der Studenten, ‚Wider den undeutschen Geist‘ die Unternehmung mit dem Motto ‚Aufbruch des deutschen Geistes‘ durchgeführt, in deren Mittelpunkt gegen Mitternacht der symbolische Akt der Verbrennung von etwa zwanzigtausend politisch und moralisch undeutschen Schriften stattfand . . .

Bei den mitternächtlichen Feiern an den deutschen Hochschulorten, in deren Mittelpunkt die Verbrennung volkszersetzenden Schrifttums stand, wurden die Bücher mit folgenden *Feuersprüchen* den Flammen übergeben:

1. Rufer: Gegen Klassenkampf und Materialismus, für Volksgemeinschaft und idealistische Lebenshaltung! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Marx und Kautsky.
2. Rufer: Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Gläser und Erich Kästner.
3. Rufer: Gegen Gesinnungslumperei und politischen Verrat! Für Hingabe an Volk und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Friedrich Wilhelm Förster.
4. Rufer: Gegen seelenzerfasernde Überschätzung des Triebens, für den Adel der menschlichen Seele! Ich übergebe der Flamme die Schriften des Sigmund Freud.

5. Rufer: Gegen Verfälschung unserer Geschichte und Herabwürdigung ihrer grossen Gestalten, für Ehrfurcht vor ihrer grossen Vergangenheit! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Emil Ludwig und Werner Hegemann.
6. Rufer: Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewusste Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff und Georg Bernhard.
7. Rufer: Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges, für Erziehung des Volkes im Geist der Wehrhaftigkeit! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Erich Maria Remarque.
8. Rufer: Gegen dünkelfhafte Verhunjzung der deutschen Sprache, für Pflege des kostbarsten Gutes unseres Volkes! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Alfred Kerr.
9. Rufer: Gegen Frechheit und Anmassung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist! Verschlinge, Flamme, auch die Schriften der Tucholsky und Osietzky^{27!}»

Da waren sie wieder, die Bücherverbrenner. Es war ihr letzter grosser Auftritt.

In den folgenden Monaten wurden die alten Verbindungen gleichgeschaltet. Die Nationale Revolution begann, ihre ordnenden Massnahmen zu treffen. Widerstand regte sich, wie er sich in früheren Jahrzehnten gegen Universitätsbehörden und die Obrigkeiten geregt hatte. Mit Politik hatte er nicht viel zu tun. Man erhielt eine Quittung für bewiesene Wohltaten, mit der man nicht einverstanden sein konnte. So hatte man nicht gewettet. Oder doch?

Zumindest muss, wer sich einem Aufstand anschliesst, damit rechnen, dass er nicht ganz nach seinem Geschmack verläuft. Die Deutsche Studentenschaft hatte schon 1932 das Führerprinzip angenommen. Ihre Umwandlung in eine Unterabteilung des Herrschaftssystems vollzog sich durch Reichsgesetze vom April 1933 und vom Februar 1934.

Der 1926 gegründete Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund stellte selbstverständlich die oberen Funktionäre. Die alten Korporationen wurden in sogenannte Kameradschaften verwandelt, und 1936 entstand als Kopforga- nisation von Partei- und Staatsbemühungen um die Studenten die Reichsstudentenführung.

Landdienst, Reichsberufswettkampf, Erntehilfe, später Fa- brikdienst hiessen die neuen Formen, in denen es «Volksgemeinschaft» zu beweisen galt. Die wirtschaftlichen Teile der Selbstverwaltung wurden 1938 im Reichsstudentenwerk zen- tralisiert.

Dieses Zwangssystem funktionierte und funktionierte auch nicht, je nach der Einstellung der Studenten, die es betraf.

Die weltanschauliche Bearbeitung der Opfer war in der Regel so primitiv, dass sogar Alldeutsche es bemerken mus- ten. Und die Zerstörung der alten Sitten im Namen der Volksgemeinschaft musste den Widerspruchsgeist reizen. Corpsstudenten insbesondere machten sich einen Spass dar- aus, die Naziführer wegen ihrer schlechten Umgangsformen zu verhöhnen, nicht anders übrigens hatten sie früher die «Finken» und «Wilden» und «Hummeln» verhöhnt, die Studenten, die nicht zu Korporationen gehörten. Trotzdem steckte in diesem Hohn ein politisches Element. Solange eine Diktatur die bestehenden Konventionen nicht gebrochen hat, kann sie nicht als gesichert gelten.

Aber freilich: Gerettet wurde dadurch nichts.

Die Ruhmestat der deutschen Universität in jenen Jahren wurde nicht von alten Korporierten vollbracht, sondern von religiösen Studenten der kleinen Gruppe um die «Weisse Rose».

IX

Der Zusammenbruch des Hitlerreiches öffnete für ein paar Jahre die Schranken innerhalb der deutschen Gesellschaft.

Vertriebene Hochschullehrer kehrten zurück, die durch ihr Nazitum Kompromittierten wurden ausgeschieden. Indessen siegte die Standesgesinnung der Hochschullehrer bald über Forderung nach politischer Sauberkeit. Bis auf ganz wenige Ausnahmen zogen die Nationalsozialisten wieder in ihre Ämter ein. Die erhoffte innere Erneuerung der Universität blieb trotz verzweifelter Reformbemühungen aus. Mit Recht stellte der amerikanische Politologe Lewis Edinger²⁸ in einer Studie über die bundesrepublikanische Oberschicht fest, dass die 1945 erwartete Ablösung der deutschen Elite durch eine Gegen-Elite ausgeblieben sei. Die Restauration hat sich vielmehr nach der durch die Veränderung des Staatsumfanges bedingten Verlagerung [vom protestantischen Mittel- und Ostdeutschland nach dem katholischen Westen und Süden] in den vorgezeichneten Bahnen eingependelt.

Nach wie vor spielt das Bildungswesen für den sozialen Aufstieg die entscheidende Rolle, und nach wie vor sind die Aussichten, durch seine Einrichtungen in einer Generation von der Arbeiterschaft in die sozialen Spitzenstellungen aufzurücken, äusserst gering.

Das Prestige der Akademikerschaft ist entsprechend hoch und übertrifft weit das der wirtschaftlich herrschenden Klasse, in der neben der alten Familienprominenz einige neue Millionäre, die nach dem Kriege anfangen, Ansehen gewonnen haben.

Der verstärkte Zivilisationsbedarf an akademischen Fachleuten vergrösserte einerseits den Zulauf zu den Hochschulen und bot andererseits den Traditionsverbänden der alten bürgerlichen Oberschicht die Chance, sich neu zu etablieren. Dieser Erneuerungsprozess begann mit der Aufhebung der alliierten Vermögenskontrolle über das Eigentum der Korporationen. Die Rückgabe der beschlagnahmten Verbindungshäuser am Ende der vierziger Jahre setzte die Symbole sozialer Macht wieder in Kraft, die diese Butzenscheibenburgen seit Jahrzehnten waren.

Die in einem Land mit zerstörten Städten fast unwider-

stehlichen Vorteile, die Häuser boten, wurden durch andere materielle Hilfe der «Alten Herren» ergänzt. Kriegs- und Nachkriegsstudenten blieben indessen gegen die angebotenen Geselligkeitsformen unempfindlich. «Aktiv» konnten die Korporationen erst wieder werden, als eine von normaler besitz- und bildungsbürgerlicher Erwartung bestimmte Jugend die Hochschulen bezog. Sie fand in den Korporationen ihr Verlangen nach Zugehörigkeit mit Farben «ausgezeichnet» gestillt.

Zu etwas Besonderem wurde diese Zugehörigkeit durch das offizielle Verbot der Rektorenkonferenz von Tübingen 1949, das sich gegen das Mensuren-Schlagen und Farben-Tragen gewandt hatte, ohne dass dieses Verbot auch durchgesetzt worden wäre. Die Tübinger Beschlüsse wurden von den Rektorenkonferenzen in Bonn, Köln, Marburg, Stuttgart in den darauffolgenden Jahren zwar bestätigt, in der Praxis jedoch aufgegeben. Heute kann man in allen Universitätsstädten Studentenfarben und die von frischen Mensuren herrührenden Durchschnitts-Gesichter wieder sehen.

Die Niederlage der Reformer scheint strukturell bedingt. Mit der Restauration der alten Oberschicht mussten auch deren Gruppenformen wiederkehren. Eine geringe Aussicht besteht nur noch auf den Wandel des dazugehörigen Gesellschaftsbildes. Wie weit solcher Wandel innerhalb der alten Formen dieses Gruppenlebens möglich ist, muss dahingestellt bleiben. Gemeinschaftsformen, denen die Unterwerfung unter den Gemeinwillen so erstrebenswert scheint, dass sie ihn mit Trinken und Schlagen ritualisieren, werden vermutlich immer für autoritäre und totalitäre Versuchungen empfänglich machen.

In der Politik ist der Einfluss der Korporationen in den letzten Jahren erheblich gestiegen. 1961 forderten sie staatliche Subventionen aus dem Bundesjugendplan. Bei der dadurch entstehenden Diskussion konnten sie sich darauf berufen, dass von den 519 Abgeordneten des 3. Bundestages 81 = 16 Prozent «Alte Herren» seien.

Zu schlagenden Verbindungen gehörten 25 Abgeordnete der CDU/CSU, 6 der FDP und 2 der SPD. Zu katholischen Verbindungen zählten 40 Abgeordnete der CDU/CSU, darunter Adenauer, v. Brentano, Strauss, Krone und Jaeger, je einer zu FDP und SPD, zu den übrigen Verbänden rechneten sich je 3 Abgeordnete der CDU/CSU und der FDP. Diese parlamentarische «Repräsentation» vertritt ungefähr 180'000²⁹ Mitglieder von Verbindungen, also einen verschwindend kleinen Teil der Gesamtbevölkerung. In dieser Situation wäre es erstaunlich, wenn sie nicht den Allgemeinwillen gut rousseauisch gegen den Willen der Millionen Einzelner absetzten und ihn in ihrem Sinne interpretierten. Man kann abwarten, was dabei herausbrät.

Das Dritte Reich: Versuch einer Sozialreligion

I

Als Friedrich Nietzsche im Jahr 1885 zu Sils-Maria sein «Vorspiel zu einer Philosophie der Zukunft, Jenseits von Gut und Böse» nannte, war die Umwertung der seitherigen Wertschätzungen soziologisch schon weit vorgeschritten. Der Dichterphilosoph sprach aus, was Millionen und Millionen Unbehagen bereitete: Die spürbaren Veränderungen im sozialen Zusammenleben machten sie ratlos.

Die grossen Städte erforderten andere Lebensweisen als die bisherigen in der Kleinstadt.

Es ist nützlich zu erinnern, dass Deutschland bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vorwiegend das gleichmässige Leben einer Landbevölkerung führte. Erst im letzten Drittel setzte mit Macht das industrielle Tempo ein, das uns heute das gewöhnliche ist. Damals war es ungewöhnt und unwohnlich. Wie sollte auch die erste Generation einer aus ländlicher und landstädtischer Überlieferung verpflanzten Bevölkerung sich in der «neuen Zeit», wie der unbestimmte Ausdruck lautete, zurechtfinden?

Die Familien verloren ihren sichtbaren Zusammenhang. Die Eltern hausten noch auf dem Land, die Kinder zogen in die Stadt, die weit entfernte.

Die Kirchen, vorwiegend aufs Erhalten eingerichtet, rückten dem täglichen Leben ferner.

Die Nachbarschaften, die sich neu bildeten, waren heterogen. Man wohnte unverbunden nebeneinander, ohne direkte Abhängigkeit voneinander, aber auch ohne das Einverständnis, das bürgerliche Gleichheit schafft.

Diese Faktoren führten zu Ersatzbefriedigungen, die der Neuigkeit wenigstens subjektiv einiges von ihrer Härte nah-

men. Der Ausfall des familiären Zusammenseins wurde durch literarische Mittel ersetzt. Familien, die vorher nie daran gedacht hatten, fingen an, Stammbäume aufzustellen oder gar, wie die alte Oberschicht, Wappen zu führen.

Die angedeutete, aber nicht vollziehbare Gleichheit des grossstädtischen Zusammenlebens führte zur Verklärung der Heimat, der alle zugehörten.

Der Verlust der Dörflichkeit und ihrer angeblich unschuldigen Harmonie wurde mit allen Mitteln der Kunst ausgeglichen. In der Malerei wie der Literatur schlug die Gemütlichkeit ermutigende Breschen in den Unmut, ja in die tiefe Mutlosigkeit der Menschen in ihrer fremden Umgebung. Nicht umsonst bezeichnete eine spätere Generation die unterhaltende Romanliteratur jener Jahre als Butzenscheibenromantik, und nicht umsonst hiessen die bevorzugten illustrierten Zeitschriften jener Jahre «Die Gartenlaube» und «Daheim».

«Die Gartenlaube» war eine grosse redaktionelle Leistung, weil sie ein historisch bedingtes Bedürfnis nach dem überschaubaren Glück, das für die menschliche Gesundheit nötig ist, in der Form stillte, die ihre Zeit bot.

Am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hatte der junge Goerres bekannt, die Zeit des alten Systems sei vorbei, aber die der Demokratie noch nicht gekommen. Die Flucht in die Idylle, achtzig Jahre später, entsprach noch dem gleichen Gefühl einer Zwischenperiode, in der man nicht recht weiss, wo Unten und Oben sich finden, was weise ist und was unweise.

Die «Gartenlaube» war eine Zeitgenossin Nietzsches und von Nietzsche, Bismarck und «Gartenlaube» war das entscheidende Charakteristikum für die deutsche Geistesgeschichte jener Jahre. Nietzsche verkörperte das radikale Element, das aus dem Alten heraus eine rationale Neuordnung erstrebte. Er war wie Kant ein schlimmer Revolutionär.

Bismarck war nicht weniger revolutionär, indem er die Hegemonie Preussens über Deutschland gegen alle äusseren und

regionalen Widerstände durchsetzte, aber er verfolgte ein machtstaatliches Ziel und konnte ohne Anerkennung der alten Werte nicht auskommen.

Das Publikum beider war die Gartenlaube des deutschen Volkes. Das eine und das andere zugleich annehmend, war es unfähig, einen entschiedenen Willen in einer Richtung zu formieren. Nietzsches Philosophie kam dem entgegen. Aphoristisch und damit hochmodern bot sie doch den Anschein eines geschlossenen Systems. Die Zweifel an der Gültigkeit der moralischen Grundsätze beschwichtigte sie mit der Behauptung, es gebe zwei Normen nebeneinander: Eine Moral der Herren und eine der Sklaven:

«Bei einer Wanderung durch die vielen feineren und gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben oder noch herrschen, fand ich gewisse Züge regelmässig miteinander wiederkehrend und aneinandergeknüpft: bis sich mir endlich zwei Grundtypen verrieten und ein Grundunterschied herausprang. Es gibt Herrenmoral und Sklavenmoral; ich füge sofort hinzu, dass in allen höheren und gemischteren Kulturen auch Versuche der Vermittlung beider Moralen zum Vorschein kommen, noch öfter das Durcheinander derselben und gegenseitige Missverstehen, ja bisweilen ihr hartes Nebeneinander – sogar im selben Menschen, innerhalb einer Seele. Die moralischen Wertunterscheidungen sind entweder unter einer herrschenden Art entstanden, welche sich ihres Unterschieds gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bewusst wurde – oder unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades. Im ersten Falle, wenn die Herrschenden es sind, die den Begriff ‚gut‘ bestimmen, sind es die erhobenen stolzen Zustände der Seele, welche als das Auszeichnende, die Rangordnung Bestimmende empfunden werden. Der vornehme Mensch trennt die Wesen von sich ab, an denen das Gegenteil solcher gehobener, stolzer Zustände zum Ausdruck kommt: er verachtet sie¹.»

Nietzsche räsoniert, dass in der Herrenmoral «vornehm» und «verächtlich», nicht «gut» und «böse» das Gegensatzpaar sei. Diese vornehme Art Mensch fühlte sich als wertbestimmend. Sie habe nicht nötig, sich gutheissen zu lassen. Sie urteile einfach danach, was ihr schädlich oder nützlich sei und erkläre danach, was überhaupt Wert habe und was nicht. Gegen Fremde glaube sie nach Belieben handeln zu dürfen.

Dieser Herrenart stehe die andere gegenüber, die Sklavenmoral der Vergewaltigten, der Unterdrückten, Unfreien, Ungewissen, Leidenden. Von ihrer Art sagt Nietzsche, sie sei misstrauisch, entwickle Skepsis gegenüber den Mächtigen, zugleich aber Mitleid und Gefälligkeit. Die Eigenschaften, aus denen sie grössten Nutzen zu ziehen verstünden. Gefälligkeit und Macht des vornehmen Lebens würden in «das Böse» hineinempfundener, während in der Herrenmoral gerade das Gute, das Milde, das wesentlich Gefährliche erscheine.

Schliesslich aber unterscheiden sich Sklaven- und Herrenmoral nach Nietzsche darin, dass die eine auf Freiheit aus ist, die andere stolz dient.

Was Nietzsche selber für vornehm und was für verächtlich hielt, kann hier unerörtert bleiben. Die Berichtigung des Nietzsche-Bildes, die E. F. Podach unlängst mit seiner Veröffentlichung des echten *Ecco Homo* geleistet hat, zeigen einen anderen Nietzsche als den vom nationalen deutschen Bürgertum bisher für sich reklamierten².

Wichtig ist die Reaktion des in der Wertdiskussion unentschiedenen deutschen Lesepublikums. Es entschied sich überwiegend für die Herrenmoral, die ihm in der Gartenlaube ja auch gut zu Gesicht stand. Die Sklavenmoral, die nach Freiheit lechzt, die Mitbestimmung will und nicht Dienst, die skeptisch ist und nicht idealistisch, erschien dem deutschen Bürgertum verächtlich und nicht vornehm genug.

Die Annahme der sogenannten Herrenmoral konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie eine wenig vornehme

Übernahme zeitbedingter Werte in den Bereich der ewigen Wertvorstellungen war. Herr und Sklave sind Kategorien der politischen Philosophie und nicht der Religion. Der im Christentum immer wieder aufgebrochene Zwiespalt zwischen temporären und ewigen Ordnungen wurde wohl auch dabei empfunden. Die Antwort darauf fiel ganz und gar weltlich aus. Sie brachte vorübergehende, geschichtlich bedingte Begriffe in die Nähe der ewigen Not des Menschen nach Gott.

Was ging da vor?

II

Das Zweite Reich war eine Fürstengründung, die nationale Einheit Geschenk des an ihrem freiheitlichen Inhalt uninteressierten Diplomaten Bismarck an die Nation. Die Kaiserproklamation im Spiegelsaal zu Versailles ein Fest der Uniformen und adliges Theater, das die Bürgersleute auf die Zuschauerbänke verwies.

Vom bürgerlichen Freiheitsdrang der ersten Jahrhunderthälfte trat 1870 wenig genug in Erscheinung, und die zeitgenössische Geschichtsschreibung bemühte sich umsonst, die Übereinstimmung des feudalen Spektakulums mit dem Aufstieg der bürgerlichen Klasse nachzuweisen. Das Reich von 1870 entbehrte von allem Anfang an das geistesgeschichtlich so bedeutende Element bürgerlicher Aktivität. Was in England, in Nordamerika, in Frankreich und dann in Italien an bürgerlichem Elan in den nationalen Staat eingegangen war, stand im deutschen Fall der Obrigkeit *gegenüber*. Zwar enthielt die Reichsverfassung Elemente der Paulskirchenverfassung von 1849, aber sie war eine oktroyierte, keine von den Bürgern selbst errungene Konstitution. Bismarck war nicht Cavour, wie Treitschke in seinem kunstvollen, sprachmächtigen Essay anzudeuten beliebte; die disziplinierte Anstrengung der italienischen Einigung

glich nur oberflächlich dem Kriegsdienst, den die Schwaben, Sachsen, Bayern leisten mussten, weil der casus foederis ihre Fürsten mit Preussen in den Krieg gegen Frankreich trieb.

Die nationale Einheit, die zeitgemässe Wohltat des neunzehnten Jahrhunderts, fiel den Deutschen von oben zu. Das sicherte den fürstlichen Wohltätern zwar nicht die Dankbarkeit ihrer Völker, wohl aber die Anhänglichkeit an gewisse obrigkeitliche Prinzipien. Vor allem an das, was als Norm des gesellschaftlichen Verhaltens galt. Der Männerstolz vor Königsthronen, eine Tugend in vielen deutschen Landen, besonders im Rheinland nach seiner Annexion durch die preussische Monarchie, nahm merklich ab. Das betont bürgerliche Auftreten geriet in Verruf.

Aus der allgemeinen Wehrpflicht, der vielgerühmten Schule der Nation, ging ein manchmal koketter, mitunter komischer Durchschnittstypus hervor, der Dienst und nicht Freiheit gross schrieb³. Nicht nur in der polnischen Frage, in der das deutsche Bürgertum die Maxime ostelbischer Junker übernahm, in der gesamten Einstellung zum Reich überwogen bald die Elemente, die Nietzsche der Herrenmoral zugerechnet hat. Das mochte im Einzelnen nicht so gemeint sein wie es klang, *gewirkt* hat es in der Geistesgeschichte.

Die Ausdehnung des Wohllebens auf breite bürgerliche Schichten, bald danach auch auf den vierten Stand, wurde durch verbesserte Organisation und weitgehende Aufteilung der Arbeitsgänge ermöglicht. Dabei gingen gewohnte Beziehungen zur Arbeit wie zu bestimmten sozialen Gruppierungen verloren. Die Verwaltungen der Wirtschaft und des Staates wuchsen. Immer neue Zwischeninstanzen machten das Ganze zu einem unüberschaubaren Komplex von Abhängigkeiten. Sachliche, unpersönliche Organisation war der Preis des höheren Lebensstandards.

Der Preis erwies sich als kaum erschwinglich, denn in der bürgerlichen Tradition hatte nichts auf ihn vorbereitet. Das arbeitsame Leben schien seines Inhalts beraubt. Seine Erträge verschwanden aus dem Sparstrumpf in die unkon-

trollierbaren Kanäle von Grossbanken und Börsen. Unverständliche Wirtschaftskrisen erschütterten das Selbstvertrauen der Bürger. Wanderprediger aller Art fanden Zuhörer, wenn sie die unmögliche Rückkehr in frühere Sicherheiten als Heilmittel anpriesen. Politische und religiöse Sekten siedelten sich an den Rändern der neuen Grossorganisationen an. Tief gruben sie sich in die Gefühlswelt ein.

Die Ratlosigkeit des Bürgertums angesichts der neuen Organisationsformen kam aber nicht nur aus der Veränderung des geforderten Arbeitsaufwandes. Sie stammte ebenso aus dem bürgerlichen Mangel an Lebenskunst. Er machte sich depressiv bemerkbar, weil die leichtere Befriedigung der unmittelbaren Notdurft die Leere des auf den Sonntag beschränkten Verhältnisses zu Natur und Kunst spüren liess. Die bürgerliche Verdrängung des Schönen aus dem Alltag rächte sich, als der Alltag nicht mehr die ganze Kraft erforderte. Missmut und Langeweile breiteten sich aus. Die Menschen sahen sich in der Lage, ein weiteres, gelockerteres Leben zu führen, aber sie waren kaum dazu imstande.

Wenn wahr ist, dass der Geist sich den Körper bildet, so bewies Deutschland im Jahr 1910, dass auch das Umgekehrte gilt: Hartes, zackiges, schnarrendes Auftreten lässt auf die Dauer die geistige Verfassung nicht ungeschoren. Auf Herrenmoral erpicht, hallt die Literatur des bürgerlichen Deutschland wieder von Denunziationen der «Humanitätsduselei», eben jener demokratischen Milde, die Nietzsche als Sklavenmoral bezeichnet hatte. Die Universitäten schienen es geradezu darauf anzulegen, einen möglichst militanten Ton zu verbreiten. Von den akademischen Lehrern jener Zeit entzogen sich die wenigsten der Versuchung der starken Worte, und an nationalen Feiertagen verwandelten sich die kühlestn Skeptiker und die stillsten, feinsinnigsten Gelehrtennaturen nicht selten zu wahren Eiferern. Nicht viel fehlte und sie hätten mit schier religiöser Inbrunst zum Kreuzzug gegen die Sklavennaturen aufgerufen, die anders waren, als die bürgerliche Herrenmoral nun vorschrieb.

III

Mit anderen Worten: Das geistige Leben des Zweiten Reiches wies starke Anhänglichkeiten an unzeitgemässe Wertvorstellungen auf. Die Nation jedoch war de facto ein moderner Industriestaat mit allen Vor- und Nachteilen der anonymen Grossorganisation. Das passte auf die Dauer nicht zusammen. Der Widerspruch zwischen den im täglichen Leben notwendigen Relativierungen und den verabsolutierten höheren Werten des Reiches vertiefte das Unbehagen.

So entstanden Aberdutzende von reformerischen Gruppen, die geistige Erneuerung auf ihre Programmzettel schrieben. Literarische Figuren wie Lagarde, wie der Rembrandt-Deutsche und andere, die sich auf Fichte beriefen, suchten die fehlende Einheit zwischen dem vaterländischen und dem gesellschaftlichen Leben herzustellen. Sie beschworen die Vergangenheit und hatten allesamt Offenbarungen für das «neue Zeitalter» anzubieten. Dem Glauben an feststehende Rangordnungen verhaftet, leugneten sie die Hinfälligkeit aller politischen Versuche und postulierten eine patriotische Harmonie im neuen Zeitalter. Ihr könne teilhaftig werden, wer das Sakrament des Vaterlandes nehme. An die Stelle der Religion setzten diese ungetreuen Nachfolger des Jüngers Johannes die vaterländische Bruderschaft. Einer schon international verflochtenen Industriegesellschaft muteten sie zu, in die patriotische Klausur zurückzukehren. Alles Welsche, Weitläufige, von der Zivilisation begünstigte, verketzerten sie ihrem mönchischen Ideal zuliebe. Tastende Versuche der Jugendbewegung, randalierende Unternehmungen rassistischer Prägung, antialkoholische und körperkulturelle Veranstaltungen zielten teils auf den «Neuen Menschen», teils auf das «Neue Zeitalter», teils auf das «Neue Reich». Stefan George verkündete

«auf neue tafeln schreibt der neue stand.»

Reich und Stand waren konservative Begriffe. In der Gei-

stesgeschichte geht es aber nicht so einfach zu, dass man die Namen «Neues Reich» oder «Neuer Stand» schlichtweg als poetische Verklärungen der politischen Rechten darstellen, oder den Ruf nach dem «Neuen Menschen» als Ausdruck linken Lebensgefühls monopolisieren dürfte. Die Wünsche nach neuem Reich und neuem Menschen vermischten sich. Nationale Gefühle schwanken. Ihr System ist beweglich. Dennoch zeichneten sich allmählich klare Fronten ab. Die Verfechter des «Neuen Reiches» und des «Neuen Standes» begleiteten ihre Verkündigungen mit Hassgesängen gegen ihre intellektuellen Konkurrenten. Sie suchten sich eine überzeitliche, eine quasipriesterliche Stellung zu verschaffen, indem sie den Propagandisten des «Neuen Menschen» ihre gesellschaftliche Gebundenheit vorwarfen. Der Vorwurf des Intellektualismus hatte keinen anderen Sinn als den, die Geistesprodukte des Gegners abzuwerten und der eigenen Ideenwelt den überzeitlichen Rang vorzutauschen. Der missionarische Eifer solchen Anspruches liess keinen Kompromiss zu. Gewalt blieb ihm nicht fremd, während die Ideologie vom «Neuen Menschen» sich stets der Schwäche dieses dünnhäutigen Geschöpfes bewusst blieb.

IV

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, begrüßten ihn sensible Naturen als eine Erlösung aus der Unwahrhaftigkeit des bisherigen Daseins im Zweiten Reich. Millionen offenbarte sich im Taumel der Mobilmachungstage der Geist der Nation. Die Krieger bemalten zwar nicht sich, wohl aber ihre Fahrzeuge mit Inschriften, die den Sieg verbürgen sollten. Die Poeten verherrlichten den Tod fürs Vaterland. Sie hegten die Hoffnung, durch den Krieg aus der Disharmonie des Zweiten Reiches herauszukommen. Ein neues, zeitgerechtes, weniger pompöses, ein verinnerlichtes, durch Haltungen bewiesenes Nationalgefühl sollte den wilhelminischen Hurra-

Patriotismus ablösen. Das glaubten viele. Andere schämten sich nicht, den Krieg als inneres Erlebnis anzupreisen.

Es war aber der Krieg von 1914 bis 18 etwas ganz anderes als eine Anstalt zur Behebung nationaler Psychosen. Einige der Grundprinzipien moderner Gesellschaftsstruktur traten erschreckend deutlich hervor: Ihre sachliche Strenge, ihre unpersönliche Technik, ihre Unmöglichkeit, Gefühlen nachzugeben, aber auch ihre Internationalität, ihre Nivellierung nationaler Unterschiede und – von Hermann Hesse, Stefan Zweig, Romain Rolland und vielen anderen gegen die Weltmeinung gefordert – ihr Bedürfnis nach gemeinsamen Werten. In dem Moment, der Europas Gemeinsamkeit offenbar völlig zerstörte, wurde deutlich, dass es mit den national beschränkten Wertschätzungen nicht mehr weiter ging. Die industrielle und technische Zivilisation war geistig nur dann zu lenken, wenn es gelang, ihren gemeinsamen Grundverbindlichkeiten Anerkennung zu verschaffen.

1917, um die Zeit, als das Zarenreich aus dem Kriege ausschied und die Vereinigten Staaten in ihn eintraten, forderte der deutsche Dichter Ludwig Rubiner seine Kameraden auf, in die Politik einzugreifen. Ein roter Band von Aufsätzen, die zum grössten Teil schon in Pfemferts Wochenschrift «Die Aktion» erschienen waren, stellte den «Menschen in die Mitte». Der Dichter solle Führer sein, forderte Rubiner, um «Worte zu machen für Dinge, die gut sind. Für Menschliches, das kommen soll». Nicht nur der Dichter, auch der Maler ist für Rubiner eigentlich Politiker. Er ist der tragische Schöpfer, der neue Menschen züchten will, aber nur Nachfolger, bloss Jünger hat «statt sich selbst zu vervielfältigen»: «Nach allen Katastrophen schlägt der Maler sein mildes Auge auf, und will die Welt lieblich haben, in trübe- loser Temperaturhöhe. So heiss wie Paradiese sind, so perl- mutterleuchtend Palmenlichtes süss von Paradiesen; so ge- klärt zum Dasein, so sicher zum Dasein, so brüderlich dar- geboten wie nur in Paradiesen. Hier steht er vor der Arche der Schöpfung und lässt aus ihr gehen, was in der Welt ein-

mal wachsen soll. . . jeder Bogenstrich dieses Mannes sagt: so sollt ihr leben; ich habe euer Unglück hinter mir; hier steht der Entwurf fürs Paradies, eingekocht in Farbe und Pinselrühren. Und dazu da, dass ihr ihn aufnehmt und euer Leben danach richtet! Kann so ein Mann anders benannt werden als (Politiker)? Ja, er ist Utopist. Aber ist das nicht unglaublich viel? Oder sollten etwa Güte und Zartheit des Wunsches und Weite solcher Entwürfe unvereinbar sein mit dem Ton (Politik) ! Gut, es ist Prophetenpolitik. Dann sind wir für Prophetenpolitik⁴.»

Aber nach einem Krieg sitzt jedem das nationale Hemd näher als der humane Rock. Die nationalen Propheten hatten grösseren Zulauf.

In der Welt ging es um die Gemeinsamkeiten von Christen und Buddhisten und Muselmanen, in der neuen Republik um die von Katholiken und Protestanten. In der Welt wurde der Völkerbund versucht, nicht viel anders als Kant ihn schon erwogen hatte. Im deutschen Reich die Vereinbarkeit der parlamentarischen Prozedur mit dem nationalen Stolz. Die deutsche Intelligenz hatte noch immer stark anachronistische Sorgen neben den zusätzlichen, die überschäumender Modernismus in seiner Verzweiflung an der Rückständigkeit dieser Nation sich machte.

Wozu an die Menschheit denken, sieh das Deutsche liegt so nah!

Das allgemeinste Zeichen dafür, dass Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg den Weg der prinzipiellen Abschliessung wählen würde, war der gängige Kulturbegriff. Kultur wurde von allen als ein System *nationaler* Werte verstanden. Bis in die germanische Sage zurück wurde die deutsche Kultur auf ihre Verschiedenheit von anderen Kulturen untersucht. Dieses trennende Element blieb zurück, als die Forderung nach einer «wahren Volkskultur», wie sie der Kunst- und Kulturrat für Baden am 20. Dezember 1918 formuliert hatte, längst verklungen war⁵.

Die Schulbücher der Republik betonten das Trennende

stärker als die Gemeinsamkeiten. Das deutsche Denken verkroch sich in der Reaktion auf den verlorenen Krieg in sich selber. Betont internationalistische Strömungen blieben die Sache glänzender Aussenseiter oder der Zivilisationsliteraten, wie Thomas Mann seinen Bruder Heinrich im Krieg genannt hatte. Die Neigung, immaterielle Güter dem materiellen Stand der Zivilisation anzupassen, war denkbar gering. Umso entschiedener wurde Abschliessung gepredigt.

V

In diese Atmosphäre fiel das Wort vom Dritten Reich. Ein nationalistischer Schriftsteller, Moeller van den Bruck, verhalf ihm zum Erfolg, als er eine der vielen Erneuerungsbestrebungen heimgekehrter Kriegsteilnehmer benamens wollte. Auf der Suche nach einem einprägsamen Buchtitel hatte er zuerst daran gedacht, die *Dritte Partei* zwischen Reaktion und Revolution zu verkünden. Aus Partei wurde Reich. Reich sprach das Ganze an, nicht bloss die Teilnehmer, die Parteien.

Moellers Drittes Reich war literarisch genug, um vielfältige Auslegungen zuzulassen. Besonders aber zog es die bürgerliche Jugend an, die mit der Erfahrung des Krieges in den Knochen weder den Interessenkampf der Demokratie, noch die Restauration der Monarchie für ihre Sache hielt. Es war die Schicht, die sich mit allerlei Hilfsvorstellungen von «konservativer Revolution», vom «Inneren Reich», von «Preussentum und Sozialismus», «totaler Mobilmachung», von der demokratischen «Herrschaft der Minderwertigen» und dergleichen um die Entscheidung für das hässliche Entlein der deutschen Republik herumdrückten.

Das Dritte Reich war nicht die Erfindung der Nationalsozialisten, auch nicht die bürgerlicher Eschatologen. Moeller van den Bruck war nicht nur ein mässiger politischer Publizist, sondern auch ein hervorragender Übersetzer Dostojewskijs

und so vertraut mit der russischen Idee des Dritten Rom wie mit der deutschen Bohème⁶.

Es dauerte nicht lange und die Hitlerbewegung nahm Moellers Verheissung für sich in Anspruch. Mit gespenstischer Konsequenz vereinte sie die widersprüchlichsten Bekenntnisse unter dem Titel des Dritten Reiches der Deutschen. Ihr Konzept hatte zwei hervorstechende Merkmale:

Das Dritte Reich sollte – ähnlich wie die dritte Republik in den Erwartungen der französischen Radikalen nach 1830 – die Krönung der Reichsgeschichte werden. Die magische Zahl versprach eine Dreieinigkeit von Macht, Kultur und Volkswohlfahrt. Das Dritte Reich sollte das erste an Ausdehnung erreichen, das zweite an Prestige übertreffen und dazu ein Volksreich sein.

Das Volk dieses Reiches sollte ein Herrenvolk sein. Auch dies war keine neue Idee. Das Herrenvolk entstammte dem geistesgeschichtlichen Arsenal des Zweiten Reiches. Anfang der neunziger Jahre hatten alldeutsche Sektierer die Bezeichnung propagiert. Sie lösten damit für sich die Disharmonie zwischen den gesellschaftlichen Maximen der herrschenden Obrigkeit und dem Machtverlangen der Bourgeoisie.

Als Hitler die Parole übernahm, war sie in weiten Kreisen zu Hause und diente vor allem dazu, das Selbstbewusstsein gegen die Siegermächte zu stärken. Man darf nicht vergessen, dass die grossen Militärmonarchien, in denen die Wertvorstellungen einer feudalen Schicht den Ton angaben, Deutschland, Österreich, Russland, dem Krieg erlegen waren, in welchem die Staaten des westeuropäischen Freiheitsverlangens sich behauptet hatten. Wilson, ein Humanist unter den Staatsmännern, hatte den Friedensplan entworfen, der dann so schlecht verwirklicht wurde. Als Zielscheibe für den Spott und Hass derer, die in der Ausschliessung von der Welt das deutsche Heil sahen, war er gerade recht. Verachtung, die nicht nach «Gut und Böse» fragte, war auch psychologisch ein verständliches Element des deutschen

Nachdenkens über Gegenwart und Zukunft, von der Geschichte zu schweigen, von der Goethe gesagt hatte, sie diene dazu, unangenehme Erinnerungen loszuwerden.

Wie die Deutschen von 1913 viel siegerischer gestimmt waren als die von 1873, so sind sie 1923 Verheissungen ihrer wahren Mission aufgeschlossener gewesen als 1913. In ihrer Erschütterung glaubten sie annähernd jedem, der ihnen das Heil versprach. So durchdrungen vom Geist ihrer Herrenmoral waren die Deutschen, dass sie nicht einmal wahrhaben konnten, den Krieg verloren zu haben. Die Abwehr gegen Versailles, der Hass auf die in der Niederlage gezeugte Republik verboten die Einsicht, dass die Völker der demokratischen «Sklavenmoral» auf der ganzen Linie gesiegt hatten. Mit Waffengewalt hatten sie die herrischen Militärmonarchien beseitigt. Der Kaiser war geflohen, die Einheit des Reiches mit Mühe vom Sozialdemokraten Ebert, einem Mann von geringer Herkunft, gewahrt worden.

Verletzter Stolz, von Selbstmorde rischer Dummheit nicht gar zu weit entfernt, nicht der Übermut der Sieger, vor dem Walther Rathenau 1918 gewarnt hatte, brachte die «Horde von Verzweifelten» hoch und an die Tore der westlichen Zivilisation⁷.

VI

Die Rolle des Kaisers übernahm bald einer seiner Feldmarschälle. Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg wurde zum Ersatzkaiser der Deutschen; aber er war kein cäsaristischer Typ, kein Demagog wie Napoleon m. oder Wilhelm II. An ihm konnte sich die unbefriedigte Einbildungskraft der Nation nicht entzünden. So gab er folgerichtig den Weg dem Führer frei, der Prophet und Gewaltmensch zugleich war. Er verstand es, die Erwartungen auf ein neues Zeitalter, auf ein Drittes Reich zu aktivieren. Er schrie seine Parolen hinaus wie ein Besessener und er-

weckte den Anschein eines Asketen. Er liess verbreiten, dass er allen irdischen Genüssen abhold sei. Er gab sich als politischer Mönch aus und teilte seine Gefolgsleute in ordensähnliche Gemeinschaften, tiefsitzende Erinnerungen an alte Frömmigkeit weckend.

«Die völkische Weltanschauung», heisst es in «Mein Kampf», «.. . kann auch einer ethischen Idee das Existenzrecht nicht zubilligen, sofern diese Idee eine Gefahr für das rassische Leben der Träger einer höheren Ethik darstellt; denn in einer verbastardierten und verneigten Welt wären auch alle Begriffe des menschlich Schönen und Erhabenen sowie alle Vorstellungen einer idealisierten Zukunft unseres Menschentums für immer verloren.

Menschliche Kultur und Zivilisation sind auf diesem Erdteil unzertrennlich gebunden an das Vorhandensein des Ariers. Sein Aussterben oder Untergehen wird auf diesen Erdball wieder die dunkeln Schleier einer kulturlosen Zeit senken.

Das Untergraben des Bestandes der menschlichen Kultur durch Vernichtung ihres Trägers aber erscheint in den Augen einer völkischen Weltanschauung als das fluchwürdigste Verbrechen. Wer die Hand an das höchste Ebenbild des Herrn zu legen wagt, frevelt am gütigen Schöpfer dieses Wunders und hilft mit an der Vertreibung aus dem Paradies ...

Wir alle ahnen, dass in ferner Zukunft Probleme an den Menschen herantreten können, zu deren Bewältigung nur eine höchste Rasse als Herrenvolk, gestützt auf die Mittel und Möglichkeiten eines ganzen Erdballs, berufen sein wird⁸.»

Der Trick gelang.

Die Umbrucherwartung auf ein Drittes Zeitalter hatte nun ihre Mönche und ihr Symbol des Führers, der Prophet und Kaiser zugleich war.

Die Zahl Drei war eine magische Zahl von alters her. Ihre soziale Bedeutung liegt darin, dass drei Glieder einer Gruppe die Dauer verleihen, die das Paar, die Zweiergruppe,

noch nicht hat. Sind es drei, die eine Gruppe bilden oder mehr, so bleibt die Gruppe bestehen, auch wenn einer sich entfernt. Der Dritte ist nötig, um das «Wir» dauerhafter zu machen. Er verleiht ihm eine Art von Eigenexistenz über das Paar hinaus. Die Drei gilt daher als eine Versicherung gegen Vergänglichkeit. Und so verstand sie auch Hitler, als er vom Tausendjährigen Reich zu sprechen begann.

VII

Die zwölf Jahre Hitlerherrschaft, die dann als das verwirklichte Dritte Reich in die Geschichtsbücher eingegangen sind, brachten auf geistigem Gebiet keinerlei Sensationen. Unsicheres Schwärmertum kennzeichneten ihr literarisches Bemühen. Weder gelang es den Nationalsozialisten, ein geschlossenes intellektuelles System zu bilden, noch kamen sie auch nur darüber hinweg, dass es eine ganze Reihe von höchst widersprüchlichen Konzeptionen war, die ihre Weltanschauung ausmachten. Die mangelnde Übereinstimmung erwies sich als Vorteil im Kampf um die Macht und erlaubte zahlreichen Richtungen, sich der neuen Ordnung einzugliedern. Diese Eingliederung geschah sehr häufig freiwillig im Zuge der Nationalen Revolution von 1933 bis zum Röhmputsch 1934 in der Überzeugung, die eigene gedankliche Position durch solchen Dienst an der Nation zu retten. Die neue Wirklichkeit des Dritten Reichs bestand, wie Heidegger 1933 in seiner Rektoratsrede erklärte, nicht aus Lehrensätzen und Ideen, sondern in erster Linie aus dem Führer, der «selbst und allein die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz» sei.

Eine breite Basis divergierender Richtungen der deutschen Ideologie, durch das Machtwort des Führers zusammengehalten, das war das Ideal der deutschen Kultur in jenen Tagen.

Praktisch wurde der Führerwille als oberste Instanz durch

ein besonderes Ministerium interpretiert, das seinerseits die sogenannten Kulturschaffenden in Kammern zusammenfasste, die ständischen Vorbildern nachgeformt waren. Das, was Nietzsche Herrenmoral genannt hatte, konnte nur in einer Gesellschaft gelten, die übersichtlich abgegrenzte Herrschaftsbereiche einem unkontrollierten gemeinsamen Willen unterwarf, so dass Anerkennung der Herrschaft in einem Fachbereich [etwa in der Organisation der Kulturkammern] gleichzeitig dem vom Führer usurpierten Gesamtwillen zugutekam, ohne dass über den gedanklichen Inhalt der im Fach vertretenen Ansichten zunächst entschieden wurde.

Die Verkammerung der geistigen Berufe zu Beginn des Dritten Reiches, die im Sinne des Systems nie ganz perfekt arbeitete, war also keine willkürliche Erfindung. Sie entsprach der Notwendigkeit, eine auf Dienst und Unterordnung zielende Moral durchzusetzen⁹.

Welche Richtungen konnten in diesem System ihren Platz finden? Geistesgeschichtlich betrachtet, schied die ganze Gruppe von Ideen und Lehrsätzen von vornherein aus, die aus dem Boden des nach sozialer Freiheit verlangenden Denkens stammten. Alles, was in der deutschen Überlieferung nur einen Teil der westlichen Freiheitstradition erkannte, und daher der Proklamation einer deutschen Kultur als einem autarken, nach aussen abgeschlossenen System widerstrebe, konnte weder organisatorisch, noch ideell im Dritten Reich einen Platz finden. Wer der Macht misstraute, jeder der auf der Seite der Unterdrückten, Beleidigten, Vergewaltigten stand, das Denken, das skeptisch war und relativierte, fand eo ipso in der verkammerten Kultur keinen Platz. Das war ein erheblicher Prozentsatz der deutschen Geisteswelt, die nur zum geringsten Teil aus Anhängern bloss autoritärer Vorstellungen bestand.

Sie samt und sonders auszuschalten, wäre über die Kräfte des Systems gegangen. Es begnügte sich deswegen mit der Unterdrückung der entschiedensten Exponenten und über-

liess es den anderen, sich zu arrangieren. Unsere Darstellung muss sich deswegen dem für das Dritte Reich bezeichnenden Kapitel der Geistesgeschichte zuwenden, das von der Prostration des Geistes bis zur Tarnung kämpferischen Widerstandes eine breite Skala von Wertungen verdient.

VIII

Rückblickend erscheint es so, als hätten sich die theoretischen Positionen pro und contra Drittes Reich leicht trennen lassen, aber in der Geistesgeschichte verknüpfen häufig Haltungen und individuelle Charakterzüge Fakten, die sich logisch ausschliessen¹⁰. Das Dilemma, das sich der deutschen Kultur 1933 offenbarte, hatte zugleich theoretischen wie praktischen Charakter.

In der Theorie war leicht zu entscheiden, was sich mit dem Hitlerstaat vertrug, was nicht. In der Praxis ging es bei dieser Entscheidung um Menschenleben, um begonnene Lebensaufgaben, um Karrieren und Familien.

Wie stets in solchen Fällen zeigte sich die Praxis der Theorie überlegen. Aus Angst, Gewinnsucht, Lebensgefahr verrieten viele ihre bisherigen Gedanken und versuchten das, was sie bisher vorgetragen hatten, als verwandt mit dem Dritten Reich auszugeben.

Die deutsche Universität als Gesamteinrichtung versagte jämmerlich. Die tausendfach beschworene Freiheit der Forschung wurde preisgegeben. Als erst die unliebsamsten der bisherigen Professoren abgesetzt oder ins Ausland vertrieben worden waren, beeilten sich die anderen, die Tugend des treuen Dienstes unter Beweis zu stellen.

Die Kirchen standen zwar auf der Seite der Verfolgten und Beleidigten in ihrer Verkündigung, aber organisatorisch versuchten beide grossen Konfessionen zunächst ihr Auskommen mit einem Staat, der zwar eine unchristliche, aber eine gefestigte Moral versprach. Der Pluralismus der Werte

war ihre Sache nicht und die Gleichgültigkeit des Liberalismus gegenüber religiösen Richtungen hatte ihre Sympathien nie gehabt. Zum Widerstand gegen die Moral der neuen Herren gelangten sie erst, als ihre Organisation in Gefahr geriet¹¹. – So war es durchweg.

Für eine Idee, für ein Gedankengebäude oder eine Theorie traten nur wenige Angehörige des Volkes der Dichter und Denker in politische Aktion. Und was immer auch später in dieser Hinsicht gut gemacht worden ist, so gilt doch, dass die Herren des Dritten Reiches Gewinn zogen aus den anfänglichen Bemühungen der deutschen Intelligenz, sich von ihren denkerischen Leistungen abzusetzen und sie als relative Leistungen von der Person zu trennen.

War nicht alles Wissen relativ? Und gab es nicht ausserlogische *Absolutheiten*, etwa Blut und Boden, die andere Gesetze erforderten? Was also war ehrenrührig an der Trennung der beiden Bereiche? Uralte Gedanken wurden zu bequemen Ausflüchten, oder zum Anlass opportunistischer Interpretation¹².

Die Durchsetzung des kulturellen Sektors mit dem neuen Absoluten erwies sich als eine jener Scheinlösungen, die reaktionäre Bewegungen für alle Lebensfragen bereithalten. Zwar beendete sie zunächst die Ungewissheit von 1900, wie denn ein Denken, das über seine wertmässigen Voraussetzungen im Unklaren war, sich in der gesellschaftlichen Vielfalt zurechtfinden könne, aber die angebotene Antwort war zu einfach: Diktatorische Gewalt kann keine Massstäbe für sauberes Denken abgeben. Gewalt ist ein Faktum von beschränkter Logik.

Den geistesgeschichtlichen Ausschlag gaben jene Elemente der deutschen Intelligenz, die aus Anhänglichkeit an Nationalismus, Reichsidee, Nietzscheanischer Herrenmoral oder Hass gegen die humanitäre Zivilisation sich dem NS-Absolutismus zuwandten. Sie bereiteten der Übereinkunft ein Ende, dass das Denken vor ausserordentlichen Einflüssen zu hüten sei.

IX

Der deutschen Wissenschaft war seit 1900 insgesamt das Bestreben zugutegekommen, wissenschaftlich nicht fassbare Werte draussen zu lassen. Das NS-Gebot, die Ideologie des Dritten Reiches zur Grundlage der Erkenntnis zu machen, verlangte das Umgekehrte. Die Gelehrten, die ihm folgten, kehren in den überwundenen Zustand doktrinären Gelenk-seins zurück und beraubten damit wichtige kulturelle Beiträge ihrer Überzeugungskraft. Was sollte die Menschheit auch mit einer «deutschen Physik» [Philipp Lenard], mit «NS-Mathematik», oder der «grossdeutschen Art», Bücher zu schreiben, anfangen? Am verheerendsten zeigte sich das waltende Prinzip in der Rassenkunde, die eine ursprünglich neutrale Klassifizierung der Naturwissenschaften mit den Wertvorstellungen der Hitlerleute füllte und dazu den linguistischen Ausdruck «arisch» verwandte.

Der Intellektuelle vor dem Dritten Reich hatte seine Wertvorstellungen als persönliche Übereinstimmung mit der allgemeinen Moral begründet, seinem Denken aber keine Grenzen angelegt. Nun wurde die Wertvorstellung des NS verabsolutiert, und das Denken kam an ihre Ketten. Es war die höchste Stufe einer Fehlentwicklung des Nationalgefühls, als Wilhelm Pinder, der als Kunsthistoriker Bedeutendes geleistet hat, 1941 erklärte, der Nationalsozialismus treibe Politik höherer Art, «das ist Politik aus Sittlichkeit, das ist Politik aus dem Herzen, aus einem geradezu religiösen Untergrund her¹³.»

Auch andere Gelehrte empfanden den Wertmonopolismus des Dritten Reichs als eine quasi-religiöse Obligation. *Vom Segen* des deutschen Werkes wie von der metaphysisch bestimmten Aufgabe war die Rede. Das Naturhafte, Germanische wurde in Verbindung mit christlichen Gedanken oder im Rückgriff auf den reichen Vorrat paganen Denkens in Deutschland immer wieder gerühmt. Der Psychologe Jaensch wollte die cartesianische Wissenschaft durch die «neue We-

sensart» ablösen und ein Karl Schmitt liess vernehmen, nur «der nordische Mensch» besässe das «lebensbejahende Gemüt», ohne das es keine «heroische Willenhaftigkeit» gebe. Die Endzeiterwartung eines Dritten Reiches, die seit Joachim von Floris¹⁴ um die Wende des zwölften Jahrhunderts zum dreizehnten immer wieder sektiererische Bewegungen inspiriert hatte, schien in der nationalsozialistischen Konfession zu siegen. Ihre Stärke war nicht der Gedanke. Ihre Stärke waren die Gewalt der Unterdrückung und die Gewalt des Leidens, mit der die Deutschen sich vergewaltigen liessen. Es war, als wenn in dieser Zeit, in der die Philosophie aufgehört hatte, geschlossene Systeme zu produzieren, die deutsche Sozialreligion ein geschlossenes System ohne Inhalt hervorbringen würde. «Als nationale Sozialisten», lehrte Hitler, «sehen wir in der Flagge unser Programm. Im Rot sehen wir den sozialen Gedanken der Bewegung, im Weiss den nationalsozialistischen, im Hakenkreuz die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit, die selbst ewig antisemitisch war und antisemitisch sein wird¹⁵.»

Die Kapuzenmänner der ss. Die neuen Ordensburgen. Das Symbol des Führers und Propheten. Das Zeichen des Hakenkreuzes. Die Allgegenwart von Hitlerbild und -abzeichen fanden ihresgleichen kaum im Totemismus primitiver Stämme. Mitten in Europa war aus einer Welt des Geistes eine Domäne der Geister geworden. Der Heil-Gruss des erhobenen Armes, der scheue deutsche Blick nach dem möglichen Zuhörer oder Zuschauer hatte etwas von der Geisterbeschwörung. Und in der neuen Nationalhymne sangen die Deutschen allen Ernstes von marschierenden SA-Leichen.

Nach der jahrzehntelangen Debatte über die Werte des geistigen Lebens und ihre Relativität war ein neues Absolutum erreicht.

Das neue Absolute im geistigen Bereich gab sich als die Führerherrschaft zu erkennen. Intellektuell war das ein

mageres Prinzip. Hitlers eigener künstlerischer Beitrag, der als verbindlich hingestellt wurde, reichte kaum aus, um die reichen Schätze der deutschen Kultur krönend zu zieren. Dennoch lag in der Tatsache, dass sein Geschmack und sein Talent idealisiert wurden, ein Novum der jüngeren Geistesgeschichte.

Zwar hatten allenthalben Fürsten die Baupläne ihrer Residenzen bestimmt und zu allen Zeiten Diktatoren sich ein Urteil in kulturellen Dingen angemasst; aber der Nationalsozialismus lehrte Führer, Volk und Reich als eine geistige Ganzheit, von deren Anerkennung Wohl und Wehe der nächsten tausend Jahre abhängen.

Glücklicherweise hat sich diese Dreieinigkeit nicht halten können. Wir sind vom Schauspiel einer reproduzierten, in sehr früher Kulturstufe beheimateten Führerschaft auf die Dauer verschont geblieben. Die dem Gedanken des Dritten Reiches naheliegende Verkündigung des Tausendjährigen Reiches hat sich nicht erfüllt. «Arteigene Kultur», Rasse, Blut und Boden erwiesen sich als Begriffe ohne Bestand. Die 1935 befohlene Darstellung der Weltgeschichte als Geschichte «rassisch bestimmter Volkstümer» unterblieb.

X

Was aber bedeutet das Dritte Reich in der Geistesgeschichte? Nicht viel der Leistung nach, unendlich viel als Warnung und Gespenst. Geistesgeschichte rechnet mit längeren Perioden als dem Jahrzwölf. Was im Hitlerreich zutage trat, war zugleich Abkehr von der humanistischen Tradition in Deutschland und Erfüllung menschenfeindlicher geistesverachtender Tendenzen, die es in seiner Geschichte gegeben hat und die es in seiner Gegenwart gibt wie in jedem anderen Land. Warum kamen sie gerade hier zum Durchbruch?

Drei Hauptfaktoren scheinen den Ausschlag gegeben zu haben:

1. Die Unterdrückung der bürgerlichen Freiheitsbewegung im neunzehnten Jahrhundert und die Verfälschung ihrer Ziele im nationalen Machtstaat.

Durch sie wurde die Polarität von Freiheit und Ordnung zugunsten einseitiger Unterordnungsprinzipien gestört. Die lebendige Beziehung zwischen beiden Extremen erstarrte, aber auf ihre Beweglichkeit wäre es gerade angekommen.

2. Die geistige Abwendung Deutschlands von den vorwärtsweisenden Ideen der grossen Denker seiner klassischen Periode. Was sie zu sagen hatten, entsprach den Notwendigkeiten menschlichen Zusammenlebens in der aufgeklärten Gesellschaft, die Europa auch im zwanzigsten Jahrhundert darstellt, weitaus besser als die Rezepte, die isoliert deutsch denkende Autoren für die Problematik der modernen Zivilisation ausgegeben haben. Statt die Aufmerksamkeit auf rationale Hilfsmittel zu lenken, predigten sie das Gefühl. Ohne ihren Vorantritt wären die Gefühligkeit des SA-Stiefels und die Empfindsamkeit eines Heydrich, der Mozart spielte und Menschen vernichtete, nicht zur Herrschaft gelangt.

3. So griff die moderne Industriegesellschaft des deutschen Reiches zu sektiererischen Idolen, um ihre Machtfragen zu beantworten. Diese Idole hätten in ihrer Beschränktheit den Bedürfnissen einer unterentwickelten Germanengesellschaft Genüge getan, im zwanzigsten Jahrhundert mussten sie versagen.

Das heidnisch, vorchristlich-vorjüdische Element im Denken des Dritten Reiches ist nichts anderes gewesen als Flucht in eine Vergangenheit, von der für heute nichts mehr zu lernen war. Die Sozialreligion des Nationalsozialismus erwies sich als ungeheurer Betrug. Die Kultur in jenen Tagen war die Verlegenheit eines Volkes, das von seiner Kultur abgefallen war.

Das Gift der blauen Blume

Eine Kritik der Jugendbewegung

I

Das deutsche Bürgertum des neunzehnten Jahrhunderts war eine nüchterne, enge und rechnerische Klasse. Aufgestiegen gegen die dekorierte, formenfreudige Adelswelt, setzte es seinen Ehrgeiz darein, produktiv und schlicht zu erscheinen. Alle Anstrengungen galten der Gütererzeugung und der Ansammlung von Vorräten. Das moralische Bestreben richtete sich auf ein arbeitsames Leben, ein Leben, in dem die Arbeitsleistung zum ethischen Massstab wurde. Die Kunst des Lebens selber aber geriet dabei in Vergessenheit. Sie lag ausserhalb des sittlichen Bemühens, war den meisten eine Frage der Musse ausserhalb der Arbeitswelt, wenn sie überhaupt zur Debatte stand. Die sittliche Überbewertung der Arbeit verstieg sich vielfach zur Vergötzung. Die Unterbewertung der Formen und die Verdrängung des Ästhetischen in die Freizeit machten die Menschen ärmer und brachten sie um die Früchte der Geselligkeit. Diese Mängel empfanden nur wenige, solange die industrielle Gesellschaft in ihren Anfängen steckte. Arbeitszwang und Kraftanspannung waren gross und brachten doch wenig hervor. Als aber in den letzten Dezennien des Jahrhunderts fortgeschrittene Techniken menschliche Energien freisetzen, standen die Bürger ratlos vor der veränderten Situation.

Die Handwerker klagten, dass die Fabrik sie um ihr Brot bringe. Die oberen Schichten des Bürgertums fragten sich, was aus einer Welt werden solle, in der mühselige, ethisch verklärte Arbeit durch Fliessbänder ersetzt wurde. Geringer Kraftaufwand galt bisher als unsittlich. Musste nicht die Sitte verderben, wenn Maschinen mit einem Minimum menschlicher Energie ein Maximum an Leistung hervorbrachten?

Der «gute alte Bürgersinn» schwand dahin. Er hatte sich durch seine eigenen Anstrengungen in gewisser Weise überflüssig gemacht. Die von ihm hervorgebrachte industrielle Zivilisation erreichte Ausmasse, die asketische Anstrengung noch in den Bereichen ihres äussersten Fortschritts erforderte. Kaum mehr in breiten Schichten. Die Forscher und Gelehrten, die in einsamer Kammer mit den Rätseln der Technik rangen, waren die letzten Handwerker, die wahren Bildner der Zeit. Alle anderen konnten besser leben und das mit weniger Leistung als zuvor. Die Sonntagsruhe wurde 1891 durch Reichsgesetz geregelt.

Man konnte die freigewordene Energie nach dem Muster der adeligen Herren zur Ausschmückung des Lebens verwenden; aber man wusste nicht wie. Die Architektur der Jahrhundertwende spiegelt diese Verlegenheit bis in unsere Zeit. Die Lockerung der sexuellen Tabus, das Abtasten weiterer Möglichkeiten der Erotik in der Psychologie, die Wiederbelebung der libertinen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, das Suchen nach neuen künstlerischen Ausdrucksmitteln – alle diese Aufbrüche verkündeten den Anfang einer Entwicklungsstufe, auf der bisher arbeitsgebundene Triebkräfte für andere Betätigung frei wurden.

Wenn diese Umorientierung gelang, konnte sie zu freierem Menschentum verhelfen. Aus dem engen Bürgertum konnte eine liberale Klasse werden. Die Utopie einer nicht-verdrängenden Sozialordnung schien realisierbar. Die Frauenbewegung kämpfte dafür, indem sie die bürgerlichen Fesseln des Geschlechts abstreifte und gleiche Bildung verlangte. Andere Bildungsbestrebungen hatten das gleiche Ziel, und selbst in den staatlichen Erziehungsanstalten begann das langwierige Reformieren, das sie bis heute beschäftigt¹.

Zwei feindliche Richtungen standen sich in allen diesen Auseinandersetzungen gegenüber. Eine, die an der bürgerlichen, kleingruppenorientierten Ethik festhielt und sich nur auf Teilgebieten dem Zeitgeist der Umgruppierung öffnen wollte, und eine andere, die grundsätzliche Folgerungen zog. Sie

wollte die unsentimentale Lebenskunst für diese Zeit finden, Kunst und Form in den Alltag zurückbringen.

Zu der zweiten Richtung gehörten die Vertreter der Neuen Kunst, für die Henry van de Velde sagte:

«Wir waren auf dem Weg, der uns zu einem Stil führen musste, lange, ehe wir erkannt hatten, in welche Richtung er uns führte. Solche Werke, wie sie uns die Eisenkonstruktion vorführte, hätten uns die Augen öffnen müssen über das Prinzip, das sie mit einer Klarheit offenbarte, wie es noch kein anderer Stil in so überzeugender Weise getan hatte.

Die Eisenkonstruktion liess wirklich die logische Auffassung und den Sinn der Konstruktion zutage treten, die sich seit der dorischen Kunst noch nie so nackt, so mächtig und so schön vor unseren Blicken gezeigt hatten.

Und beide, die logische Auffassung und der konstruktive Sinn, erscheinen mir seitdem wie zwei schöne griechische Körper, die in wundervoller Nacktheit emporsteigen aus der abgelegten Hülle der Sentimentalität, die zu ihren Füßen niederfällt².»

Zu der anderen Richtung, die sich in Teilgebieten und mehr instinktiv als bewusst gegen die Langeweile und die Verdrossenheit des bürgerlichen Daseins auf lehnten, zählten die Berlin-Steglitzer Gymnasiasten, die vor sechzig Jahren aus ihrem Stenographenverein eine sonntägliche Ausflugsgesellschaft machten, der sie den glücklichen Namen «Wandervogel» gaben.

Karl Fischer, der Begründer und Anführer, dachte unter dem Einfluss von F. Langes «Deutschbund» an eine Reform des Schülerdaseins, das mit der Anhäufung von Bildungstoff und gelegentlichen Kneipereien in grausamer Öde dahinging. Die Berliner Gymnasiasten von 1901 waren zu einer solchen Reformbewegung wie berufen. Sie hatten viel freie Zeit auf einem von den Eltern gesicherten finanziellen Fundament. Sie erlebten das directionslose Wachstum der Grossstadt. Sie hatten kritische Lehrer, die mit Reformgedanken der höheren Bildung umgingen, und sie mochten

empfinden, dass es nicht länger um höhere oder niedere, sondern um weitere oder engere Bildung ging. Vielleicht bemerkten sie sogar, dass die höhere Bildung in Wahrheit die engere war, weil allzuviel soziale Vorurteile mit ihr verknüpft waren. Sie erschloss, wie der grosse Pädagoge Paulsen, der Lehrer Eduard Sprangers, 1906 bemerkte, soziale Vorrechte; aber sie machte nicht frei.

«Ohne Bildung könnte man ja schliesslich leben, aber nicht ohne die (Berechtigungen). Durch sie wird die Bevölkerung selbst klassiert, der Einjährigenschein, das Reifezeugnis, sie bedeuten eine Art Abstempelung nicht bloss des Schülers, sondern der Familien selbst, ob sie zu den (Besitzenden und Gebildeten) gehören oder zur Masse. Daher die Empfindlichkeit jedes Vaters, das Zittern jeder Mutter, wenn der Termin dieser Klassierung herannaht; daher die Empörung, wenn das Ziel, an das soviel Opfer an Geld und Mühe verwendet worden sind, nicht erreicht wird: die Schule ist schuld; erst hat sie uns hereingelockt, hat uns in gedruckten Übersichten ihrer Berechtigungen alle möglichen Herrlichkeiten in Aussicht gestellt, und nun schickt sie uns mit leeren Händen fort? Empörender Betrug! Und schon jede Nichtversetzung, jedes misslungene Extemporale macht nervös: ist es nicht ein Vorbote jenes gefürchteten Ausganges? Bleibt er noch einmal sitzen, dann wird er am Ende ganz abgeschoben, und die ganze Familie ist vor aller Welt blamiert³.»

II

Der Wandervogel breitete sich als Freizeitbewegung höherer Schüler vehement aus. Seine Strahlungskraft verdankte er der Kombination von drei Elementen: erstens der urtümlichen Sozialform der Horde, zweitens dem Wandern und drittens dem Feuerkult, den die wandernde Horde entfachte.

Die Horde war von jeher die kriäbische Gemeinschaftsform. In ihr fanden sich die gesellschaftlich noch nicht Anerkannten zusammen, um spielerisch ihr Bedürfnis nach Rang und Würde, ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Herausgenommen aus oder nicht zugelassen zur Welt der Erwachsenen, bringen die Kinder familiengeprägte Vorstellungen von Oben und Unten mit in die Horde hinein, wo sie unter den eigenen Regeln sich erproben⁴. Gefühle verbinden sie, doch innerhalb gewisser Grenzen, etwa bei der «Strassenhorde», die keinen zulässt, der in einer anderen Strasse wohnt. Die Regeln sind streng und werden blutig ernst genommen, obwohl sie nur eine «Scheinwelt» beherrschen. Sie gewähren allemal Freiheit bis zu dem Punkt, an dem entweder die Herrschaft des Führers in Frage gestellt oder das Spiel für die Mehrheit der Mitwirkenden unverständlich wird. Das geschieht, wenn neue Begriffe aus fremder Umwelt durch einen Mitspieler eingeführt werden.

Die ursprüngliche Wandervogelhorde befand sich mit ihren Nachahmungen studentischen Verbindungswesens [Bursch und Fuchs] und mittelalterlichen Scholarentums auf gesichertem Grund. Student zu werden, hiess, die Berechtigung zu erlangen, hiess Zugang zur herrschenden Verwaltungselite zu haben. Mit den Studenten Hoffmann und Fischer als Oberen hatte das Spiel einen hohen Wirklichkeitsgrad und ging doch nach dem inneren Reglement der Horde vor sich. Von Anfang an verband so der soziale Führungsanspruch sich mit den Auswahlprinzipien der Horde, die auf der Norm des Gefühls, auf Sympathie und Antipathie beruhen. Sie bestimmte die Werbeaktion, die nach Hoffmanns Wunsch im «ganzen Vaterlande» stattfinden sollte. Die Wandervogelhorde kam also mit ihrer hordentypischen Exklusivität dem sozialen Abschliessungsbedürfnis der bourgeoisen Mittelschicht entgegen. Darauf beruhte ihr Erfolg zum Teil.

III

Der andere Teil war das Wandern. Das Naturgefühl war gerade zweihundert Jahre alt, als der Wandervogel es für sich entdeckte. Fast gleichzeitig mit der Naturwissenschaft aus England auf den Kontinent gekommen, hatte es, ein Kind der Aufklärung, mit dem Rationalismus sich verbreitet, nur scheinbar sein Gegenstück, in Wirklichkeit eine raffinierte Form intellektuellen Genusses. Das gloriose achtzehnte Jahrhundert mit seinen beherrschenden Typen von höchster Intelligenz und höchster Sinnlichkeit badete sich in ihm. Der natürliche Wechsel, etwa der Jahreszeiten, wie in Vivaldis und Haydns Kompositionen, oder in Thomsons «Seasons»; aber auch der Leidenschaften, wie in der galanten Literatur und im Liebesspiel, und schliesslich der Landschaften faszinierte die Zeitgenossen. Das Naturgefühl zählte zu den Annehmlichkeiten der Kultur, es wurde konsumiert wie Liebe und Freundschaft, Witz und Ironie. Naturgefühl war ein Stück Lebenskunst und in ihr aufgehoben. Erst Rousseaus überraschende Primitivität machte ein Idol daraus und erhob moralisch den Zeigefinger. In Deutschland fand Lessing für «Yorick's Sentimental Journey» von Lawrence Sterne die köstliche Übersetzung «Empfindsame Reise». Wer auf sich hielt, reiste von da ab empfindsam.

Das Touristenwesen blühte besonders in der Schweiz. Von dort griff es auf den Schwarzwald über, wo 1864 ein Freiburger Gastwirt den «Badischen Schwarzwaldverein» gründete, der sich zum Ziel setzte, durch neue und verbesserte Spazier- und Wanderwege, durch Wegweiser und Reisehandbücher den romantisch-düsteren Schwarzwald zu erschliessen. Das gehobene Bürgertum übertrug diese Einrichtung auf andere deutsche Mittelgebirge. Der «Wandergedanke» hatte 1888 bereits einen Dachverband, der Taunusclub, Erzgebirgsverein, Odenwaldclub, Schwäbischer Albverein, Harzclub und andere mit über zwanzigtausend Mitgliedern umfasste. Die Wanderlust organisierte sich.

So stand die Sache noch, als der Wandervogel anfang. Die Steglitzer sind Grossstädter, genauer gesagt, Stadtrandbewohner. Sie leben an der Grenze zur Natur. Baulücken lassen die Landschaft ein, wie ein Meer sich bricht in den Buchten der Küste. Wenn die Horden hinausziehen, bestehen sie Abenteuer wie Seeräuber. Kehren sie heim, sind sie Grossstadtkinder genug, um den ganzen Reiz, den thrill dieser Doppexistenz zu empfinden. «Gesunde» Bauern- oder Kleinstadtbuben haben aus ihren Knabenspielen keinen Wandervogel entwickelt. Er ist ein Produkt der überhöhten Reizsamkeit, die Karl Lamprecht in den neunziger Jahren feststellte.

Als Kind der grossstädtischen Zivilisation erweist sich der Wandervogel gleich in den ersten Fahrten. Die Neugier, das «Schauen, was hinter den Bergen haust», richtet sich nicht so sehr auf das, was es zu sehen gibt, sondern auf die Horde unter fremden Bedingungen. Man kann das Gemeinschaftsgefühl nennen, aber das sagt wenig aus über Spannungen des Hordendaseins.

Der Wandervogel erlöste sich selbst, indem er sich durch die Horde von der Distanz erlösen liess. Die in der Schule noch erforderliche Zurückhaltung konnte hier aufgegeben werden, die Wärme der körperlichen Nähe kam zu ihrem Recht, die Berührung verlor das Beängstigende und steigerte sich zur Lust, weil sie aus sichtbarer Nähe kam, aus dem selben Gefäss von Gleichen, von dem man ein Teil war. Man kannte sich, man erkannte sich mit allen Sinnen. Über die Regeln gab es keine Ungewissheit, und fremde Schicksale griffen nicht ein.

Die Vorzüge des Hordenlebens vermehrten sich auf der Fahrt. Das Wandern legte Abstand zwischen das Elternhaus und die in sich geschlossene Horde. Dadurch gewann sie Kraft; in Wirklichkeit schwach, unbedeutend, keinem ernsthaften Feind gewachsen, glich die Fahrtengruppe die auf ihr lastende Spannung durch innere Berührung aus. Nun kam es auf jeden an. Keiner war überflüssig, keiner durfte sich

versagen. Noch der Schwächste und der Ängstlichste hatten ihre Plätze, wenn sie vielleicht auch nur den Kern abgaben, um den die anderen sich zur Verteidigung zusammenschlossen.

Schliesslich bewegte sich die Horde ständig. Beim Wandern verringerte oder vergrösserte sich der innere Abstand zum heimatlichen Alltag ununterbrochen. Aber auch die Hordenmitglieder wechselten ihren Beziehungsgrad. Manche zogen als Freunde aus und kehrten als Gleichgültige zurück, andere entdeckten unterwegs in einem relativ Fremden die gleichgestimmte Seele. Keine Fahrt glich der anderen. Die Zusammensetzung der Horde mochte sich nur um einen einzelnen geändert haben, schon war sie nicht mehr die gleiche. Überhaupt konnten die Wandervögel kaum angeben, was eigentlich sie zur Wiederholung ihrer Fahrten drängte, da doch offensichtlich jeder Ausflug einzigartig und kaum zu beschreiben war.

Das Wandern allein ist nichts. Die Horde allein wäre schon etwas; aber die geniale Kombination der wandernden Horde stillt ein Verlangen, das die Zivilisation hervorgerufen hat, ohne es zu befriedigen.

IV

Zum Wandern und dem Hordenleben gehört das Feuer. Das Feuer ist zugleich Licht, Wärme und Bewegung. Der Wärme bedurften die jungen Wanderer bei der Rast, sowohl körperlich wie seelisch. Kälte lässt Ruhe nicht aufkommen, sie ängstigt und zieht die Sinne feindlich zusammen. Ohne Wärme keine Ausbreitung, keine Entspannung, keine Gelöstheit der Glieder und der Stimmen. Unter Gleichen muss ein Kreis ums Feuer gebildet werden, wenn jeder gleichviel von der Wärme abbekommen soll. – Das wäre eine einfache Erklärung, wie der Feuerkreis zustande gekommen sein könnte.

Die zweite bezieht sich auf das Licht, das das Feuer wirft. Da gilt zunächst für Licht und Finsternis, was über Wärme und Kälte gesagt worden ist. Während aber die Wärme von allen Körperseiten aufgenommen werden kann, ist zum Genuss des Lichtes das Gesicht allein befähigt. Die Köpfe wenden sich dem Feuer zu, wenn es ums Licht geht; die Wärme kann profitabler mit dem Rücken aufgenommen werden. Durch die Hinwendung der Horde zur Lichtquelle entsteht so etwas wie ein Lichtzelt über ihr. Im Rücken lauert die finstere Umwelt, von der die Fahrenden sich ab wenden. Man muss einen Wächter aufstellen, wenn das Leben der Horde sich nach innen begibt, in den Kreis, dessen Mitte das Feuer ist. Wärme und Licht werden zu einem Gut der Horde, die das Feuer besitzt, zu ihrem höchsten Gut, denn es einigt und betont die Distanz zu den «fremden Ordnungen» der Schule und des Elternhauses.

Wären nur Wärme und Licht gesucht, könnten sie vermittels gebändigter Feuerkraft, etwa durch elektrische Energie und dergleichen besser beschafft werden als durch das offene Feuer. Aber das wäre lächerlich. Die wiegende Flamme ist das höchste Gut der Horde, also die Bewegung des Feuers. Ohne sie wäre Wärme und Lieh: nichts. Sie ist das wichtigste. – Das haben zum Beispiel die Fabrikanten «künstlicher» Kamine sehr wohl begriffen. Auch die Wiederkehr der Kerze im Zeitalter der Neonröhre ist weniger durch Angst vor etwa versagender Elektrizitätsversorgung als durch das Spiel der Flamme erklärlich. Dieser Massenartikel symbolisiert die massenhafte Sehnsucht, von der Bewegung der Flamme mitgenommen, in Feuer aufgelöst, sich zu erheben.

Die Beweglichkeit des Feuers gleicht in ihrer Manipulierbarkeit, in ihrem unentschiedenen Auf und Ab, im wogenden Hin und Her der jugendlichen Seelenverfassung. Das Feuer tanzt, fällt jäh in sich zusammen. Es überspringt Grenzen und lässt sich geteilt hinwegtragen. Es hat alle Möglichkeiten in sich. Es kann zu furchtbarer Grösse aufschliessen aus der kleinsten Flamme. Mit Leichtigkeit und

ohne Anstrengung erreicht es alles und bleibt dabei immer gleich.

Die gleichbleibende Kraft des Feuers überwindet alle Anpassungsschwierigkeiten. Es flackert fröhlich, klettert rasch, hebt sich wie eine Wolke, rast über die Erde, alles versengend, reinigend, unterwerfend. Und ist doch dasselbe Feuer, das die Horde besitzt. Sein wie das Feuer ist, gar selber Feuer sein – das träumt der Bub am Lagerplatz.

Die Beweglichkeit des Feuers bringt es sogar zuwege, dass die quirlende Horde in völlige Ruhe versinkt. In den ersten Jahren schon bildet der Wandervogel ein Feuer-Ritual aus, das sich örtlich verfeinert oder vergrößert, aber im Wesentlichen gleich bei allen Gruppen und Bündnissen vorkommt.

Das Feuer wird in der Dämmerung vorbereitet. Das Holz schleppen die Kleinsten zusammen, die dadurch ihre Dankbarkeit für die Zulassung im Voraus abtun. Eigentlich sind sie zu schwach, um vollgültige Hordenmitglieder sein zu können. Sie bereiten manchen Kummer. Die Stärkeren müssen ihnen mitunter das Gepäck abnehmen. Manche haben Anfälle von Heimweh, jener tückischen Form des Fernwehs. Dafür entschädigen sie, indem sie das Brennholz darbringen. Dieser Dienst ist eine Art Opfer, andererseits eine Auszeichnung, denn er bestätigt das Dazugehören.

Das Feuer wird erst entzündet, wenn genug Holz für die Nacht vorhanden ist. Wer das Feuer legt, der Oberbachant, ein Beauftragter oder ein Berufener, hängt von der Verfassung der Horde ab. Aber das Anstecken ist ein Amt. Es bleibt nicht dem Zufall überlassen. In der Regel erfolgt es bei Sonnenuntergang. Die Feuer der Sonne verschwinden nicht ganz. Sie verharren im Lagerfeuer, das erst mit der Morgendämmerung erlischt. Das Feuer kehrt zur Sonne zurück, die Horde in den Tag.

Nach dem Anlegen des Feuers schliesst sich der Kreis. Nur die Wache passt auf, damit denen, die in die Flamme starren, singen und erzählen, keiner in den schutzlosen Rücken

fällt. Sie sind auf merkwürdige Weise entrückt, unfähig der Welt gegenüber zu stehen. Alles wendet sich von der Aussenwelt ab, die Sinne werden vom Feuer aufgesogen. Das eine Element übt vollkommenste Herrschaft aus. Die Blicke folgen den Bewegungen der Flammen.

Alle sehen dasselbe Feuer, aber jeder sieht es anders. Die Gleichmässigkeit ermüdet. Der Brennvorrat geht zu Ende. Dann kommt der Zeitpunkt, wo das Feuer in Ruhe gelassen werden muss. Es wird nicht mehr genährt. Es brennt herunter. In diesem Moment versöhnen sich Mensch und Natur. Die Unterhaltung des Feuers war noch immer Eingriff, Bestimmung, wenn auch schon im Verhältnis der Abhängigkeit vom Element. Nun sind die Mittel des Eingriffs erschöpft, Feuer und Mensch müssen sehen, wie sie miteinander auskommen, wenn sie beide nichts unternehmen. Frieden kehrt ein. Tatenlosigkeit, Harmonie, die Mensch und Natur von ihrem Gegensatz befreit in sieb aufhebt. Man geht still in die Zelte. Die Sonne nimmt die Reste des Feuers wieder an sich. Die Wache richtet das Holz für das «Nutzfeuer» des Tages.

In manchen Horden nimmt der Kult einen anderen Ausgang. Etwa dort, wo dasselbe Feuer die ganze Lagerzeit über unterhalten wird und als Symbol gilt wie der Fahnenmast. Hier spricht schon die Anmassung der Macht mit: wer Herr ist über das Feuer, ist Herr der Natur und der Menschenwelt⁵. Hütet euch, spricht das Symbol, wir sind zwar nur wenige, aber mit uns ist das Feuer. Wir können es in eure Städte tragen, die uns feindlich sind. Wir können das Feuer eröffnen .. . Die Horde geht ins Zelt, aber das Feuer bleibt unter der Obhut seines Wächters.

V

Hordenleben, Abstandgewinne u durch Wanderfahrt und Spiel mit dem Feuer blieben die entscheidenden Elemente

der Jugendbewegung bis zu ihrem Ende. Sie kamen der schizoiden Veranlagung des Jugendalters entgegen und vermochten Bedürfnisse der jungen Seele zu stillen, die weder Elternhaus noch Schule befriedigen können. Viele Hunderttausend Jugendliche der verschiedensten Richtungen und Verbände haben in den folgenden Jahren die Wohltat dieser kollektiven Verfremdung gesucht und erfahren. Die Suche nach der Blauen Blume löste Komplexe auf und lockerte das seelische Gefüge der Halbwüchsigen, indem sie überflüssige Verdrängungen verhinderte. Denn es waren, wie Lisbeth Franzen-Hellersberg in den zwanziger Jahren feststellte, nicht die Unangefochtenen und Lebenstüchtigen, die den Kollektiven der Jugendbewegung zustrebten, sondern eher die Schwächlichen und Problematischen:

«Es ist ein weitverbreiteter Irrtum über die Jugendbewegung, ihre Organisationen seien die aktiven Anreger aller Neuerungsversuche gewesen. Vielmehr ist es gerade umgekehrt: es mündeten in ihren Bünden gerade diejenigen, die diese allgemeine Lebensumstellung instinktiv mitahnten, aber zu einer ganz selbständigen gedanklichen Durchdringung und faktischen Umsetzung allein nicht die Kraft und den Mut hatten. Unklare Bedürfnisse und Wünsche bestätigt hören und nun als Bund das Neue wollen, war ein schöner Trost für das, was noch nicht war, und gab mehr Hoffnung für das, was anders werden sollte. Die Jugendbünde zogen zwar die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Sie sammelten aber nur die, die Bestätigung brauchten für ihren anders- und neuggerichteten Lebenswillen. Dieser selbst war ausserhalb der Bünde stärker da und ist auch von solchen gespürt worden, die nie Gelegenheit hatten, das Leben der Bünde und Wandervogelvereine zu beobachten⁶.»

Das galt für die Knaben nicht weniger als für die Mädchen. Das eigentliche Verdienst der Jugendbewegung ist ein sozialhygienisches. Sie wirkte als Therapie für die Verdros-

senheiten und Anpassungsschwierigkeiten in der industriellen Gesellschaft. Unzählige verdanken ihr die befreiende Harmonie ihrer Triebe in den entscheidenden Wachsjahren und damit die Chance eines glücklicheren Lebens. Sie haben eine Ahnung davon gewonnen, dass sie ihr Leben in höherem Masse selbst bestimmen könnten, als sie es zu tun wagen.

Diesem Gewinn der Einzelnen steht das Versagen der Jugendbewegung als Gesamtphänomen gegenüber. Wie alle Heranwachsenden orientierten sich die ersten Wandervögel an den Überlieferungen der Väter. Im Gegensatz zur Frauenbewegung, die ein befreiendes Konzept neuer Weiblichkeit gegen die unbeschränkte Herrschaft des Vaters durchsetzte, hielten die Wandervögel am männlichen Herrschaftsprinzip fest, obwohl es wie die bürgerliche Arbeitsaskese entbehrlich geworden war.

Die Orientierung am Vater und am Führer als dem entpersönlichten Vater bestimmte die Realität des Gruppenlebens wie die Ideologie der Jugendbewegung in hohem Masse. Hans Blüher hat früh darauf hingewiesen, dass «während des ganzen Verlaufs der Wandervogel-Geschichte die Zentren und Wirbelpunkte der Bewegung vielfach von jungen Männern belegt waren, deren Liebesleben sich ganz oder fast ganz zum eigenen Geschlechte hinrichtete. Es waren Menschen von antiker Liebesstimmung, Menschen, für die der Wert des Weibes in der äussersten Ecke des Bewusstseins lag, und die ihre ganze Kraft dem jüngeren männlichen Geschlechte und seiner Förderung widmeten. Man hat für diesen Sexualtypus, der in der hellenischen Antike ziemlich unbetitelt hinleben konnte, in der Moderne den Ausdruck ‚Homosexuelle‘ geprägt. So unbestreitbar dieser in der Theorie ist, denn er gibt die Richtung des Sexuallebens an, so unliebsam macht er sich beim Gebrauch. Er wird nämlich stets statt direktiv, intensiv angewandt, und daher klingt es so, als ob für diese Menschen ihre (Homosexualität) das wichtigste und fast ausschliessliche Interesse

sei, auf das alles andere auf möglichst kurzem Wege hinausliefe. In Wirklichkeit liegt es aber so, dass dieser Ausdruck diomosexuell für sie genauso viel und so wenig sagt, wie für die Normalen ‚heterosexuell‘; mit anderen Worten: man darf nicht vergessen, dass nur das Liebesobjekt ein anderes ist, nicht aber das Liebesverhalten, und dass alle feinen und feinsten seelischen Stimmungen, alle Hingabe und Opferfreudigkeit bei ihnen genauso vorhanden sind wie bei der landläufigen Liebe . . .⁷»

So treffend diese Differenzierung ist, so wenig sagt sie über den Wandervogel aus. Dass die Führer nicht «poussierten», führt Blüher an anderer Stelle aus, und dass die Jungen «Weiberfeinde» gewesen seien. Welche Buben in corona sind das nicht? Und was sollen die armen Führer denn noch alles leisten neben Schule und häuslichen Pflichten und Wandervogel? Es bedurfte der prüden preussischen Optik, um im Gefühlsüberschwang der Wandervogel überhaupt etwas Anstössiges zu finden. Und nicht zufällig erhob die Presse den Päderastie-Vorwurf gegen die Horden, als mit den Prozessen um Kuno Moltke, Eulenburg und andere die staatlich-militärische Zucht, ja der Männerstaat selber in fragwürdigem Lichte erscheinen musste.

In der männerbündlerischen Tendenz des Wandervogel äusserten sich zwei widersprechende Faktoren: die bisher verdrängte Libido wurde ins Gruppenleben entladen. Insofern zählt die Wandervogelerotik zu den befreienden Möglichkeiten der industriellen Zivilisation, die weniger Triebverdrängung um der Arbeit willen erfordert als eine weniger technisierte Gesellschaft. Zugleich aber verkörpert sie die Vorstellung von sozialer Exklusivität und unerhörtem Anderssein, die von jeher mit sexueller Perversion verbunden war. Also würde in diesem Kollektiv-Narzissmus der befreiende Faktor durch den traditionell herrschaftlichen aufgegeben. Der Überschwang wurde in Zucht genommen und für die Überlieferung alter Prinzipien genützt. Dadurch trat er in Gegensatz zu der Zivilisation, der er seine Wir-

kungsmöglichkeiten verdankte. Er wurde zu einem Instrument der Unterdrückung, statt der Befreiung.

Noch stärker als im Beziehungsnetz der Gruppe machte sich die männliche Tendenz in der Ideologie der bürgerlichen Jugendbewegung breit. Mit den ersten gedruckten Niederschlägen der Bewegung, 1904, wies sich der Wandervogel zunächst als ein Gebilde aus, das gedanklich an den Vorstellungen der deutschen Bourgeoisie klebte, wie man es von Schützenvereinen, Veteranenverbänden und dergleichen gewöhnt war. Der offene Kragen, die Verachtung für das Bierphilistertum, die seit 1907 zutage trat, und die Auflockerung der Umgangsformen konnten darüber nicht hinwegtäuschen. In den ersten zehn Jahren unseres Jahrhunderts ging das steifnackige Bürgertum allenthalben zurück. Der vierte Stand kam ohne Schlips und Kragen hoch, die Abstinenzbewegung breitete sich von Norden her über Deutschland aus, und die Umgangsformen änderten sich, je mehr Frauen sich in der Öffentlichkeit betätigten. 1908 wurde das erste Familienfreibad Europas in Wannsee eröffnet. Die Wandervogelart war *ein* Ausdruck dieser allgemeinen Bewegung, nicht ihre Ursache. Er verkörperte den möglichen Lustgewinn in der neuen Situation auf höchst reizvolle Art und Weise.

VI

Dabei hätte es bleiben können, wenn nicht Karl Fischer und die Seinen genötigt gewesen wären, Anschluss an Gönner und Beschützer zu suchen, die das Treiben der jungen Leute gegenüber Schule und Elternhaus abschirmten. Diese Schutzengel hatten ein Herz für die Jugend; aber, von geringen Ausnahmen abgesehen, wenig Gespür für die Zeitströmungen. Sie brachten ihre Gedanken in die Wandervogelkreise ein und bestimmten die Richtung der Bundesblätter. Statt nach vorne, orientierte sich der Wandervogel nach der Ver-

gangenheit. Der Ausbruch aus der Öde der bürgerlichen Milieus endete nur zu bald mit der ideologischen Verherrlichung der nationalen Vergangenheit. Eine frisch-fröhliche Germanenwelt erstand vor den Augen der Wandervögel⁸.

Ihre literarisch verklärten, soziologisch primitiven, vom Verhalten kleiner Gruppen bestimmten Normen wurden als mustergültig für die nationale Grossorganisation des modernen Staates empfunden. Siegfried und Brünhilde, Volker und Hagen, Rache und Blutrausch erschienen als Leitbilder für die Welt der Elektrizität, der chemischen Industrien, der Gewerkschaften und der Internationalen Friedenskonferenzen. So erhebend der Unsinn im ersten Moment wirken musste, so wenig liess sich daraus für das Leben in der industriellen Zivilisation gewinnen.

Die Kluft zwischen der sozialen Wirklichkeit und dem Wandervogeldasein, die schon mit dem Hordenleben aufgerissen worden war, wurde nun ideologisch abgesteift. Der Wandervogel nahm die Gedankenwelt des rückständigsten Philistertums an, eine Vulgärromantik, die alle realen Fragen der bürgerlichen Existenz im zwanzigsten Jahrhundert ausser Acht liess. Diese Weltanschauung war mit der Realität nicht zu verbinden, weil sie jedes aufklärerischen Impulses entbehrte. Sie war von Grund auf verhüllend, verschleiernd und illusionär. Nichts hatte sie über die neuen Möglichkeiten des Zusammenlebens auszusagen, mit keinem Wort verhalf sie zu adäquater Lebenskunst. Der Rückzug ins Germanoide war nicht zweckgerichtet, sondern Ausdruck des Überschwanges, der unverbunden mit dem Alltag an Fest- und Sonntagen gepflegt wurde. Er war Hurratriotismus ins Altertum verlängert. Derlei kann das Wissen nicht vermitteln, das zum Glück notwendig ist. Eine merkwürdige intellektuelle Stumpfheit breitete sich im Wandervogel aus. Die Blaue Blume enthielt betäubende Gifte.

Hermann Broch hat gelegentlich darauf hingewiesen, dass das Bürgertum im frühen neunzehnten Jahrhundert eine Schönheitsreligion neben seine asketische Lebensweise setzte.

Der Dekorationslust des Adels sollte etwas Ernsteres, Solideres folgen. Wie in den bürgerlichen Moralvorstellungen um der Arbeitsenergie willen die Lust verdrängt und die Liebe ins Kosmische überhöht wurden, so sollte das Kunstwerk vom irdischen Vergnügen zu einen Gegenstand der Anbetung werden:

«Und so wie dort die Liebe schlechthin für und durch jede Kopulierung aus dem Sternbereich heruntergeholt werden sollte, so soll hier das nämliche für und durch jedes Kunstwerk mit der Schönheit schlechthin bewerkstelligt werden. Eichendorff hat dies in einem seiner undichterischsten Gedichte, in dem Sonett ‚Der Dichter« zum Ausdruck gebracht:

‚Das Leben hat zum Ritter ihn geschlagen,
Er soll der Schönheit neid’sche Kerker lichten;
Dass nicht sie alle götterlos vernichten,
Soll er die Götter zu beschwören wagen.‘

In diesem Rezept – glücklicherweise hat sich Eichendorff in seiner Dichtung nicht danach gerichtet – ist so ziemlich alles enthalten, was seine Zeit und Generation vom Künstler verlangt hat: er repräsentiert nicht nur den Adel der Menschheit, er ist nicht nur ‚Ritter‘ und ‚Dichturfürst«, sondern er ist auch ihr Hohepriester, dem es obliegt, vermöge seiner schöpferischen Kulthandlungen, also vermöge seiner künstlerischen Produktion den Fortbestand der Götter zu sichern, mit ihnen Umgang zu pflegen und sie zur Freigabe der Schönheit zu veranlassen, auf dass er sie, wie sie da droben lebt und leibt, mit jedem Kunstwerk zu den Sterblichen herunterholen könne . . .

. . . Und so geistert der fürchterliche Schemen der ins Kunstwerk heruntergestiegenen oder heruntergeholt göttlichen Schönheit durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch, ja ist sogar im zwanzigsten ungebrochen am Werke; sie ist

das Grundsymbol aller symbolistischen Schulen, und hat in ihnen, sowohl bei den Präraffaeliten wie bei Mallarmé wie bei George immer wieder den Plan einer Schönheitsreligion gezeitigt. Ohne darum die Grösse Mallarmés oder die künstlerische Leistung Georges oder die allerdings wesentlich kleinere der Präraffaeliten anzutasten, dürfen wir ruhig sagen: Die Göttin der Schönheit in der Kunst ist die Göttin des Kitsches⁹.»

Der Rückgriff des Wandervogels auf das Altdeutsche entsprach diesem Schemen. Es ist kein Zufall, dass seine literarischen Interessen, als sie spät erwachten, sich auf den hohepriesterlichsten unter allen bürgerlichen Dichtern, Stefan George, und seinen Kreis von schönheitshungrigen Rentnern fixierten. Vor 1914 jeder Verbindung mit Naturalismus und Expressionismus abhold, den literarischen Realisten feindlich gesonnen, lebte der «Wandervogel» Stefan George nach und der von Hamburg ausgezogene «Bund der Wanderer» Thomas Carlyle.

Beide Autoren lehrten eine verdrängende Ordnung der Gesellschaft. Beide verkündeten ausgesprochen patriarchalische Ideale. Carlyles «Held in der Geschichte» war der grosse Vater. Stefan George sah seine meisterliche Pose als Zeugungsakt eines neuen Reiches.

VII

So ausgerüstet, traf man sich 1913 zu dem historisch gewordenen Treffen auf dem Hohen Meissner. Ein Tanzfest mit Fideln und Klampfen, ein Singen und Mimen, dass es eine Lust war. Es war aber auch die Stunde der Alten, die das Wort nahmen. Auf Ernst Moritz Arndt verweisend, der spätere deutschnationale Abgeordnete Pfarrer Traub, mildelebensreformerisch Kunstwart-Redakteur Avenarius, von Spitteler und Marx befeuert der Schulmeister Dr. Wyneken.

Die Formel der Selbstbestimmung, die schliesslich angenommen wurde, enthielt eine der grossen Chancen der Zeit, zugleich aber war sie durchdrungen vom pietistischen Geist der Innerlichkeit und lebensabgewandt.

Bald entstand ein organisatorischer Streit, der erwähnt zu werden verdient, weil die Jugendbewegung in ihm die Erfahrung machte, dass aller Fortschritt unseres Jahrhunderts mit mehr Organisation bezahlt werden muss. Er zog sich über Jahre hin, und es war in seinem Verlauf, dass Hans Blüher für seinen Freund Wyneken eintretend, 1917 verkündete, der Führer sei unabhängig von der Organisation. Er werde als Führer geboren und bedürfe keiner Gefolgschaft: «Führer und Volk sind in dem Einen und Wichtigen unterschieden: dass der Führer des Volkes nicht bedarf, um Führer zu sein, dass aber das Volk nur durch den Führer Volk wird.

In jedem andern Falle ist es eine zufällige Menge. Es ist eine beliebige Vielheit von Eigenköpfen, die nicht selten eigensinnige Köpfe sind, es hat so viel Überzeugungen und Interessen, wie es Zugehörige zählt und nicht selten noch einige mehr. In diesem Zustande ist das Volk niemals der Träger eines Wertes, und kein noch so hoher Grad gutgelernter Bildung vermag ihm einen anderen Charakter zu geben. Die Menge wird erst Volk, wenn sie folgt; von diesem Augenblick an bekommt sie Seele und gleicht dem Adam Michelangelos, der den halbschlaffen Arm Gottvater entgegenstreckt, um den göttlichen Funken zu empfangen. Welche Menge von Menschen also immer den Drang fühlt, Volk zu werden und den Adel solcher Gemeinsamkeit zu verspüren, bedarf hierzu des führenden Mannes.

Ganz anders der Führer selbst. Für ihn ist die Tatsache, dass irgendeine Anzahl ihm folgt, nur der Beginn seines handelnden Eingriffs in die menschliche Gesellschaft, nicht aber der Beginn seines Führertums. Er wäre auch Führer, wenn er sein Leben in Einsamkeit und Verkennung beschliessen müsste. Führer sein ist Angelegenheit der Geburt und kann

durch gar nichts ersetzt werden. Führer werden geboren unter günstigem Stande der Gestirne und kommen auf, völlig unabhängig davon, was die umgebende Menschheit denkt. . .¹⁰» Der Widerspruch, der sich gegen Blüher's Argumente erhob, richtete sich mehr gegen die umstrittene Persönlichkeit des Führers Wyneken als gegen das Blüher'sche Prinzip. In der Folge trat der «geborene Führer» immer stärker in den Vordergrund. Die Gefolgschaft konnte es sich zur Ehre anrechnen, von einem solchen Begnadeten aufgenommen zu werden. Sie tat es, und wenige Jahre später stilsierten sich die grössten Führer zu Rittern und Medizinmännern und liessen sich als Garanten der Volkheit betrachten:

«In einer Zeit, da die Demokratie die ganze Welt erobert, da die Masse denkt, regieren zu können, da der Wert der Persönlichkeit nur nach dem Geldbeutel eingeschätzt wird, da der Gemeinschaftssinn verlorenzugehen droht und jeder nur auf seinen Vorteil bedacht ist, wurde in der deutschen Jugendbewegung wieder der Gedanke für Führertum und Gefolgschaftstreue lebendig, und mit ihm erwuchs ein starkes Gefühl für ein adeliges junges Leben, das die höchsten und edelsten Anforderungen an sich selbst stellt. Wis send, dass alle Geschehnisse eines Bundes und eines Volkes im tiefsten Urgrund nur von überlegenen und klar schauenden Männern, von edlen Führern erkannt und gestaltet werden können und niemals von einer Masse, wurde von dem Geist eines Freundeskreises, der sich in Mannestreue und Freundeslieb fest zusammengeschlossen hatte, und der sich während einer Zeit des Tiefstandes der deutschen Jugendbewegung zur Neujahrsnacht 1919/20 in der Nerother Höhle unbewusst aus innerer Not heraus zusammenfand, uns zur Osterzeit, am 28. März 1921, auf der Pfalzdrachenburg unser Bund, der ‚Nerother Wandervogel, Deutscher Ritterbund‘ geschenkt¹¹.»

VIII

Soweit musste es kommen. Was die Jugendbewegung mit ihren Führern trieb, war der Schönheitskult ins Soziale übertragen. In einer Zeit, in der nichts so kritisch und rational betrachtet werden musste als die Frage, an wen die Macht zu delegieren sei, und wer führen sollte, fiel der bürgerlichen Jugend nichts Gescheiteres ein, als sich auf die libidinös besetzte Führerrolle zu verlassen.

Als die bündnische Jugend, die 1930 etwa neunzigtausend junge Leute umfasste, daran ging, diese charismatische Kleingruppenordnung ins politische zu verlängern, stand schon der Demagoge bereit, der das unkontrollierte, anarchische Führerprinzip zu einem Diktaturinstrument machen sollte.

Hitler spielte mit den halben Gedanken, die der Führerkult in der Jugendbewegung erweckt hatte. Bei seiner Macht ergreifung stellte sich bald heraus, dass in den Jugendbünden nur diejenigen, die Führerschaft durchaus libidinös verstanden hatten, dem Führer der nationalen Erhebung etwas entgegensetzen hatten. Alle anderen erlagen dem Irrtum, der Führer des Volkes könne eine vergrößerte Ausgabe ihrer Norm von Führer und Gefolgschaft inkarnieren.

Von der proletarischen Jugend abgesehen, die sich im Stile der englischen debating clubs auch mit den parlamentarischen Formen der Organisation befasste, hat die Jugendbewegung nie zugeben wollen, dass sie selbst organisatorische Versuche anstellte. Bund und Gruppe erschienen ihr stets als komplette Gegensätze zu der Welt moderner Organisation, in Wahrheit waren sie nur deren Anti-Formen. Formen, die durch das freiere Leben der industriellen Zivilisation ermöglicht wurden, deren falschverwendete Massstäbe dazu beitrugen, den erreichten Fortschritt aufzuheben.

In seiner philosophischen Studie «Eros und Kultur» hat Herbert Marcuse 1957 bemerkt, dass der zivilisatorische Fortschritt auch zerstörerische Kräfte freimacht, die darauf ab-

zielen, den Fortschritt selber aufzuheben: «Die Diskrepanz zwischen möglich gewordener Befreiung und tatsächlicher Unterdrückung ist zur vollen Reife gelangt: sie durchdringt alle Lebenssphären auf der gesamten Erde. Die Vernünftigkeit des Fortschritts erhöht aber auch die Unvernunft seiner Organisation und Richtungnahme. Der soziale Zusammenhalt und die verwaltungsmässige Macht sind stark genug, die Gesamtheit vor direkter Aggression zu schützen, aber nicht stark genug, um die aufgehäuften Aggression aus der Welt zu schaffen . . .

... Es findet eine Regression auf historische Stadien statt, die längst überwunden waren, und diese Regression reaktiviert die sado-masochistische Phase in nationalem und internationalem Massstab . . . Die Destruktivität des heutigen Zustandes zeigt sich nur dann in ihrer ganzen Bedeutung, wenn man die Gegenwart nicht in Begriffen verflossener Stadien, sondern in den Begriffen ihrer eigenen Möglichkeiten bemisst.»

In diesen Zusammenhang gehören die halbmytischen Veranstaltungen, mit denen die Jugendbewegung seit dem Auftreten Martin Voelkels 1920 ihr Bundesleben auf die Seite der Unterdrückung verschob. Voelkel war evangelischer Theologe und dachte als solcher asketisch-bürgerlich. Zugleich aber wollte er dieser neunzehnten Jahrhunderts-Tradition schöne Formen geben. Der alte romantische Zwiespalt charakterisiert ihn:

«Freunde, wir brauchen keine Gelübde und haben keine Programme. Im Herzen tragen wir das Bundeszeichen, das uns untrüglich unsere Richtung weist: auch von den Lippen tönt der gläubige Schlachtruf: ‚Es lebe das Neue Reich!‘ . . . Jugend muss wieder ein Stand werden in der natürlichen Gliederung des menschlichen Lebens, statt der künstlichen Berufsstände und Klassenunterschiede. Die Jungmannschaft muss sich organisch einfügen in den Leib des Volkes und der

Menschheit als Trägerin der ewigen Werte und Schöpferin neuer Kultur. Nicht durch Gesetze und Organisationen, sondern durch gegenseitiges Vertrauen und geheimes Wissen um einander entsteht solche Jungmannschaft. Und über ihr strahlen aus eigener Sehnsucht geboren, Pflichten und Rechte ihres Standes. Jungsein heisst: Mensch werden. Jungsein heisst: Volk werden. Jungsein heisst: Erneuerung der Welt aus einem neuen Geist und mit neuem Glück. Jugend ist stolz in eigenem Wert und demütig im Dienste des Ewigen. Jugendbewegung wird Lebensbewegung. Ihr gilt unser Gruss¹².»

Das komische Ritual, das er zustande brachte, integrierte die jugendliche Erotik in eine absolute Herrschaftsform.

Damit waren die Voraussetzungen für die Adaptation der Dienst-Ideologie des preussischen Verwaltungsstaates durch die Gesamtbewegung geschaffen. Nicht die liberalen Frei-
deutschen, die 1919 energisch für die Revolution gestritten hatten, sondern die Neo-Nationalisten gaben in der Folge den Ton an. Die sentimentale Weise des deutschen Grossmachtgefühls wurde neu instrumentiert. Sie erklang in den Heimabenden und an den Feuern, im Arbeitslager wie auf dem grossen Thing der Bünde. Nicht zuletzt aber auf den Grenz- und Auslandsfahrten der Gruppen, bei denen unter wohlwollendem Augenzwinkern der Weimarer Behörden «volkspolitische Arbeit» im Raum des deutschen Kulturimperialismus geleistet wurde¹³. Einer ihrer Befürworter war Gustav Stresemann, der mit seiner Verständigungspolitik im Westen Bewegungsfreiheit in Mittelost- und Südosteuropa zu gewinnen hoffte.

IX

Das gefühlvoll-aggressive «Neue» verhielt sich zum alten deutschnationalen Stil wie der Schillerkragen der «konser-

vativen Revolutionäre» zum Stehkragen des Geheimrats Hugenberg. Eine Jugend, die statt der Freiheit den Zwang sucht, die den Dienst segnet und die Ungebundenheit verflucht, ist nicht weniger regressiv als die Demagogen, die den Rückwärtsdrang ausnützen. Sie hatte keinen Halt, als Deutschland mit der Weltwirtschaftskrise weit hinter die Begriffe seiner damaligen Möglichkeiten zurückfiel und in der Zeit der grossen Arbeitslosigkeit Zuflucht beim militärischen Nationalsymbol suchte.

Die Jugendbewegung trieb in dieser Strömung hilflos mit. Zwar beteiligten sich einige Ältere der Freischar, die als liberalster Bund galt, an der Neugründung einer bürgerlich-progressiven Partei; aber sie scheiterten. Ihre Vorstellung, die Maximen des privaten Bundes liessen sich in die sachbezogenen Bereiche des Parteiwesens übertragen, erwies sich als irrig. So konnte aus der gutgemeinten Sache nichts werden.

Das böse Ende folgte bald.

Als Hitler an der Spitze einer Koalition der nationalen Erhebung die Macht übernahm, zeigte die bürgerliche Jugend einschliesslich der konfessionellen Verbände eine zwiespältige Haltung. Sie hatte gegen die antiliberale, die zivilisationsfeindliche und antiparlamentarische Tendenz dieser Erhebung nichts einzuwenden. Womöglich sah sie das Neue Reich heraufkommen, das Moeller van den Bruck und Stefan George, Oswald Spengler und Ernst Jünger ihr verkündet hatten. Aber sie wollte ihre kleinen Gemeinschaften gerettet sehen. Der traditionelle Gegensatz zur Jugendpflege, das heisst, zu den von Erwachsenen geführten Jugendverbänden und -Veranstaltungen trat wieder hervor. Er war schon immer etwas künstlich gewesen, denn auch in der Jugendbewegung führten vielfach Erwachsene, wenn auch oft von einem juvenilen Typus. Und die Gedankenwelt der Bünde war schon längst nicht mehr spontan jugendlich, sondern von traditionalistischen Erwachsenen bestimmt. Seitdem den Bünden «das Soldatentum» neben Wandervogel-

und Pfadfinderart als Wert galt, spielte die militärische Angeberliteratur, die in den zwanziger Jahren dem Bürgertum zur Unterhaltung diente, eine führende Rolle. So fehlte diesem Bewahrenwollen die rechte Überzeugungskraft. Die Bünde widerstrebten nicht dem neuen Reich, sondern der Gleichschaltung durch die Hitlerjugend. Erst allmählich und widerwillig begriffen sie, dass eines zum andern gehörte.

Während einige Führer sich anbiederten, weil sie sich endlich durchgerungen hatten, Staat und Gesellschaft ernst zu nehmen, leisteten die realitätsferneren heftigen Widerstand¹⁴. Viele bezahlten ihre Treue zu den Eigenheiten der Bünde mit Verfolgung, einige wurden ermordet. Für die jüngeren begann eine führerlose Zeit, in der sie die Attribute ihres Auftretens, ihre romantische Dekoration gegen die Uniformierung verteidigten. Es ging ihnen dabei um das Ganze ihres Gruppenstils. Gegen die Realität der neu-erstehenden Grossmacht des Deutschen Reiches bot die jugenhafte Verfremdung freilich keinen Schutz. Es fehlte in diesem Reich weder an Möglichkeiten, sich einzuordnen und zu dienen, noch an dem Pomp der deutschen Art, der seit den ersten Jahren des Wandervogels in der Bewegung zu Hause gewesen war.

So ging die Bewegung zugrunde am Gift der Blauen Blume, das ein anderer besser zu dosieren verstand, als jene, die als verspätete Romantiker ausgezogen waren, die Blaue Blume zu finden. Die Geschichte der Jugendbewegung ist eine Geschichte des Weltschmerzes, des Ennui, der dunklen Schwermut grosser Gefühle. Wo führte sie hin? Aus der Freiheit kühner Anfänge, aus berauschem Traum und köstlicher Ungebundenheit hinüber in den Zwang marionettenhafter Organisation. Von einem Extrem ins andere.

Die Geschichte der deutschen Lande in der gleichen Zeit ist eine Geschichte der nachlassenden Vernunft.

Es ist die gleiche Geschichte verspielter Möglichkeiten im Grossen und im Kleinen.

Selbstverwirklichung durch Technik

Gemeinplätze zur Jugendfrage

I

Ein westdeutscher Kultusminister, niedergedrückt von der Last seines Amtes, soll gesagt haben, er bedaure, nicht im Mittelalter zu leben, weil es damals keine Jugend als fest umrissene Gruppe gegeben habe. Diese Aussage entspricht nicht nur utilistischer Betrachtungsweise, sie enthält auch eine wichtige Wahrheit, denn «die Jugend» als eine Schicht mit eigenen Ansprüchen, eigenen Schwierigkeiten und als selbständige psychologisch-soziologische Gruppe ist in der Tat eine «Erfindung» des Kapitalismus, ein Phänomen, das erst in der Welt, wie sie nach der englischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts aussieht, möglich geworden ist. Soziologisch ist «Jugend» ein Produkt der Geschichte, und ihre anstößige Situation heute ist sowohl ein altes biologisches wie ein junges soziologisches Problem.

Die Diskussion um die westdeutsche Jugend ist bisher hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Utilität geführt worden. Gefragt wurde nach dem Schaden oder Nutzen, der gesellschaftlich, politisch oder im Hinblick auf die Erziehung aus dem Verhalten der Vierzehn- bis Einundzwanzigjährigen entstehen könnte oder entstanden ist. Hier wird die Diskussion unter dem Gesichtspunkt der Freiheit fortgeführt: Unter dem Gesichtspunkt der Selbstbestimmung des Menschen zur Entfaltung seiner Möglichkeiten. Wir suchen zunächst die Notwendigkeiten der jugendlichen Situation zu erkennen, weil der Gesichtspunkt der Nützlichkeit, so berechtigt er ist, leicht dazu verführt, Beschränkungen der Freiheit zu fordern, statt die Freiheit zu fördern. Im Gegensatz zu Beer¹ halten wir die augenblickliche Situation der Jugend sehr wohl für soziologisch erfassbar.

II

Die geschlechtliche Reife mit ihren neuen Möglichkeiten stößt die Jugendlichen zum ersten Male bewusst auf die gesellschaftlichen Restriktionen. Aus dem Spielkind wird das Arbeitsinstrument. Es tritt jener Charakterbruch ein, der für unsere Gesellschaft bezeichnend ist: Die Ablenkung der Sexualtriebe auf gesellschaftlich nützliche, der Entfaltung des Menschen aber nicht *nur* zuträgliche Ziele. Die ganze Wucht dieses Zusammenpralls wird verständlich, wenn man bedenkt, dass er eine erste Erfahrung ist, der noch nichts von der abstumpfenden Gewohnheit späterer Jahre anhängt. Im selben Moment, in dem die jungen Leute sich ihrer Potenz bewusst werden, sehen sie sich auch gezwungen, sie zu unterdrücken, sich anzupassen. Jugend ist die Freiheit, die nicht sein darf.

Das Kindergartenbild weicht dem einfältigen «Ernst des Lebens», das heisst, der Herrschaft eines Prinzips auf Kosten der anderen. Dieses Prinzip ist das Leistungsprinzip: «Der Mensch lebt von den Gütern, die er herstellt», schreibt Eduard Heimann, «aber er lebt, indem er sie herstellt»². Dass der Sexualtrieb unterdrückt werden muss, wenn Kultur entstehen soll, gilt als richtig. Seit den Arbeiten von Géza Roheim und Herbert Marcuse³ wird man aber auch die Frage nicht mehr los, ob die Unterdrückung nicht zu weit geht und weiter als der Produktion nützlich ist. Schon Freud hat auf die korrigierende Eigenmechanik des Triebes hingewiesen, die Exzesse um der Erhaltung des Triebes willen, um der Lust willen vermeidet. Auch der losgelassene Sexualtrieb ist Bremsen unterworfen, die zu seiner Regeneration selbsttätig in Kraft treten. Es heisst also zu fragen, ob die Unterdrückungsmassnahmen nicht gelockert werden können und wir uns mehr auf die Triebmechanik verlassen sollen als bisher.

Bei Jugendlichen tritt die innere Kontrolle des sexuellen Triebes im Sozialtrieb deutlich in Erscheinung. Der Trieb

hat sein sexuelles Ziel nicht aufgegeben, «bescheidet» sich aber mit einer sublimierten Form: Freundschaft, Hordenbildung etc. Triebgüte nimmt die Stelle ein, wo bei den Erwachsenen Ethik aus Überwindung am Werke ist. Daher haben Jugendliche andere Begriffe von gut und böse, andere von dem, was nützlich ist, aber auch ihre Anfälligkeit für Ideale rührt daher. Ebenso die andere Einstellung zur Arbeit, die gerne getan wird, wenn sie dem Sozialtrieb entspricht, aber verweigert, sobald der Trieb gebrochen ist. Die Produktion selber kann auf ihn nicht verzichten.

Der soziale Impuls, der in Betriebskolonien, Erholungsheimen etc. sichtbar wird, versucht nichts anderes, als die durch Unterdrückung verlorengegangene Leistungskraft wieder anzustücken. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass alle diese Einrichtungen etwas Hilfloses an sich haben. Sie können Freiheit nicht vermitteln, weil die ursprüngliche Triebkraft gebrochen ist, nicht viel anders als sie in der militärischen Rekrutenausbildung noch einmal gebrochen wird. Alle freiheitlichen Äusserungen stossen auf die Restriktion der Erwachsenen, die sich, im Allgemeinen und vereinfacht gesagt, dahin auswirken, dass die Halbwüchsigen für die unangenehmen Seiten unserer Gesellschaft alt genug, für die angenehmen aber als noch zu jung erklärt werden.

Im Staatlichen sei nur auf die Diskrepanz zwischen Wahlalter und Wehrpflichtalter hingewiesen, die dem Ernst der beiden Verpflichtungen nicht entspricht. Doch dominiert nicht der staatliche, sondern der gesellschaftliche Bereich, wie überhaupt der Staat im Augenblick weit mehr eine ausgleichende Aufgabe hat, während die Antagonismen, denen wir unterliegen, durch die ausserparlamentarischen Verbände und Organisationen bestimmt werden. In ihnen vollzieht sich die Auseinandersetzung zwischen oben und unten, von ihnen droht Unterdrückung, *nicht* so sehr aus dem staatlichen Bereich. Zwar sind es heute keine Kampfverbände, die Terror verbreiten, aber deren Neuaufstellung liegt wahrscheinlich im Belieben der bestehenden Grossformatio-

nen, da die gestrige Bereitschaft zu dieser Art Machtübernahme wenig gelitten zu haben scheint.

III

Das Freiheitsproblem ist in erster Linie, für Halbwüchsige und Erwachsene gleichermassen, das Freizeitproblem. Denn die Entfremdung bleibt nicht auf die «entfremdete Arbeit» beschränkt, auch die Freizeit dient der Selbstverwirklichung nur wenig.

Die Freizeit der Jungen, die oft besonders knapp bemessen ist, weil die bestehenden Jugendschutzverordnungen nicht mit der gebotenen Rigorosität durchgesetzt werden, wird mehr und mehr zur Gelegenheit, die unterdrückten Triebe zu entladen. Dabei vollzieht sich, was ein alter und bekannter Vorgang ist, die Entladung umso krasser und umso sinnwridriger, je unvernünftiger die vorausgehende Unterdrückung war. Heigert hat bei der Analyse von Krawallen festgestellt, dass sich ehemalige Volkspolizisten von den anderen Beteiligten durch grössere Aufsässigkeit und eine gewisse zynische Betrachtung der Dinge unterschieden haben [«Der Monat», Nr. 85]. Nicht die Freiheit also, sondern die vorhergehende Drillexistenz hat ihr Verhalten bestimmt.

Die Freizeitfrage hat aber noch eine andere Seite, die zu wenig betrachtet wird. Von regressiven Autoren wird gegen die Verlängerung der Freizeit vorgebracht, es habe keinen Sinn, der Jugend mehr Freizeit zu geben, weil sie doch nichts damit anzufangen wisse. Diese Einwände haben für sich, dass in der Tat unsere Gesellschaft zu offen ist, als dass sie einem jungen Mann ohne Weiteres seine Freizeitbeschäftigung auf dem Wege der Konvention vorschreiben würde. Im übrigen aber handelt es sich um die kurzsichtige Betrachtung einer Organisationsfrage. Denn nicht die Freizeit als solche, sondern ihr Ansatz ist organisationsbedürftig und sollte neu durchdacht werden.

Alle Bestrebungen zur Verlängerung der Freizeit gehen im Augenblick nämlich darauf hinaus, das Wochenende zu verlängern, oder doch wenigstens, der Rentabilitätsrechnung des Betriebes nur zu eng folgend, alle, denen die Verlängerung zugute kommen soll, auf einmal freizusetzen. Es entsteht dadurch eine Verlängerung der Feiertage, nicht aber Freizeit. Was die jungen Leute brauchen, ist nicht die Ausdehnung der sonntäglichen Langeweile, sondern wirklich *freie Zeit*, während die anderen arbeiten. Das Schwänzen ist schon immer das Schönste an der Schule gewesen, und es setzt ganz andere Kräfte der «Selbstverwirklichung» frei, als der säkularisierte Sonntagsbetrieb. Statt dem Sonntag neue, verstopfende Freizeitbrocken anzuhängen, sollte man den freien Wochentag für die Jugendlichen einführen. Man kann viele treffen, die mit ihren Sonntagen nichts anzufangen wissen, aber es wird schwer halten, junge Leute zu finden, die nicht sofort wüssten, was sie tun wollen, wenn sie in der Arbeitszeit der anderen aus dem Rhythmus der Produktion entlassen sind und ihre Welt, unsere Welt «von aussen» sehen können: für eine Weile «ausser Konkurrenz»⁴.

Die andere Lösung scheint deshalb sehr fraglich, weil sie den Arbeiter nicht aus dem Gang der Produktion entlässt: alle müssen gleichzeitig anfangen, alle dürfen gleichzeitig aufhören, alle gehen zur gleichen Zeit denselben Vergnügungen nach. Wem soll in diesem Sog noch etwas Originelles einfallen?

Es kann bei der universalen Herrschaft des Konkurrenzprinzips nicht verwundern, dass auch die Freizeit unter der Geissel der Konkurrenz steht. Die fast allgemeine Vorstellung, es liesse sich mit Sportbetrieb ein «gesunder Ausgleich» für die Arbeit erzielen, ist insofern naiv, als die sportliche Konkurrenz von Menschen, die Konkurrenz als Lebensprinzip in sich aufgenommen haben, nicht weniger ernst genommen wird als die berufliche Aggression. Diese Beobachtung wird auf allen Gebieten bestätigt, sei es nun in der Aufnahme der Automobil-Reklame [«der geht ran, sag ich dir!»],

oder im Sexuellen [«die lässt jeden ran»], oder in der Freizeitgestaltung [«jetzt aber ran!»] nach den Leitmotiven der Filmindustrie. Überall spielt das «Ranlassen» die entscheidende Rolle. Eine Rolle, die fast ausschliesslich formalistisch ist und mit der gesuchten Befriedigung wenig oder nichts zu tun hat. Selbst die sogenannte gute Freizeitgestaltung ist von diesem Konkurrenzbestreben überlagert. Das wird so bleiben, wenn es bei der Massenfreizeit bleibt, die in Wirklichkeit ein Teil Produktion ist⁵.

Der letzte falsche Schritt in dieser Richtung war das Ladenschlussgesetz von 1957, das, wie die ersten Wochen zu zeigen scheinen, keineswegs in erster Linie den Angestellten zugute kommt, weil es auf die recht formale Schliessung der Geschäfte abhebt, statt die durch Exekutive und Selbsterziehung kontrollierte Einhaltung der Arbeitszeit der Angestellten sicherzustellen. Es wäre durchaus denkbar, den Ladenschluss ganz ins Belieben der Eigentümer zu stellen und dennoch die Fünfundvierzig- oder Vierzig-Stunden-Woche für die Angestellten durchzusetzen.

IV

Die Aufstiegshemmungen unseres Klassensystems verstärken die Unfreiheit. Wenn noch so viele Wunschdenken mögen, so ist doch eindeutig, dass zwei Klassen existieren: eine Oberklasse, der es möglich ist, sich anderer Menschen zu Zwecken zu bedienen, die ihrer Freiheit nicht zugute kommen, und die Unterklasse, die sich verwenden lassen muss, auch gegen das wohlverstandene eigene Interesse. Die Klassenkluft hat sich, wie Marx das prophezeite, vereinfacht. Rationalisierung und Massenproduktion haben das Proletariat gehoben, zugleich aber auch die Abhängigkeiten verstärkt, so dass eine grosse proletarische Schicht mit bürgerlichem Habitus sich abhebt von einem Rentnerelend, das bis zur Unkenntlichkeit kümmerlich ist, und einer Grossbourgeoisie,

die in undurchsichtigen Höhen über die Grossformationen herrscht, von denen alle anderen abhängen. Die Hebung des Lebensstandards ändert an dieser Grundstruktur wenig oder nichts, und von einer «Einebnung» der Klassegegensätze kann kaum die Rede sein. Denn die Versorgung mit Gegenständen des gehobenen Bedarfs versetzt das erweiterte Proletariat nur scheinbar in den Stand grösserer Freiheit. Von wirklicher Unabhängigkeit ist es weiter denn je entfernt; auch Besitz macht abhängig, und das umso mehr, je geringer die Einkommensbasis ist, der er aufgepfropft wird. Auch *goldene Ketten* bleiben halt *Ketten*. Sie vervollständigen die proletarische Existenz⁶.

Das Kriterium kann demnach nicht der Lebensstandard sein; viel eher sind es die Aufstiegsmöglichkeiten. Die aber werden von den Verbänden und Bürokratien manipuliert und im Prinzip auf der Kooptationsbasis entschieden. Die Zugehörigkeit, nicht die Leistung im Beruf bestimmt in erster Linie die Zukunft der jungen Leute. Der Staat sanktioniert diesen Zustand, indem er Verdienstmedaillen für langjährige Zugehörigkeit zum selben Betrieb verleiht und trägt damit den oligarchischen Tendenzen Rechnung, die im Hinterhalt liegen. Nicht staatliche Organisationen geben den Ausschlag, sondern, was schon John Stuart Mill gesehen hat, private Korporationen, die mit dem Parlamentarischen Prinzip nicht ohne Weiteres zu vereinbaren sind und zum korporativen Staat drängen. Von ihnen hängt der Aufstieg des jungen Menschen in der Gesellschaft weitgehend ab, *nicht* ausschliesslich, was er im Berufsleben sehr schnell bemerkt, von seiner sachlichen Leistung. Sie mag ihn in höhere Gehaltsklassen bringen, aber sie versetzt ihn nicht von der Unter- in die Oberklasse. Die Versetzung besorgt nicht die entsagungsvolle Leistung, sondern zunehmend der Status. Macht der junge Mann oder das junge Mädchen diese Erfahrung – und es kann nicht ausbleiben, dass sie bei durchschnittlicher Intelligenz dahinterkommen –, so versuchen sie natürlich, sich anzupassen. Die Anpassung kann auf zwei-

erlei Weise erfolgen. Die häufige und normale ist die, dass der Aufstiegswillige sich den Forderungen der Tonangebenden beugt und dabei hofft, kooptiert zu werden.

Ein krasses Beispiel hat Dieter Grossherr beigebracht, als er den Nachwuchs der alten akademischen Korporationen analysierte und feststellte, dass vielfach Aufstiegswillige sich der Chance der Mitgliedschaft bemächtigen und dabei mit verkommener Ideologie berieselt, werden. Sie geraten aus dem Regen der Bindungslosigkeit in die Traufe des autoritären Nationalismus⁷.

Über die Chancen dieser Bereitwilligkeit, die oft an Selbstverleugnung grenzt, braucht hier nicht weiter gesprochen zu werden. Erwähnt sei die deprimierende Rolle, die neben den Organisationen in diesem Zusammenhang den Massen-Media zukommt⁸.

Als die italienische Filmindustrie den Fleischbusen der italienischen Kleinbürgersfrau zum europäischen Schönheitsideal erhob, hatte das in Italien eine Selbstmordwelle junger Mädchen zur Folge, die nicht ohne Grund glaubten, dass sie, im Besitz desselben Gegenstandes, zu Filmruhm berufen seien, aber abgelehnt wurden. Diese grausig groteske Erscheinung ist vielleicht der beste Beweis für die Behauptung, dass der Film heute ein Mittel der Repression, und nicht, wie die Oper in der bürgerlichen Epoche, eines der Revolution ist. Die revolutionäre Wirkung von Beaumarchais «Figaro» beruhte auf der Erklärung, dass es mit der feudalen Sexualwirtschaft am Ende sei und die bürgerliche Tugend obsiege. Der Film hingegen, oder doch wenigstens seine Hauptproduktion, verklärt das Bestehende, indem er die Ungleichheit strikt leugnet.

V

Der andere Ausweg aus der Ungleichheit ist die Rebellion. Die Jugendlichen begehren gegen ihre Zwischenstellung auf.

Das war im Steglitzer Wandervogel ebenso wie in den Halbstarcken-Banden von 1957. Der Protest richtet sich gegen die soziale Utilität als solche. Es ist darum nur folgerichtig, dass die Inhaber der gesellschaftlichen Positionen sich dagegen wehren; wie sie dabei verfahren, zeigt was sie wert sind und wie es um die angeblich so heilsamen Institutionen steht, die da verteidigt werden⁹.

Bei den Rüpeleien, die 1956 die Öffentlichkeit beunruhigten, sind denn auch die Reaktionen der Erwachsenen interessanter gewesen als die Zusammenrottungen als solche, die bekannten psychologischen Gesetzen folgten. Typisch für diese Reaktionen erscheint mir eine obrigkeitliche Äusserung: Die Anordnung eines norddeutschen Polizeipräsidenten, die jugendliche Menge durch gezielte Gummiknüppelschläge auf das Gesäss zu zerstreuen. In dieser unglückseligen Anweisung liegt nicht nur das Eingeständnis, dass die Polizei nicht bedroht war, denn wäre sie es gewesen, hätte sie wohl kaum Zeit gehabt, die Jugendlichen von hinten zu schlagen, zum anderen aber zeigt sie die Attitüde dessen, der im Psychologieunterricht gerade gefehlt hat und nun die anderen dafür bestrafen will. Ein Polizeipräsident wird von der Öffentlichkeit bezahlt, um die Ordnung aufrechtzuerhalten und nicht, sich als Steisstrommler zu versuchen, vollends nicht dafür, junge Leute durch derartige Versuche in einen Gegensatz zum Staat zu treiben, der in der Zusammenrottung als solcher «nicht drin» war.

VI

Die Zwischenstellung der Halbwüchsigen versagt ihnen also fast alle Möglichkeiten der Selbstverwirklichung. Eine aber haben sie besser begriffen und besser genutzt als die herrschende Generation: Die Selbstverwirklichung durch die Technik.

Während bei den Älteren das Lamento allgemein ist, dass

die Maschine den Menschen entwürdigte, dass in der Industriearbeit eine Degradierung des Menschen als Produzenten erfolge, nützen die jungen Leute die Möglichkeiten der Technik so viel und so weit sie geht. Es ist immer gesagt worden, die Maschine lasse keinen Raum für die Initiative. Ganz anders sei das im Handwerk, besonders im mittelalterlichen Handwerk. Der Handwerker erscheint in solchen Betrachtungen als eine Art Kunstgewerbler, der nicht auf Produktivität aus ist und beileibe nicht auf Profit, während der Industriearbeiter als Sklave der Maschine hingestellt wird. Eine solche Betrachtungsweise war einer Übergangszeit angemessen. Wer aber sieht, wie die Drehbank oder die Schnellpresse die Intelligenz des jungen Arbeiters herausfordert, wird das Bild korrigieren müssen. Es ist wahr, dass er sich dem Temperament seines Werkzeuges anzupassen hat, aber auch der primitive Bauer muss sich dem Tempo der Sichel anpassen, und wer den Rhythmus des Hammers nicht versteht, klopft sich auf die Finger. Die eine wie die andere Tätigkeit hat Würde, wenn sie beherrscht wird und wirkt depressiv, wo sie nicht zu meistern ist. Wieso also die Arbeit an der Maschine weniger Würde haben soll als die handwerkliche Tätigkeit, bleibt dem jungen Mann unerfindlich. Er ist frei von der Ideologie, der Mann sei der Maschine dienstbar, weil er die Preisrelationen zwischen Maschine und Arbeiter anders beurteilt, als es die vorhergehende Generation tat, die sich von den hohen Anschaffungskosten einer solchen Maschine beeindruckt liess und im Grunde, wenn sie davon sprach, dass der Mensch der Maschine dienstbar sei, dem Kapitalwert der Maschine Tribut zollte.

Am deutlichsten wird aber das neue Verhältnis zur Technik beim Motorfahrzeug. Ein kluger Mann aus der kirchlichen «Jugendarbeit» hat sehr schnell bemerkt, dass die «fahrbaren Untersätze» für die jungen Leute ein Mittel sind, um in den Raum grösserer Freiheit zu gelangen. In der Tat ist nicht einzusehen, warum ein Fahrer nicht die Chancen aus-

nützen soll, die seine Maschine bietet, vom Prestige des Schnellfahrens zu schweigen. Die jungen Leute, die Mopedwölfe insbesondere, holen aus dem Fahrzeug heraus, was ihnen die Hersteller für ihren Kaufpreis versprechen¹⁰. Das ist eine völlig legitime Einstellung. Sie bringt den Menschen in zweifacher Hinsicht sich selber näher: Sie versetzt ihn an die Grenze seiner augenblicklichen Möglichkeiten, und das Ausfahren erfordert viel Aufmerksamkeit und provoziert die Forscherintelligenz, die aller Zivilisation Kern ist. Man kann nicht führende Wissenschaftler oder Testpiloten verherrlichen und als Männer des Fortschritts verehren, wenn man dem kleinen Mann gleichzeitig verbietet, *seinen* Erkenntnisdrang wirken zu lassen. Beide Typen der Zivilisation sind gar nicht so weit voneinander entfernt und sie sind unschuldig daran, dass unsere gesellschaftlichen Verhältnisse hinter der Zivilisation Zurückbleiben.

Das ist die andere Seite der Sache. Wo der Mopedfahrer mit den Verkehrsgesetzen in Konflikt kommt, trifft er tatsächlich auf den Widerspruch, der zwischen Technik und Politik besteht und der in der Bombenfrage einen so eklatanten Ausdruck gefunden hat. Im übrigen wies ein Sprecher des Bundesjustizministeriums nach, dass der Prozentsatz der an Verkehrsdelikten beteiligten Jugendlichen sehr gering ist und im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Fahrtempo und ihrem lauten Auftreten steht. Die Grenzen der Selbstverwirklichung im Motorfahren liegen woanders: Dort, wo erotische Triebe sich auf das Fahrzeug fixieren. Nicht ohne Schmunzeln wurde das Kommunisten-Lied «Mein Liebster ist der Traktor» zur Kenntnis genommen, und nicht ohne Kopfschütteln sieht man die prallen roten Sitzkissen zwischen den Schenkeln der Mopedfahrer sich aufrecken und die Fahrer mit hochgestrecktem Hinterteil auf ihren Maschinen liegen. Sensible Zeitgenossen, so der Lyriker Wolfgang Bächler, haben das Phallische dieser Art von Motorsport früh erkannt. Hier also würden wir die Grenzen sehen müssen, zugleich aber einen neuen Beweis dafür fin-

den, dass die Entfremdung aufgelockert werden kann, wenn man dem Sexualtrieb als Sozialtrieb mehr Spielraum gibt.

VII

Das Inbesitznehmen der Technik unterscheidet die jungen Bundesrepublikaner gründlich von der Jugendbewegung der Jahre von 1900 bis 1930, deren stilbildender Kraft und kultureller Bedeutung so viele nachweinen, nicht selten ohne den Anteil der Jugendbewegten an der Gesamtjugend zu überschätzen. Auch vor dreissig Jahren war es nicht so, dass alle – jupp, jupp, die Heide blüht – hinterm Fähnlein singend in die Weite zogen und ihren Tee aus Holzschalen tranken. Man soll diese Kräfte der Selbständigkeit andererseits nicht abwerten. Ob die Bemühungen, Jugendbewegung wiederzubeleben, wirklich sinnvoll sind und zur «Gesundung» der Jugend beitragen können, ist recht fraglich.

Besser wäre es wohl, den jungen Leuten, die wir die Technik in einer Weise handhaben sehen, wie es Älteren unmöglich ist, mehr Vertrauen entgegenzubringen. Es soll junge Bauern geben, die mit Hilfe der Technik imstande sind, ihr Landleben mit den Möglichkeiten städtischer Freizeit zu verbinden. Das ist eine gute Nachricht, denn am meisten gefährdet sind nicht die Jugendlichen der Grossstadt, sondern diejenigen, bei denen zu ihrer sozialen Zwischenstellung noch eine lokale hinzukommt, diejenigen an den Grossstadträndern und in den kleinen Ortschaften, wo sich die zivilisatorischen Gegensätze zwischen alten Formen der Arbeit und neuen technischen Möglichkeiten noch erbittert bemerkbar machen.

Nazismus – vor und nach Hitler

I

Die zwölf Jahre Hitlerherrschaft liegen wie ein Block in der deutschen Vergangenheit. Sie sind nicht überspringbar; aber man kann sie auch nicht so liegen lassen. Vor allem kann man sie nicht bewältigen, wie man private Missgeschicke bewältigt, indem man sie verdrängt und aus der Verdrängung etwas Feineres sublimiert.

Der vielzitierten Bewältigung dieser Vergangenheit stehen handfeste Schwierigkeiten entgegen, die durch laute Proklamationen nicht überwunden werden. Eine üble Sache, die schon im Ansatz mit zusätzlichen Kalamitäten verbunden ist, nötigt den Menschen, sich einen Weg um diese Sache herum zu suchen. Bei der gegenwärtigen Einstellung zum Dritten Reich gibt es zwei beliebte Wege um den Block herum, der da in unserer Vergangenheit liegt.

Der erste Weg führt rechts herum. Er besteht aus einem Satz. Dieser Satz lautet: *Der Hitler war unser Unglück*. Der Satz ist ebenso falsch wie erprobt. Denn es ist derselbe Satz, der früher lautete: Die Juden sind unser Unglück. Auf diese Weise macht man sich ein besenreines deutsches Schicksal zurecht. Die Verantwortung für das, was im Dritten Reich geschah, wird aus der menschlichen in die dämonische Sphäre verrückt. Es war scheinbar alles recht und gut und tüchtig. Es war eben Schicksal, dass der Unglücksmensch Hitler ins Land und an die Macht kam. Mit der deutschen Geschichte habe das nur so viel zu tun wie die Automarke des Unfallwagens mit dem Lebenslauf des von ihm überfahrenen Opfers. So gut wie nichts.

Dieser Weg um den Nazikomplex herum wird bevorzugt von den Leuten, die schon immer das deutsche Schicksal

gross im Munde führten, die in der einen oder anderen Form an Hitler glaubten und auch heute noch nicht zugeben möchten, dass der Glaube von Verantwortung nicht frei macht. Für sie sind Geschichte und Politik nicht Angelegenheiten der Verantwortlichkeit, sondern Schicksalsfragen. Die Dämonisierung Hitlers und die – wie die nüchternen Eidgenossen sagen – deutsche Vorliebe für «Schicksäler» haben gemeinsame Wurzeln und bedingen einander. Beide gehen darauf zurück, dass wir die Aufklärung nicht wirklich praktiziert hatten, ehe im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die modernen Grossorganisationen entstanden, die das Gesellschaftsbild so schwer verständlich machen. Wo von nationalem Unglück oder Schicksal geredet wird, darf man sicher sein, dass irgendein Rest Aberglauben sich verbirgt, nebst einer gehörigen Portion Ignoranz.

Der Weg links um den Hitler herum ist nicht weniger problematisch. Die ihn begehen, verschmähen die Ausrede des Unglücks und kümmern sich intensiv darum, wie es im Dritten Reich gewesen ist. Sie memorieren, repetieren, kolportieren und kommen doch nicht weiter, weil sie eben den Block Drittes Reich oder Nationalsozialismus als etwas methodisch Abgegrenztes behandeln, nicht als etwas, *das mit tausend Fasern mit dem Vorher und dem Nachher verbunden ist*. Es unterliegt leider keinem Zweifel, dass die zeitgeschichtliche Forschung zu einem erheblichen Teil diesen Weg bevorzugt und damit ihren aktuellen Auftrag versäumt, hier und heute aufklärend zu wirken. Ihre Fülle von Detailuntersuchungen kann eines Tages der Geschichtsschreibung zugute kommen; im Augenblick wäre weniger mehr. Das menschliche Fassungsvermögen für Greuel ist zum Glück begrenzt. Wo es überanstrengt wird, weigert sich die Natur, die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten. Das geschieht heute schon mit zahlreichen Berichten aus dem Hitlerreich. Wir sind dem Zeitpunkt nicht mehr fern, wo dokumentarische Berichte zwar dem Nervenkitzel dienen, aber nicht mehr der politischen Aufklärung.

Andererseits sind dem Verständnis historischer Entwicklungen – ausser durch die normalen Abstufungen der Intelligenz – keine derartigen Grenzen gezogen. Von der Analyse bis zur Erzählung, vom Essay bis zum Roman gibt es unendlich viele Möglichkeiten, die Realität der Greuel in Beziehung zu setzen zu dem, was uns nicht widerstrebt, zu dem, was wir selber sind.

Darum ist es viel wichtiger, darzustellen, *wie es zum Hitlerstaat kommen konnte*, als aufzuzeichnen, wie dieser Hitlerstaat beschaffen war.

Eindeutige Stellungnahme erfordert aber, dass man sich um den Nazikomplex weder rechts noch links herumdrückt. Man darf dazu das Dritte Reich weder als einen Schicksalsschlag noch als ein abgeschlossenes Thema betrachten, das mit dem Auftreten Hitlers begann und mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945 endete. Man muss sich vielmehr die Mühe machen, den Komplex aufzulösen und nachzusehen, aus welchen Strichen der dunkle Punkt in der jüngsten Vergangenheit entstanden ist.

Bei näherem Zusehen erweist sich der Nazismus als ein Bündel von Tendenzen, die vor ihm da waren und nach ihm weiterbestehen. Das faschistische Symbol des Rutenbündels, deckt die Realität ziemlich gut, die sich unter dem Sammelnamen Nationalsozialismus und Drittes Reich verbirgt.

Bestimmte sozialgeschichtliche und ideologische Tendenzen mussten *vor* Hitler wirksam sein, ehe er sie bündeln konnte. Diese Tendenzen und Strömungen mussten nicht nur vorhanden sein, sondern eine gewisse Anhängerschaft repräsentieren, sonst hätte er sie nicht zu einer Massenbewegung zusammenfassen können. Sie mussten neben ihrer Eigenart eine gemeinsame Substanz besitzen, die es ermöglichte, sie zu einem einzigen Hebel der Machtergreifung umzugestalten.

Das beliebte Gesellschaftsspiel, das darin besteht, Hitler auszunehmen und nachzuweisen, dass diese oder jene Partei, Gruppe oder Ideologie ohne Hitler doch ganz ehrbar ge-

wesen sei, ist müssig. Denn es hat ihn gegeben und er hat doch – wenigstens bis 1945 – gesiegt über die ehrbaren Eigentümlichkeiten des deutschen Lebens.

Das festzuhalten, heisst nicht, in den Historizismus zu verfallen; es heisst auch nicht, alles negativ zu sehen, wohl aber heisst es, *alles Negative zu sehen*, auch dort, wo es gut gemeint war oder edel angelegt.

II

Wenn also im Folgenden von vor- und nachnazistischen Tendenzen die Rede sein soll, dann unter der Voraussetzung, dass diese Richtungen nicht durchweg destruktiv waren, sondern auch ihr Gutes hatten. Man muss sich klar darüber sein, dass es ungeheuer schwer ist, etwas absolut Böses zustande zu bringen. Eine Sache durch und durch schlecht zu machen, übersteigt fast Menschenkraft, und die Leute, die Hitler vorgearbeitet haben, waren alles andere als Übermenschen.

Eine weitere Vorbemerkung ist nötig. Sie betrifft den Nazismus an sich. Er war nicht nur ein Bündel vorhandener Tendenzen, sondern eine bestimmte Einstellung zu den menschlichen Dingen. Diese Einstellung wollen wir als *autoritär menschenverachtend* bezeichnen. Sie hat im Hitlerkrieg ihren treffendsten Ausdruck im Begriff vom *Menschenmaterial* gefunden. Doch zeigt sich schon in diesem Ausdruck, dass die nationalsozialistische Einstellung aus der deutschen Tradition erwachsen ist. Der Ausdruck Menschenmaterial kommt lange vor Hitler in der militärischen Fachsprache vor.

Beides, das Vorhandensein bestimmter Tendenzen wie die typisch nazistische Einstellung zu ihnen, verweist uns auf den Staat und die Gesellschaft, in denen eine derartige Kombination zustande kommen konnte.

Der Staat war das Deutsche Reich von 1871 als Monarchie und Republik. Die Gesellschaft war die europäische in ihrer deutschen Ausprägung, das heisst, eine industrielle Gesell-

schäft, in der die obere, bürgerliche Hälfte von der anderen Hälfte der Handarbeiter durch allgemein respektierte Standesvorstellungen scharf getrennt war. Es war eine Klassengesellschaft mit ständischen Vorurteilen und einem ausgeprägten Sinn für Rangverhältnisse und überlieferte Ordnungen, auch wenn sie sozial entbehrlich waren.

Die fast paritätische Zweiteilung der Nation in Bürgerliche und Arbeiterschaft, wie sie sich um die Jahrhundertwende herausbildete, hatte weder in den Produktionsnotwendigkeiten noch in den Leistungsanteilen der beiden Fraktionen einen rechten Halt. Sie war eine Folge der Reaktion auf 1848 und der obrigkeitlichen Denkweise, die der Bismarcksche Staat in Deutschland durchsetzte. Die bürgerliche Selbstbestimmung war der nationalen Einheit geopfert worden. Das Bürgertum konnte nur beschränkt politisch wirksam werden. Es war noch immer nicht die Oberklasse des Staates und deshalb darauf aus, wenigstens nach unten eindeutige Verhältnisse zu schaffen. Das führte dazu, dass es sich von dem Partner im industriellen Arbeitsprozess, mit dem es real mehr gemein hatte als mit der alten agrarisch-feudalen Oberschicht, distanzierte, indem es Lebensformen und Denkweise der alten Oberklasse nachzuahmen versuchte.

Die Arbeiterschaft ihrerseits stand stark genug unter dem Eindruck des neuen Staates als eines wirtschaftlichen Fortschritts, dass sie sich bemühte, hinter dem Bürgertum her ihre Zugehörigkeit zu beweisen. Infolgedessen opponierte sie zwar gegen den alten Zopf, wuchs aber mehr und mehr in die Rolle einer nationalen Volkspartei hinein, die zu Unrecht nicht zugelassen wird¹.

Aus dieser Spannung der Klassen ergaben sich Eigenarten des politischen Stils im Deutschen Reich, die dem Phänomen einer obrigkeitlichen, durch und durch autoritären Partei Vorschub leisteten, die sich zudem zu Unrecht eine Arbeiterpartei nennen sollte.

Die konfuse Mischung, die im Namen der NSDAP vorgenommen wurde, hatte solide Ursachen.

III

Das Bismarcksche Reich war zugleich ein aufstrebender, erst-rangiger Industriestaat, eine europäische Grossmacht zu Lande und zu Wasser und ein Mustere Exemplar von Verwaltung. Im deutschen Nationalsozialismus verbanden sich infolgedessen drei hauptsächliche Elemente.

Erstens das wirtschaftliche. Es verband bürgerliche Rechenhaftigkeit mit Handwerkerstolz und mit der fast religiösen Bewertung der Arbeitsleistung als solcher? Es lebte in diesem Wirtschaftssinn viel asketische Werkgesinnung im ständigen Widerstreit mit dem schnellen Erfolg, der durch moderne Produktionsmethoden ermöglicht wird. Demzufolge hielt sich das Misstrauen gegen Fabrik und rationale Produktionsweise in Deutschland noch, als in den übrigen westeuropäischen Ländern die Maschinenstürmerei schon längst der Vergangenheit angehörte. Mit der Zeit freilich ging diese handwerkliche Ideologie in den erzielten Erfolgen unter. Deutsche Fabrikanten fingen an, ihre vergrösserten Gewinne nicht der fortgeschrittenen Technik, sondern der typisch deutschen Tüchtigkeit zuzuschreiben, von der ja schon Fichte überzeugt war, als er vernehmen liess, die Deutschen seien dazu berufen, das eigentliche Reich des Rechts zu errichten.

Um 1900 ging es nicht mehr um dieses Reich des Rechts, sondern darum, aus der industriellen Entwicklung heraus das nationale Selbstbewusstsein zu stärken.

Dieser Ermutigungsversuch blieb nicht auf die Unternehmer beschränkt. Zwar benutzten sie die Idee von der *grundsätzlichen deutschen Überlegenheit*, um die organisierte Arbeiterschaft, die höhere Löhne und einen grösseren Anteil an den Früchten dieser Tüchtigkeit verlangte, der undeutschen Einstellung zu bezichtigen; aber das war ein Streich, auf den im Ernst nur diejenigen hereinfliegen, die ihn ausgeheckt hatten. Entscheidend war etwas anderes.

Die Arbeiter selbst und vor allem die Angestellten in den

anonymen Positionen der verflochtenen Wirtschaft erhielten mit dieser Überlegenheitsvorstellung eine Entschädigung für die Sinnlosigkeit ihrer Verrichtungen. Die meisten von ihnen leisteten das, was man verfremdete Arbeit genannt hat, Arbeiten, die nicht die Befriedigung vermitteln, die ein Handwerker nach den Angaben unserer Herren Sozialwissenschaftler zu empfinden hat, wenn er ein Werkstück vollendet. Die neue Lehre von der Superiorität der deutschen Produktion konnte den Mann auf dem Büroschemel und den Mann am Fließband in etwa für die Langeweile entschädigen, die er bei seiner Beschäftigung haben mochte. Dem Armen konnte sie wenigstens das Gefühl geben, am Glanz des Vaterlandes beteiligt zu sein, wenn er auch nicht in seine Mietskaserne fiel.

Diese trügerische Arbeitsethik, die ihren dümmsten Ausdruck in Richard Wagners schönem Satz fand, deutsch sein heisse, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun, war ausgezeichnet dazu geeignet, *den Klassegegensatz nach aussen abzuwälzen*. Nicht mehr die Anteile am Sozialprodukt, sondern die gemeinsamen Leistungen der Deutschen gegen die ausländische Konkurrenz standen hiernach zur Debatte. Im Inneren konnte alles so bleiben, wie es war, wenn nur die fremde Konkurrenz überrannt wurde.

Diese Konkurrenz war im Westen, vor allem in England, zu Hause, und es war unausbleiblich, dass ihr, da sie schon konkurrierte, auch die anderen Übel der industriellen Zivilisation in die Schuhe geschoben wurden, vor allem natürlich die liberale und demokratisierende Tendenz, die mit dieser Zivilisation einherging. Demokratie wurde geradezu als eine Finte der perfiden Westler bezeichnet, die deutsche Tüchtigkeit lahmzulegen. Ernst Jünger etwa sprach einen ganz vulgären Gedanken aus, als er im «Arbeiter» und in der «Totalen Mobilmachung» dergleichen vernehmen liess.

Dem europäischen Osten gegenüber hatte die industrielle Tüchtigkeit der Deutschen bis zum Aufkommen von Lenins elektrifizierter Sowjetmacht einen leichteren Stand. Da

konnte man einfach den Rang der eigenen Technik den agrarischen Verhältnissen gegenüberstellen und schnitt gut ab bei diesem Vergleich. Das polnische Landproletariat vermochte in der Tat mit dem deutschen Facharbeiter nicht zu konkurrieren, und so war im Nu das von rückständigen ostelbischen Gutsherren vorfabrizierte Klischee angenommen, dass «der Pole» faul sei und ein minderes Volk repräsentiere, ein freches Volk, das auch nicht mit der Reitpeitsche dazu zu bringen war, für schlechten Lohn gute Arbeit zu leisten.

In den zwanziger Jahren war solche Arbeitsideologie eine der Ursachen für den politischen Radikalismus, der aus der Weltwirtschaftskrise entsprang. Ohne die lange Verbindung der Arbeit mit dem Nationalismus und die ursprünglich religiösen Voraussetzungen ihre Theorie hätte die Arbeitslosigkeit 1930 die Deutschen nicht über jedes Mass hinausgeworfen³. Der nationalsozialistische Slogan vom gemeinsamen Interesse der «Arbeiter der Stirn und der Faust» war auf diesem Mist gewachsen. Mit der grossen Arbeitslosigkeit war die Zeit gekommen, um die Arbeit vollends aus den realen Berechnungen der Tarifpartner herauszunehmen und sie zum nationalen Selbstwert zu verklären.

IV

Diese Verklärung war von anderer Seite schon vorweggenommen. Bismarcks Reich war nicht bloss eine industrielle Arbeitswelt, sondern dank dieser Industrie in der Lage, eine militärische Grossmacht darzustellen. Das zweite Element des deutschen Nationalismus war das *Grossmachtgefühl*. Das Reich war durchs Militär zustande gekommen, und der Militärdienst verband alle Schichten. Das Militär gab deswegen die Formen von oben nach unten weiter und überlagerte damit das bürgerliche Lebensgefühl, das sowieso von der Niederlage in der achtundvierziger Revolution sich

nicht erholt hatte. Der Mensch, der gesellschaftlich zählen wollte, begann mit der Kasinoerziehung des Reserveoffiziers. Er war stramm in den unteren Klassen, straff wie ein Leutnant weiter oben. Die Uniform wurde unter diesen Verhältnissen nicht nur zum Symbol sozialen Aufstiegs. Sie gewährte auch die Befriedigung, die der Mensch empfindet, wenn er weiss, dass er sich richtig benimmt.

Grossmachtgefühl und militärisches Auftreten ergänzen sich. Eines garantierte das andere, und so war es nicht erstaunlich, dass die militärischen Formen an Bedeutung gewannen, als es 1919 mit dem Grossmachttraum zu Ende ging⁴. Zackiges Auftreten mit dem Ordensbändchen im Knopfloch entschädigte für den realen Machtverlust des Deutschen Reiches zwar nur unvollkommen; aber es sorgte in den zivilen Jahren der Republik dafür, dass die Tradition lebendig blieb, die es dann erlaubte, aus den Arbeitslosenheeren von 1930 Privatarmeen aufzustellen. Schon in der Traditionspflege jener Jahre lag ein Element, das die Rückkehr in längst überwunden geglaubte Herrschaftsformen begünstigte und zu unzeitgemässen Lösungen drängte. Schliesslich sollte nicht vergessen werden, dass es leitende Wirtschaftler waren, die glaubten, diese militärischen Atavismen zur Erneuerung ihrer realen Grossmachtstellung benutzen zu können.

Das militärische und ökonomische Grossmachtgefühl wurde ergänzt durch den Vermehrungswunsch, den Jakob Burckhardt den Zwang zum Arrondieren genannt hat. Da Bismarcks Reich im Grunde der norddeutsche Teilbund von 1866 war, richtete sich dieser Wunsch auf Österreich. Die bürgerlich-grossdeutsche Überlieferung wurde ebenso eingeschmolzen und dadurch verändert wie das pietistische Arbeitsethos. Solange die Vielvölkermonarchie bestand, blieb die Unvereinbarkeit des alten Wunsches mit der neuen Staatlichkeit offensichtlich. Nach dem rühmlosen Ende des Habsburgerreiches stand ihm nichts mehr entgegen als die Verträge. Aber welche Vervielfältigungstendenz hätte sich je durch Verträge abschrecken lassen? Am wenigsten die

deutsche, wo es doch um die Erfüllung eines unerreichten nationalen Zieles ging. So war die Weimarer Republik, einschliesslich der beiden eigentlich modernen Parteien, des Zentrums und der Sozialdemokratie, grossdeutsch und nicht weniger hinter dem Nationalismus her als das Reich vor 1900. Schon dass sie den Titel des Reiches beibehalten hatte, ein Name, der mehr eine Mystifikation war als die Bezeichnung eines Sachverhalts, erwies sich als verwirrend. Wie erst, als die Republik den offenen Kampf der Interessentengruppen erfuhr, der für die industrielle Zivilisation unumgänglich ist! Da konnte ihr jeder nachweisen, wieweit sie sich von den ständischen Idealen und den ätherischen Werten des Heiligen Reiches entfernt hatte, wie partikularistisch, wie wenig geschlossen, wie symbolarm und wie undeutsch sie war.

In Wahrheit hatte schon das Reich von 1870⁵ nichts mehr mit dem alten Reich zu tun gehabt, und der neue Nationalismus der jungen Konservativen erklärte denn auch feierlich, dass man darüber hinaus ins Altertümliche gehen müsse, wenn das Heil über das Land kommen solle.

V

Das dritte Element des deutschen Nationalismus war das *Verwaltungsgedenken*. Die Demokratie war in Deutschland der Verwaltung unterlegen. Der Staat war die Verwaltung, und der Staatsdiener, der zu Gehorsam verpflichtete Beamte, galt als der eigentliche Staatsmann. Das war grotesk, aber historisch. Der Staat, oder besser die Verwaltung, hatte im Bewusstsein der Bürger alles zu regeln, was mit Macht- und Gruppenkampf zu tun hatte. Das Individuum hatte sich herauszuhalten, und wo es sich regte, war ihm allenfalls erlaubt, den Verwaltungsapparat an Dienstfertigkeit zu übertreffen.

Schon 1910 hat Alfred Weber in der «Neuen Rundschau»

vor dem götzendienerischen «Wesen» gewarnt, das die allgemeine zivilisatorische Rationalisierung unter den deutschen Bedingungen [im Gegensatz zu anderen] hervorgebracht hat:

«Dieses ‚Wesen‘, das einer Stelle, einer wichtigen, der sozial sichtbarsten Stelle unseres Lebens, ausgebildet ward, – es strahlt aus auch auf die sonstigen Organisationen, die wir haben, und die Arbeit, die in ihnen vorgeht. Das cFunkzionieren‘, die Berufshingabe, das Aufgehen in der wesensfremden objektiven Arbeit, das Verschwinden der Persönlichkeit in solcher, – es hat eine *generelle (Weihet* bei uns, die der religiöse Faktor, der das auch in anderen Ländern heiligt und der heute auch bei uns noch dafür nachwirkt, nicht allein erklärt; – die erklärt wird nur, wenn wir die Weihrauchwolken fühlen, die von den Altären des Staatsbeamtentums ausgehen und die durch unser ganzes Leben sich hindurchziehen. Man opfert sich bei uns, und es *wird* dabei geopfert, wo man solches Opfer sieht. Denn überall dort, wo man solches Opfer sieht, fühlt man das Götzenbild des Staatsbeamten. ‚Man opfert sich?‘ Nein: man schrumpft ein. In Wirklichkeit ist es Jobst, der gerechte Kammacher, was herauskommt, jene geniale Projektion der ganz vertrockneten Beamtenseele in das Handwerksstübchen. Jener Mensch, der sagt: ‚Ja, um die Politik [er könnte auch sagen, um die Kunst, das ganze Leben] ist es eine schöne Sache, wenn man ein Liebhaber davon ist.‘ Jener Mensch, der stets sich fragt, ob alles Leben auch die frische Wäsche wert sei, die man dabei braucht, der Sklave einer kleinen dummen Arbeit, und – ein Streber.»

VI

In dieser Konstellation machten sich die *Vorläuferorganisationen des Nazismus* breit. Sie hatten allesamt einen zugleich weinerlichen und überheblichen Charakter. Entspre-

chend den staatlichen Tendenzen unter der Bismarck'schen Verfassung gruppierten sie sich in drei Begriffe: Raum, Reich und Rasse.

Der wichtigste von diesen Vorläufervereinen war der *Alldeutsche Verband*, der in der Lebensspanne seiner führenden Köpfe Hugenberg und Class von der Opposition gegen die Rechtsstaatlichkeit im Wilhelminischen Deutschland bis zur nationalen Erhebung mit Hitler gelangte. Die anderen mehr oder weniger Erfolgreichen übersteigerten die Idee der deutschen Mission und das Fremdheitsbewusstsein bis zum Rassegedanken, übernahmen ständische Vorstellungen in den Sozialismus oder traten für eine hygienisch einwandfreie, sauber verwaltete Lösung der Minderheitenfrage ein.

Es wäre müßig, zu versuchen, alle diese Gruppen und Grüppchen aufzuzählen. Sie drückten nur Extreme eines weitverbreiteten Missbehagens aus und wandelten ihre Stellungnahme zur Hitlerpartei häufig. Fast in jeder dieser Vorläufergruppen fanden sich dann auch Opponenten des verwirklichten Dritten Reiches, und nicht wenige teilten das Schicksal, das Mitläufer und Vorbereiter von Revolutionen und Gegenrevolutionen gewöhnlich trifft, wenn der erfolgreiche Rivale fest im Sattel sitzt: Sie verloren Freiheit und Leben.

So eindeutig waren die Begriffe von Raum, Reich und Rasse nicht zu fassen gewesen, dass nicht ein Hans Grimm andere Nuancen haben konnte als ein Rosenberg, ein Röhm andere als ein Heydrich, oder ein Kolbenheyer andere als ein Eichmann.

VII

Es lag in dieser Natur der Sache, dass die von den Siegern des Zweiten Weltkrieges angestrebte Entnazifizierung am Kern vorbeigehen musste. Was sie sich mit dieser formalen

Massnahme vorgenommen hatten, konnte auf dem Verwaltungsweg nicht erreicht werden. Die Befreiung vom Militarismus und Nationalismus, wie der schöne Titel war, konnte überhaupt nicht obrigkeitlich eingeleitet werden, obwohl die deutsche Geschichte der letzten achtzig Jahre nichts anderes als eine Geschichte immer neuer Suche nach Autorität und Obrigkeit gewesen war und der alliierte Glaube an die Wunderwirkung obrigkeitlicher Massnahmen in Deutschland von daher einen Schein von Berechtigung haben mochte.

Wie war die Lage 1945? Das Bismarckreich war zum Grossdeutschen Reich Hitlers aufgeblasen worden und zerplatzt. Die Grossmachtgefühle, 1938 noch einmal angestachelt, vergingen angesichts des Treffens der wahren Grossmächte an der Elbe. Das industrielle Potential hatte trotz aller erfinderischen Tüchtigkeit nicht ausgereicht, um den Schritt ins Atomzeitalter zu tun. Die Verwaltungskunst hatte mit der Massenvernichtung einen Grad von Perversion erreicht, der unüberbietbar bleiben wird⁶. Die erzwungene Gemeinsamkeit des Nazistaates hatte den Widerstand geweckt, in dem die tiefgehende Klassenspaltung aufgehoben war. Das Deutschland von 1945 bot in seinem ganzen Elend aber auch die Chance einer tiefgreifenden Reform. Diese Reform ist versäumt worden.

Für dieses Versäumnis die Entnazifizierung verantwortlich zu machen, wäre Beckmesserei. Indessen kann kaum bestritten werden, dass die Akte der Militärregierung insgesamt gerade *den* Sinn im deutschen politischen Denken erneuerten, der unter der Nazikorruption wankend geworden war, nämlich das *Verwaltungsdenken*. Wenn heute vom Zusammenbruch die Rede ist, so meint diese suspekthe Vokabel nicht etwa den Zusammenbruch des Grössenwahns, sondern das Chaos der unverwaltungeten paar Wochen, in denen im Zeichen einer unentschlossenen Militärbürokratie Anarchie herrschte. Die Entnazifizierung und der Wiederaufbau einer einheimischen Administration, die den Mangel zu verteilen

hatte, befestigten die Verwaltung aufs Neue als wichtigstes Politikum im deutschen Denken.

Das ist seitdem geblieben. Seinen ersten Triumph feierte es mit dem *Artikel 131 Grundgesetz*, die Wiederverwendung vertriebener oder politisch korrumpierter Beamter betreffend. Dieser Artikel steht in seiner politischen Bedeutung heute, nachdem man sieht, was aus seiner Verwirklichung geworden ist, dem Hitler'schen Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums nicht nach. Es hat bewirkt, dass über die Personalaufgänge in den neuen Staatsapparat der alte Geist der Subalternität einzog. Die Abgeschlossenheit des Standes ist neuerlich garantiert, und die entsprechende Ideologie entwickelt sich folgerichtig aus diesen Bedingungen. Das Berechtigungswesen, das mit der Beamtenstellung untrennbar verbunden ist und seit Jahrzehnten den deutschen Bildungsgang und das Bildungsideal des Bürgers mitbestimmt, feierte fröhliche Urständ und lähmt die Mobilität in der Gesamtgesellschaft.

Besonders regressiv wirkt sich das erneuerte Beamtenprivileg auf die *Erziehungseinrichtungen* aus. Bildungsgänge wurden wieder primär zu Vorstufen bestimmter beamteter Positionen und gerieten damit in den Sog der Patronage. Man denke nur an das sachlich nicht gerechtfertigte, bisher nur in der Theorie durchbrochene Juristenmonopol in bestimmten Verwaltungszweigen, die mit ihm verbundene Wiederbelebung alter akademischer Cliques und die damit gewährleistete Absperrung vom Volk⁷.

Dem entspricht der *Regierungsstil* in der Bundesrepublik, der im Zeichen des Verwaltungsmannes Konrad Adenauer an die besten Traditionen von 1900 erinnert, aber wenig Bedenken trägt, die Verfassung administrativ umzudeuten. Wo solche Übergriffe kritisiert werden, fehlt dann auch selten der Hinweis auf die Vortrefflichkeit des Regimes und seine unbestreitbaren Erfolge, die das nicht ganz korrekte Verfahren angeblich rechtfertigen. Es ist klar, dass die erforderliche Abkehr von nazistischen Auffassungen durch

solche Deutungskünste, die den Erfolg vor das Recht setzen, erschwert wird.

Dass die Regierenden im Grunde machen, was sie wollen, war ein deutscher Gemeinplatz lange vor Hitler; nach Hitler hat das Volk wenig Gelegenheit gehabt, davon loszukommen. Am ehesten konnte es sich noch durch das Verfassungsgericht ermutigt fühlen, das im Gegensatz zum Reichsgericht der ersten Republik nicht nur nach dem Wortlaut, sondern nach dem Geist der Verfassung urteilt⁸.

VIII

Die Erneuerung des Verwaltungsdenkens hat aber auch die Reaktion direkt begünstigt. Nicht nur war die seit 1949 amtierende Bundesregierung in der Wahl ihrer Mitarbeiter nicht vorsichtig genug und hat angebliche Fachqualitäten höher bewertet als saubere politische Westen. Durch die Entnazifizierung auf dem Verwaltungsweg und ihre Umkehrung auf demselben Weg erhielten alle die schiefen Vergleiche heutiger Verwaltungsmassnahmen mit denen des Dritten Reiches einen Anschein von Berechtigung. Niemand kann leugnen, dass es sich bei den Deportationen von 1943 ebenso um Verwaltungsakte gehandelt hat, wie bei den automatischen Arresten von 1945 und den Wiederverwendungsaufgaben von 1950. Wenig wurde dafür getan, die *dennoch* vorhandenen Unterschiede im Volk plausibel zu machen - eine Unterlassung, die sich rächen muss.

Nach dem Verwaltungsdenken wurde auch die alte Aufteilung der Bevölkerung in eine bürgerliche und eine Arbeiterhälfte erneuert. Obwohl die zivilisatorische Entwicklung inzwischen alte Klassengrenzen mit neuen Funktionen überlagert hat, kann man in der Bundesrepublik eine ausgesprochene Hochschätzung von Rangunterschieden feststellen. Zwar ist nicht ganz klar, wer eigentlich die Oberschicht darstellt, weil sie sich aus den Spitzenfunktionären der verschie-

densten Gruppen und Berufe zusammensetzt; aber dass es erstrebenswert sei dazuzugehören, das ist umso unbestrittener.

Was am Ende bestehen wird, lässt sich noch nicht absehen. Es steht aber zu vermuten, dass der politische Diener auf die Dauer das Feld behaupten wird.

Dafür dürfte die solide ökonomische Grundlage sorgen, die seit der Währungsreform dort entstanden ist, wo schon früher etwas war, während sich bei den anderen zwar der Konsum vermehrt und der Lebensstandard erhöht haben, Vermögen aber nicht gebildet werden konnte. Man hat, schon wieder ganz im Banne des Verwaltungsdenkens, bei der Währungsreform die alten Proportionen des Sachbesitzes wiederhergestellt und von dieser Ausgangsposition her aufgestockt. Dadurch ist es dazu gekommen, dass einer kleinen Schicht von Eigentümern in den letzten zehn Jahren einhundert Milliarden DM zuflossen, während die anderen dafür arbeiten, dass sie ihr Geld wieder in die Kassen dieser Schicht loswerden.

Die «soziale Marktwirtschaft» der Bundesrepublik hat das wirtschaftliche Wachstum grossartig gefördert; aber die sozialen Grundfragen der Einkommensverteilung und des Konsums zugunsten des a-sozialen Menschentyps entschieden. Den Eigentümern an den Produktionsmitteln hat sie Vermögen ohne entsprechende Sonderleistungen zugeschustert, dabei die Kluft zwischen Reichen und Armen vertieft und neben dem glitzernden Überfluss das Elend der Rentner und Fürsorgebedürftigen bestehen lassen. Die Geringfügigkeit der unteren Arbeitseinkommen wird im Augenblick nur dadurch verdeckt, dass ganze Familien verdienen gehen, wo im Interesse einer gesunden Sozialpolitik das Einkommen *eines* Familienmitgliedes zur Erhaltung ausreichen müsste.

Die Erhardsche Marktwirtschaft war ebenso ausserstande, den öffentlichen Bedarf an Schulen, Krankenhäusern, Strassenbau, Wasser-, Luft- und Landschaftsschutz zu befrie-

digen. Auf allen diesen Gebieten ist die Bundesrepublik unterentwickelt, während der systematisch gesteigerte Privatkonsum zu Geisteshaltungen geführt hat, die dem rugged individualism Amerikas unter McKinley ähnlicher sieht als sonst etwas in der Welt. Es ist ein Bild des Jammers, die Inhaber kleiner Einkommen, die von der Hand in den Mund leben, in lächerlichen Automobilen, deren Form den Strassenkreuzern nachgeäfft ist, auf schlechten Strassen einem imaginären Wirtschaftswunder nachholpern zu sehen. Sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie⁹.

Die Einkommensverteilung entspricht nicht der Leistung. Die Prämie des Kleinwagens, die der Arbeitnehmer erhält, steht in keinem Verhältnis zu der, die den Inhabern der Produktionsmittel durch die gemeinsame Arbeit an Investitionsgütern zuwächst. In der Bundesrepublik fliesst der gesamte «gesellschaftliche Gewinn» [Konrad Stopp] der Eigentümerseite zu. Das ist ungerecht und unpraktisch, weil es die Gesellschaft disintegriert und alle Anstrengungen, zu einem demokratischen Bewusstsein zu kommen, schädigt. Eine Demokratie, in der das vorherrschende Interesse ist, die Mehrheit davon zu überzeugen, dass sie mehr konsumieren muss, damit eine Minderheit mehr Vermögen bilden kann, lässt wenig Raum für gemeinschaftliche Aufgaben. «Die Kehrseite des Wirtschaftswunders» zeigt, wie Alexander Rüstow unlängst bemerkt hat, Stagnation auf allen anderen Gebieten.

IX

Alle Chancen, die im Jahre Null der zweiten Republik bestanden, durch neue Bildungswege, durch systematische Förderung des Kleinbesitzes u.a. soziale Voraussetzungen den Nazismus zu liquidieren, *alle diese Gelegenheiten wurden verpasst*. Einen grossen Teil der Verantwortung hierfür trägt die Sozialdemokratie. Sie hat sich von der Regierung in

aussenpolitische Kontroversen verwickeln lassen, die spätestens seit 1954 ziemlich aussichtslos waren, statt ihre Rolle als Volkspartei in einem offensiven sozialpolitischen Programm zu präzisieren.

Heute haben wir infolgedessen die alten Überzeugungen von der deutschen Auserwähltheit und dem Vorrang deutscher Wertarbeit in der Welt; aber mit dem beunruhigenden Unterton, dass es dem einfachen Mann trotz aller Anstrengung nicht möglich ist, seine soziale Lage *grundsätzlich* zu verbessern. Der Geltungskonsum ist auch ein Ausdruck dieser Erstarrung und Verdrossenheit; eine Art von Entschädigung durch äussere Mittel dafür, dass die innere Befriedigung ausbleibt. Im Grunde ist es wieder die alte Geschichte von der deutschen Tüchtigkeit, die demonstriert wird. Diesmal aber weniger asketisch und den gewandelten Konsumvorstellungen angepasst. Man sollte sich durch diese Wandlungen indessen nicht darüber täuschen lassen, dass das Unbehagen in den unteren Rängen eines Tages genauso explodieren kann, wie es früher explodiert ist. Entscheidend ist nicht, was die Leute verbrauchen, sondern was sie nicht verbrauchen, weil es ihnen unerreichbar ist. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Ansprüche wachsen, je weniger Arbeit zu ihrer Befriedigung erforderlich ist. Eine Sozialpolitik, die dieser Dynamik Ziele geben könnte, haben wir nicht. So wiederholt sich heute auf dem Binnenmarkt, was Hitler in der europäischen Politik eine Weile trieb. Verantwortung und Anspruch stehen nicht im rechten Verhältnis. Man könnte mit einigen Vorbehalten von einem *Faschismus der dicken Bäuche* sprechen, der grassiert.

Auch die Verbindung von Grossmachtgefühl und Wirtschaft stellt sich wieder her und zeigt die alten Spitzen insbesondere gegen Osteuropa. Dabei ist es schon häufig nicht mehr zu unterscheiden, ob der dortige Kommunismus noch Anlass oder nur noch Vorwand für das Überlegenheitsgefühl ist, das zutage tritt. Die Ausrichtung der gesamten westlichen Propaganda auf die Überlegenheit des hiesigen Lebens-

Standards hat zweifellos dazu beigetragen, dass die deutsche Sicht des Ostens aus der Perspektive des Materiellen, als eines von minderem Volk schlecht genutzten Raumes erhalten blieb. Diese Anschauung war aber eine der Hauptstützen des Hitlerismus, und keine Besserung steht zu erwarten, ehe sie nicht verschwunden ist.

Schliesslich wurde auf der Grundlage der florierenden Ökonomie auch die Reichsschwärmerei erneuert. Hitler hat den deutschen Nationalstaat mit dem Anschluss Österreichs für eine Weile verwirklicht und ihn dann für immer verspielt. Die Scherben, die er hinterlassen hat, lassen sich zu dem alten Gefäss nicht mehr zusammenfügen. Bis 1953 etwa konnte man wenigstens auf die Wiedervereinigung der Zonen hoffen. Mit dem Aufstand vom 17. Juni, dem Westdeutschland tatenlos zusah, war diese Hoffnung dahin. Der Tag wurde zum nationalen Feiertag erklärt, obwohl es nichts zu feiern gab. Es war ein Tag des Versagens und nicht des Erfolges. Versager einzugestehen ist schwer, sie national zu feiern unmöglich, wenn nicht ein ständig geschürter Hass schwelt. So hat dieser Feiertag den Weg alles Irdischen genommen. Er ist eine Sache der Verwaltung und wird im Übrigen als Freizeit konsumiert. Er ist weder der 14. Juli noch der 4. Juli der Deutschen geworden und hat auch nicht das Zeug dazu.

Es war dennoch ein arger Missgriff, in der Verlegenheit um nationale Symbole auf den 18. Januar, den Tag der preussischen Kaiserproklamation in Versailles, zurückzugreifen. Denn die Erinnerung an diesen Tag kann nur zur Verklärung eines Systems führen, das schon in seinen Anfängen eine Imitation vergangener Herrlichkeit war. Das Deutsche Reich der Einheit ohne staatsbürgerliche Freiheit kann kein Vorbild für die Zukunft dieses Landes sein. Wer es als solches beschwört, legt einen Schatten auf uns und erklärt eine Fehlkonstruktion zum Muster.

Der Rückschritt vom 17. Juni zum 18. Januar ist symptomatisch für den gegenwärtigen Stand der Dinge. Sie lassen sich

auf eine Formel bringen: *Die Demokraten sind müde geworden.* Sie machen ein Zugeständnis nach dem anderen an den Geist der Vergangenheit. Sie wollen gefallen und sind einander gefällig. Wo Ärger vermutet wird, zieht man lieber zurück. Produzenten ziehen Filme zurück, Pädagogen ziehen sich in die Vergangenheit zurück, Herausgeber ziehen Artikel zurück, Minister ziehen Äusserungen zurück, die Kirchen ziehen sich voreinander zurück, Abgeordnete ziehen sich in die Wartezimmer der Verbände zurück, nur Adenauer zieht sich noch immer nicht zurück. Im Ernst: *Es ist ein demokratischer Rückzug im Gange, über dem geschrieben steht: Volenti non fit injuria. Dem Wollenden geschieht nicht Unrecht.*

Im Gesinnungsvakuum, das dadurch entsteht, machen sich die organisierten Rückwärtsler breit. Es sind wieder, wie vor Zeiten, sektiererische Gebilde. Und wieder siedeln sie sich an den Rändern der Grossorganisationen an. Bei der Vielzahl der Verbände und ihrer direkten, in der pluralistischen Gesellschaft unvermeidlichen Einwirkung auf die öffentliche Meinung kann es aber gar nicht ausbleiben, dass diese Sekten weit über ihre engen Kreise hinauswirken. Die offene Gesellschaft ist der gegebene Boden für das Treiben geschlossener Gruppen. Wenn deshalb der Hinweis auf Nachläuferorganisationen, deren sich der Verfassungsschutz annimmt, und auf in der Wolle gefärbte Nazitraditionalisten mit der Bemerkung abgetan wird, es handele sich nur um zahlenmässig geringe Kräfte, die zudem in den grossen Parteien nicht zum Zuge kämen, so verkennt man die soziale Realität.

In der allgemeinen demokratischen Apathie kann schon eine kleine Zahl von antidemokratischen Aktivisten viel Unheil stiften, wenn sie sich nur darauf beschränkt, Beziehungsnetze auszuwerfen. Mehr braucht es zunächst gar nicht.

Politische Mythen im Stoff der Zeitgeschichte

I

Als die beiden Spitzbuben, die in der Weihnachtsnacht 1959 die Synagoge von Köln geschändet haben, verhört wurden, sagte der eine, er sei kein Antisemit, er habe nur dagegen protestieren wollen, dass Juden in den höchsten Stellen sässen. «Judenraus» sei seine Parole.

Dieses frappierende Beispiel unlauteren Denkens in der Politik begegnet uns bei zeitgeschichtlichen Betrachtungen auf Schritt und Tritt in immer neuen Variationen, es ist ein Denken, dessen Begriffe nicht sauber sind, ein Denken, das andere Namen für eindeutige Vorgänge erfindet, ein Denken, das die Welt auf den Kopf stellt statt den Gedanken auf die Füße. Es bildet nicht nur die Wirklichkeit nicht ab, sondern es versucht, ihr zu entkommen.

In der Geschichte des Antisemitismus haben wir einen ganz ähnlichen Vorgang nach der Ermordung Rathenaus, als auch die Gangster der Organisation Consul die Verquickung von Antisemitismus und faschistischer Tatpropaganda bestritten oder nicht als eigentliches Motiv gelten lassen wollen.

In Wahrheit ist sowohl in Köln wie bei der Mordtat vor fast vierzig Jahren in Berlin der Judenhas nicht nur als persönliches Tatmotiv erwiesen, sondern als geschichtliche Überlieferung, deren Wahrheitsgehalt vom Täter nicht nachgeprüft wurde, sondern blind geglaubt worden ist, eine Art Offenbarung also. Dieses Credo ist alt; aber dem NS-Ideologen Rosenberg blieb es vorbehalten, den «Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts» daraus zu drechseln.

Die aus Jahrhunderten übernommene Kunde von der diabolischen Verderblichkeit der Juden gehört in die theologische Nachbarschaft, in den Bereich des Mythos nämlich,

jener unergründlichen Überlieferungen, die sich neben der Entwicklung des rationalen Denkens erhalten haben und die wohl zur Menschheit gehören wie der Logos, die Gabe der Vernunft, auch. Obwohl Hirngespinnste, ist an der Realität der Mythen nicht zu zweifeln. Man bestreitet ja auch die Bakterien nicht, obwohl man sie nicht sieht. Die modernen Mythen haben sich allerdings weit entfernt vom ursprünglich göttlichen Bereich der griechischen Mythologie, sie sind säkularisiert und in gewisser Weise sozialisiert, das heisst, vergesellschaftet und demokratisiert worden.

Auf diesem Wege der Verweltlichung haben die Mythen eine zusätzliche Eigenschaft angenommen, die ihnen fremd war. Mythen sind nicht nur mehr alte oder primitive Götterheldengeschichten und Schreckenserzählungen, wie Malinowski, Kerényi, Radin und C.G. Jung sie charakterisiert haben; die Schrift und selbst das Rechnen sind anfällig für Mythisierungen geworden. Man denke an den Mythos vom künstlichen Hirn, der angesichts der modernen Rechenmaschine umgeht, und dergleichen. Vor allem aber: Mythos wird heute planmässig fabriziert, wie Ernst Cassirer in seinem letzten Buch hervorgehoben hat: «Mythus ist immer als das Ergebnis einer unbewussten Tätigkeit und als freies Produkt der Einbildungskraft bezeichnet worden. Aber hier finden wir Mythus planmässig erzeugt. Die neuen politischen Mythen wachsen nicht frei auf; sie sind keine wilden Früchte einer üppigen Einbildungskraft. Sie sind künstliche Dinge, von sehr geschickten und schlaun Handwerkern erzeugt. Es blieb dem zwanzigsten Jahrhundert, unserem eigenen grossen technischen Zeitalter, vorbehalten, eine neue Technik des Mythus zu entwickeln. Künftig können Mythen im selben Sinne und nach denselben Methoden erzeugt werden wie jede andere moderne Waffe – wie Maschinengewehre oder Aeroplane. Das ist et was Neues, und etwas von entscheidender Bedeutung¹.»

Die Verbindung von urtümlicher Kunde von den Grundlagen der Menschheit und ganz und gar politisch-pragma-

tischen Texten ist typisch für den modernen Mythos geworden. Man reproduziert Texte mit der Anmassung, unergründliche Wahrheiten vorzubringen, ja mit der Vorstellung, diese Texte seien die Weltgeschichte selber, ganz so, wie in der alten Mythologie die Götter in der Erzählung und zugleich in der Realität vorhanden gewesen sind. Man spricht vom «Buchstabenglauben» mit gutem Grunde abschätzig und hat dieselbe Erscheinung in der Zitierfreude vor sich, mit der die Kommunisten die Anwesenheit ihrer Halbgötter dokumentieren, oder im Streit um den Wortlaut der Nationalhymne der Bundesrepublik.

II

Das Kölner Beispiel zeigt ausser dem antisemitischen Mythos weitere Denkvorgänge, die helfen, die Anwesenheit von Legenden und Wahnvorstellungen in der Zeitgeschichte zu erkennen. Dabei kann es zunächst nur um ihre Beschreibung gehen, nicht schon darum, sie auf Begriffe zu ziehen.

Da ist die Reaktion der Partei, der die beiden Spitzbuben angehörten. Sie heisst die Deutsche Reichspartei und vertritt den Reichsmythos, wie er sich in der unglückseligen Verbindung von nationalem Anspruch und übernationaler Reichsidee herausgebildet hat. Dieser Reichsmythos spricht dem Deutschen eine besondere Rolle in der Welt zu, fast eine religiöse; denn das Deutsche Reich steht in ihm ein für das Abendländische überhaupt, es hat einen kosmischen Auftrag. Kraft dieses Auftrags hat es das Recht, es muss «nur» verwirklicht werden.

Der Anspruch ist natürlich nicht anders durchzusetzen als mit einer gewissen Ausschliesslichkeit, das heisst aber, zumindest in der praktischen Politik, mit dem Anspruch auf eine deutsche Vorherrschaft in Mitteleuropa oder wenigstens mit einer Anerkennung der deutschen Überlegenheit durch die östlichen Randvölker Europas, also der Westslawen.

Für die Innenpolitik folgt aus dem Reichsmythos, dass Kompromisse mit «reichsfeindlichen» Elementen undenkbar sind. Und so hat die Propaganda dieser Partei auch das Schimpfwort von «Reichsfeind» in den letzten Jahren wieder verbreitet. Der «Reichsfeind» ist nicht einfach ein politischer Gegner, sondern ein Missgeleiteter, ein Verirrter im günstigsten Fall, oder ein Abgefallener, einer, der dem wahren Stand der Dinge zuwiderhandelt und bekehrt oder vernichtet werden muss. Da das Reich nur den Parteigenossen und ihrem Anhang leibhaftig ist, können auch nur sie bestimmen, wer die Rolle des Bösen zu übernehmen hat, wer aber den «Reichsruf» [so bezeichnenderweise der Name des Parteiorgans!] vernimmt, handelt im Namen des Guten schlechthin.

Diese Vorstellungen dürfen nicht zu leicht genommen werden. Vor nicht allzu langer Zeit war ein Verbrecher im Sinne der verletzten Majestät des Reiches, wer den Nazigruss nicht entbot, und man erinnert sich, wie nahe solch nationalem Gefühlsausdruck die Gewalt liegt. Nicht anders als mit Gewalt wird zur Botmässigkeit gezwungen, wer etwa in einer Versammlung dieser Reichspartei das dort übliche Ritual nicht mitmacht – ein anderer Charakterzug, den die Anthropologen von allen mythisch gestimmten Gruppen berichten. Politische Riten und Symbole gehören zum Stoff der Zeitgeschichte so gewiss, wie es der Erzieher in der Hand hat, durch entsprechende Verhaltensregeln den Mythos der erfolgreichen Gewalt unter seinen Schützlingen nicht aufkommen zu lassen.

Unter diesen Umständen ist es blosser Taktik, wenn der Führer der Reichspartei erklärt, seine Partei sei der Toleranz verschworen und die beiden Täter seien nicht repräsentativ für die Partei. Gleichzeitig schloss er die beiden Gefangenen aus der Partei aus und suspendierte den Kreisverband Köln, eine Gruppe von dreissig Mann.

Dieser Ausschluss und die Absage des Parteivorstandes an

die Kölner gehört unmittelbar zu unserem Thema, denn sie verweisen indirekt auf einen wichtigen Tatbestand, nämlich die Zusammengehörigkeit politischer Mythen mit politischer Organisation.

Franz Borkenau² hat in seinem Buch über den europäischen Kommunismus erklärt, warum es grundfalsch ist, in der Beurteilung des Kommunismus mehr auf die Ideologie als auf die Organisationen zu achten. Die Ideologie ist zwar in grossen Zügen vorhanden, aber ihre Interpretation erfolgt nach den Machtverhältnissen im Apparat. Mit dem Verhältnis zwischen politischem Mythos und politischer Organisation steht es nicht viel anders. Phänomene wie der Antisemitismus sind zwar Jahrhunderte alt, virulent durch Generationen, wo sie aber ausbrechen, muss man sogleich nach der Organisation im weitesten Sinne, nach dem Herd fragen. Der Vorstand der DRP hat das unwillentlich bestätigt, als er seine Kölner Mitglieder im Stich liess.

Die Geschichte des Antisemitismus ist voll von Beispielen dieser Art. Paul Massing hat seine Studien über den Judenhasse im Bismarck-Reich geradezu darauf aufbauen können, dass der latent vorhandene Stoff immer wieder von neuen Gruppen manipuliert worden ist: von den Christlich-Konservativen gegen die Liberalen, von den Alldutschen gegen die Christlich-Konservativen, schliesslich von den Völkischen gegen die zurückhaltenderen Elemente der Alldutschen und am Ende in unserer Zeit von den Hitlerleuten gegen ihre gesamte Vorgängerschaft³.

Die Linien wechselten und die Argumente wurden ausgetauscht, aber niemals hat der antisemitische Mythos sich Organisationen gebildet, sondern Organisationen haben ihn manipuliert. Die russischen Pogrome, wie der Fall Dreyfus, wie die «Endlösung» Hitlers waren bestellte Arbeit, und von den letzten hat F. L. Neumann in seinem «Behemoth» sogar behauptet, sie sei nur deswegen möglich, weil es kaum spontanen Judenhasse in Deutschland gegeben habe⁴. Das würde bedeuten, dass der «Mythos des zwanzigsten Jahr-

hunderts» gerade kraft seiner Realitätsferne blutiger Ernst wurde.

III

Damit aber ist das Kölner Beispiel noch nicht erschöpft. Einen genügenden Begriff von der ganzen Geschichte erhalten wir erst, wenn wir die Reaktion der Regierung betrachten, in deren Zeit sich die Untat abgespielt hat.

Die erste offizielle Stellungnahme versuchte das Ereignis zu verkleinern; es handle sich um eine vereinzelt Tat dieser Art, so hiess es, aus der nicht auf das Vorhandensein antisemitischer Strömungen in der Bundesrepublik geschlossen werden dürfe. Diese Erklärung war aus ganz verschiedenen Gründen unhaltbar. Erstens hat die Reaktion des Vorstandes der Reichspartei den Zusammenhang zwischen Organisation und Freveltat deutlich genug gemacht und damit in Erinnerung gebracht, was auch der Bundesverfassungsschutz sehr wohl weiss, dass nämlich ein ziemlich gleichmässiges Reservoir von Anhängern rechtsradikaler Doktrin besteht und dass diese etwa vierhunderttausend Wähler plus Anhang sich nach dem Verbot der Sozialistischen Reichspartei im Jahre 1952 auf unzählige kleine Gruppen sektiererisch verteilt haben.

Die Erklärung, es handle sich um eine Einzelercheinung, ging aber noch aus einem zweiten Grund an der Sache vorbei. Ob es sich nämlich um einen Auswurf handelt oder um die Pest, das ändert an der Einzigartigkeit der Tempelschändung nicht das geringste. Sie wäre nicht schlimmer und nicht weniger schlimm, wenn sie in einer Kette von ähnlichen Vorgängen sich ereignet hätte oder wenn sie, was ja nicht wahr ist, das erste und einzige Signal des militanten Antisemitismus gewesen wäre⁵. Die Freveltat mit ihrer Einmaligkeit zu entschuldigen, war ein Versuch, dem Schrecklichen auszuweichen, er war begleitet von Äusserungen des

Entsetzens darüber, dass so etwas «noch möglich sei». Die Täter waren ja keine alten Kämpfer, sondern junge Burschen, die zurzeit der braunen Götzendämmerung zehn Lenze zählten.

Woher kam dieses Erstaunen? Offensichtlich doch daher, dass man glaubt, die braune Affäre sei ausschliesslich eine Generationenfrage gewesen, die man mit dem Hinschied ihrer Würdenträger von selbst von der Erde verschwinden sähe. Diese Annahme ist so naiv, dass man sich fragen muss, welchen Zweck sie haben kann. Offensichtlich handelt es sich doch um eine Selbsttäuschung, eine Täuschung der angenehmsten Sorte.

Wenn nämlich der Nationalsozialismus mit seinen Garanten ausstürbe, so wäre die Welt in wenigen Jahren sozusagen automatisch von ihm befreit und so jeder Verantwortlichkeit enthoben, jeder Anstrengung, ihn bekämpfen zu müssen oder ein wachsames Auge auf ihn zu haben. Köln, und was danach kam, war für die Leute, die dieser Vorstellung anhängen, eine ehrliche Enttäuschung, ihr Entsetzen war echt, und ihre Ausrede, dass es sich um eine vereinzelt Affäre gehandelt habe, war es wohl anfänglich auch. Ein Glaube brach entzwei. Gerade diese Echtheit aber zeigt, dass die offizielle Auffassung des automatischen Fortschreitens vom rechtsradikalen Terror weg selber ein kleiner Mythos ist, genau betrachtet, ein Ableger der Fortschrittsgläubigkeit überhaupt. Es kommt nämlich in dieser Vorstellung sehr deutlich das mythische Zeitmotiv ans Licht.

Der alten Mythologie lag eine Zeitauffassung zugrunde, die von der unsrigen völlig verschieden ist. Der Mythos war zugleich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Die Mächte der Vergangenheit in unserem Sinne waren im Mythos gegenwärtige Götter, es gab, strenggenommen, keinen Unterschied zwischen dem Jetzt und dem Einst der Götterwelt.

Im politischen Mythos wird in ähnlicher Weise geschichtliche Distanz ausgelöscht. Als «zeitlose» Grundwahrheit sich aus-

gebend, erweist er sich als tauglich, eine Art Versicherung gegen das unkalkulierbare Risiko der Zeit abzugeben. Und nicht nur das! Er befreit seine Gläubigen zu einem erheblichen Grad von ihrer Verantwortung, in dem er «ewige» Axiome verkündet, die nicht in Frage gestellt werden. So wird im Fortschrittmythos das Unpassende zum Rückfall. Aber es gibt keine Rückfälle in diesem Sinn, sondern stets nur das Nebeneinander von Aufklärung und Finsternis, von Licht und Schatten⁶.

In unserem Fall, wenige Jahre nach einer grossen Niederlage in der deutschen Geschichte und so kurze Zeit nach ihrer schändlichsten Epoche, liegt der Mythos vom automatischen Fortschritt natürlich viel näher als in normalen Zeiten. Mehr, als der Verstand zuzugeben vermag, bedarf das Gefühl der Ermutigung. Das kann nicht anders sein, und das wäre unter einer anderen Regierung nicht anders. Denn die Politik, die ein sehr rationales Geschäft ist, welches das Zusammenleben von Menschen zum Ziel hat, kann es nicht allen recht machen. Sie entmutigt immer wieder. Sie verbreitet gerade mit ihrem Streben nach Sicherungen für bestimmte Gruppen Unsicherheit in anderen Gruppen. So bringt sie, mag sie beschaffen sein, wie sie will, durch ihre Rationalbemühungen immer neue Mythen hervor: Die Benachteiligten suchen naturgemäss Schutz in einem sie ansprechenden Mythos, und die Herrschenden versuchen, ihrer Macht dadurch Dauer zu verleihen, dass sie behaupten, in Einklang mit den Zielen der Menschheit zu sein⁷. So ist es kaum zu verhindern, dass in der Bundesrepublik zum Beispiel die offizielle Lehre – «wie haben wir es so herrlich weit gebracht» – mythische Züge annimmt und in der Architektur der Versicherungspaläste, im Neonglanz der wiederaufgebauten Hauptstrassen die Utopie eines *gesicherten* Fortschritts verkündet. Das stärkt den Mut der Leute!

IV

Das Ereignis in Köln hat dies alles in Frage gestellt. Daher das Entsetzen wie auch die anfängliche Weigerung, nach der Organisation des Ereignisses zu fragen. Es ging darum, zuzugeben, dass in dem angeblich vereinzelt Fall sich alte Mythen wieder zu Wort melden, die man ausgestanden wähnte. Aber: Am Hakenkreuz klebt zu viel Blut, als dass es nicht beim ersten Versuch wieder lebendig werden müsste. Das Symbol des Hitler-Mythos fordert zu einer Auseinandersetzung, die sich die Deutschen bisher zu leicht gemacht haben. Es muss endlich entschieden werden, wer befugt und wer unbefugt das Ganze repräsentiert oder, mit Cassirers Worten, wie tief die mythische Verwandlung der Deutschen durch den Nazismus gegangen ist. Noch anders: wie erfolgreich der braune Bakterienkrieg gegen die Nation war.

Das ist eine harte Kampfstellung in der Zeitgeschichte. Der offizielle Selbstbehauptungswille neigt zu der Annahme, dass nicht sein kann, was nicht sein darf, weil er ein im Grunde sehr schwankendes Selbst vertritt; die Bundesrepublik hat zwar eine repräsentative Verfassung, doch hat sie nicht die Sicherheit, die deutsche Gesellschaft zu repräsentieren, insofern Repräsentation mehr ist als blosse Herrschaft. Daher ist sie unsicher gegenüber den unbefugten Repräsentanten der deutschen Seele, ob sie nun in Pankow regieren oder in Köln Hakenkreuze malen.

Die westdeutsche Gesellschaft muss sich *dagegenstellen*, um sich *darzustellen*. Das wird nicht leicht sein, denn sie hat ihre Jugend bisher sträflich vernachlässigt. Sie ist die innerlich unsicherste und darum die für politische Mythen anfälligste Bevölkerungsgruppe. Das zeigt nicht erst Köln! Schon durch ihre Wachstumskalamitäten ständig mit sich selber uneinig, sucht sie über sich hinauszukommen; aber wo findet sie ihre Helden? Gewiss nicht in einem Mythos, der alles Bestehende für gut und schön erklärt und das Ethos der Kritik leugnet. Gewiss nicht in einer Republik, die sich bisher ihre Bürger

durch Zuwendungen gekauft hat. Es ist ein merkwürdiges Strafgericht, dass Dinge, vor denen die Väter die Augen verschliessen, die Söhne ergreifen. Wo wäre die Menschheit wohl, wenn sie die Hygiene des Leibes so stiefmütterlich behandelt hätte wie die des Geistes?

Die Konfrontierung der untergründigen und offiziellen Mythen wird manchem nicht ganz geheuer sein, weil doch offensichtlich die Klassifizierung der liberaldemokratischen Ideenwelt als Mythos die Gefahr der Abwertung in sich birgt. Wir sind zwar gewohnt, jede gegnerische Auffassung als Ideologie zu denunzieren, hören es aber nur ungern, wenn der Ideologievorwurf gegen uns erhoben wird. Wieviel schlimmer also, vom demokratischen Mythos im Zusammenhang des unlauteren Denkens zu sprechen.

Aber es hilft nichts. Eben um der Lauterkeit willen können wir nicht so tun, als wüssten wir nicht, was wir zu wissen haben, vollends nicht im Dienste der Zeitgeschichte. Wir müssen die Bedingtheiten unserer eigenen Position in die Geschichte hineinnehmen, wenn wir sie verstehen wollen. Man kann den anderen die Unlauterkeit des Denkens nicht nachweisen, wenn man selbst nicht einsieht, dass das eigene Denken auf Postulate und Prämissen zurückgreift, die immer wieder in Frage gestellt werden müssen. Wenn wir Zeitgeschichte betreiben, müssen wir, den experimentierenden Naturforschern gleich, die Unsicherheit unserer Gedanken mit in Kauf nehmen. Wir müssen uns bewusst werden, dass diese Unsicherheit identisch ist mit der Freiheit, die aus Rankes Wort spricht: Jede Epoche sei direkt zu Gott...

Das Kölner Beispiel zeigt, in dieser Weise zeitgeschichtlich verstanden, wie in einem Fokus alle die irrationalen Kräfte noch am Werk, die das Studium der deutschen Geschichte der letzten hundert Jahre so unendlich erschweren.

V

Es kann hier nicht das Material zum Neofaschismus ausbreitet werden⁸. Nur so viel sei gesagt, dass die Zeitgeschichte es auch heute nirgends mit der reinen Ausprägung von politischen Theorien zu tun hat. Reine Theorie eignet sich nicht zur Demagogie. Der ideologische Mischmasch des Nationalsozialismus war gerade deshalb erfolgreich, weil er jede Klarheit vermissen liess und es jedem recht machte, das heisst, jedem etwas gab. Er erleichterte dadurch den Zeitgenossen das Ausscheiden aus dem Prozess der Verantwortung, was in den Entnazifizierungsverfahren aktenkundig geworden ist. Da stellte es sich nämlich heraus, dass der überwiegende Teil der Betroffenen sich auf solche Elemente der nationalsozialistischen Ideologien berief, die im Stande der Unschuld geblieben waren, weil sie im Gegensatz zur Rassenpropaganda nicht realisiert worden sind. [Volksgemeinschaft, Brechung der Zinsknechtschaft usw.] Unklarer sogenannter Idealismus und die Vertauschung der Begriffe sind nicht erst durch Hitler zustande gekommen. Sie waren vorhanden und wurden nur in einer besonderen, wirksamen Richtung gelenkt. «Der politische Aktivismus ist als Bewegung weitgehend unabhängig von seinen temporären programmatischen Forderungen. Sein Verschwinden kann daher nicht etwa von der Erfüllung dieser relativ zufälligen und für das Wesen der Bewegung irrelevanten Forderungen allein erwartet werden, sondern nur von einer tiefgehenden Wandlung unserer kulturellen und sozialen Verhältnisse⁹.»

Überall da, wo das vielberufene «Echte» ausserhalb des politischen Werktags statt in ihm gesucht wird, enden die Suchenden im Mythos statt in der Verbesserung ihrer Zustände. Das magische Vokabular der Hitlerei war schon um die Jahrhundertwende in der Alldeutschen Bewegung gang und gäbe, und ein mythischer Zug ergriff besonders im Ersten Weltkrieg die Männer der Nation, man denke nur an

solch literarische Produkte wie den «Wanderer zwischen zwei Welten» von Flex, an Bindings Novelle «Unsterblichkeit» und andere, wo allemal das Soldatenleben sich im Himmel verliert, an der Grenze des Transrationalen, vor dessen Unmittelbarkeit und schrecklicher Realität der Mythos schützen soll. Schliesslich Hitler. Erich Kahler¹⁰ hat schon 1945 darauf hingewiesen, dass die extravagante Lebensweise Hitlers, sein Domizilieren in Bergnestern und Bunkern, mythisierende Folgen habe. Thomas Mann verwies früher darauf, dass Hitler alles das nicht konnte, was ein normaler Mann kann, und dass er gerade durch diese Sonderlichkeit Anhang bei den Frauen fand. Er ass kein Fleisch, er trank kein Bier, konnte nicht Auto fahren, hatte keine Familie, er sah betont unfrisiert und hilfsbedürftig aus. Er spielte erfolgreich den süddeutsch-katholischen Bohème-typus¹¹ und zugleich den evangelischen Gefreiten mit den Händen an der preussischen Hosennaht.

Späterhin hat er sich dann zum unbekanntem Soldaten stilisiert und damit einen früheren Zweckmythos, der in das sinnlose Sterben der Weltkriegssoldaten einen Sinn für die Masse bringen sollte, für sich genützt.

Solche Dinge wirken natürlich fort und werden wichtige Widerstände gegen Zeitgeschichte. Mythen entziehen ihre Helden der Kritik. – Dem augenblicklichen Zug der Motorisierung folgend, erscheint der Diktator in erster Linie als Erbauer der Autobahnen seinem Volke wieder. Ein anderer Politiker autoritären Einschlags, de Gaulle, hat im dritten Band seiner Memoiren Hitler ebenfalls mythisiert dargestellt, indem er ihm die Rolle eines gewalttätigen Liebhabers zusprach, der ein Verhältnis mit Germania gehabt habe. War Hitler ein «personifizierter Kollektivwunsch» der Deutschen, um mit dem Anthropologen Douffé zu sprechen? Liest man de Gaulles Sätze, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, dass die neofaschistische Zeitschrift «Nation Europa» in einem Geburtstagsaufsatz für Hitler schreiben konnte, der Mann sei zwar umstritten, doch zeugten die

starken Geburtenjahrgänge aus seinen Glanzjahren für ihn, den Kinderlosen.

Mit solchen Vorstellungen hat der Zeitgeschichtler zu rechnen. Es wird sie immer geben, wie es sie immer gegeben hat. Man muss ihnen begegnen, wie man ihnen allein begegnen kann: indem man den Tabubereich nationaler Konvention durchstösst und mit einem Denken, das so nah wie möglich an der Wirklichkeit bleibt, die Bedingtheit der Legenden aufzeigt und danach forscht, welchen Interessen sie entgegenkommen.

Man muss sie besprechen.

Deutscher Widerstand – gestern und heute

I

Die Geschichte des deutschen Widerstandes gegen Hitler reicht in die ersten dreissiger Jahre zurück. Als sich im Schutze der Präsidentialregierung des Feldmarschalls v. Hindenburg das Bündnis zwischen Elementen der bürgerlichen Rechten und der NSDAP anbahnte, bildeten sich in beiden Gruppen, dem Nationalismus und dem Nationalsozialismus, Oppositionskreise gegen diese Allianz. Die «Sozialisten» in der Hitlerpartei und die «Jung-Konservativen» der Deutschenationalen widersetzten sich.

Es geschah im Zeichen einer radikalen Konterrevolution gegen den liberalen Rechtsstaat und die Demokratie von Weimar. Diese Gegenrevolution nimmt man zu leicht, wenn man ihr nur die ökonomische Fatalität der Weltwirtschaftskrise zugrunde legt. Sie war geistig bedingt in einem sehr materiellen Sinne. In Deutschland hatte nicht das Volk den Staat geschaffen, sondern das 1870 begründete Reich hatte das Volk gebildet. Von oben her. In enger Verbindung von Staat und Wirtschaft war eine Gesellschaft geformt worden, die noch nicht fertig war, als die Revolution von 1918 den Vorgang umzukehren versuchte. Die Weimarer Verfassung war die freieste ihrer Zeit; aber das Volk, für das sie gemacht wurde, das unfreieste der Industrievölker. Nach kurzer Zeit erlahmte infolgedessen die Demokratie. Staat und Wirtschaft bestimmten aufs Neue den Kurs. Über Regierungen entschieden Banken und Wirtschaftskapitäne gemeinsam mit den massiven Interessen der alten Oberschicht. Das Beste, was die jungen Leute sich an staatsmännischer Weisheit vorstellen konnten, war ein aufgeklärter Despot, Friedrich der Grosse von Preussen. Er verkörperte wirtschaft-

lich-politische Tendenzen, die um 1930 in Deutschland noch lebendig waren.

Erneuerung des Absolutismus im zwanzigsten Jahrhundert? - So viel lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass der bürgerliche Aufstand gegen den Absolutismus im Deutschen Reich sein Ziel nicht erreicht hatte. Der Zivilisationsprozess¹, der seit der Renaissance die Erde mit den Erfindungen und Werkzeugen Europas überschwemmte, hatte sein politisches Programm der Befreiung in Deutschland nicht erfüllt. Höchste Geistigkeit, bewundernswerte Technik in zurückgebliebenen Gesellschaftsformen war das deutsche Los.

Kein Zweifel, die «Deutsche Revolution» von 1930 sah unter diesen Umständen derjenigen sehr ähnlich, vor der Edmund Burke im Anschluss an die Französische Revolution gewarnt hatte. Sie trug alle Zeichen verantwortungslosen Schwärmertums und lebensfeindlichen Doktrinarismus. Hitler war nur der erfolgreichste unter einigen Dutzend ähnlich gesinnter Führer und Theoretiker, und seine Parolen erwiesen sich besonders eingängig, weil sie besonders wenig praktisches Gewicht hatten. Sie gingen leicht in den unfassbaren Dunstkreis von Meinungen ein, die über dem Ganzen lagen. Beide Faktoren der Zivilisation, die technische wie die politisch-geistige, vertreiben die Ruhe aus der Welt. Sie revolutionieren ununterbrochen. Sie fordern immer neue Stellungnahmen zu erschreckenden, unvorhergesehenen Ereignissen. Sie verlangen höchste Wendigkeit. Sie zwingen dem Menschen eine Rolle auf, gegen die sich sein natürliches Beharrungsvermögen sträubt.

Die Zivilisation braucht den «wählerischen Menschen», aber unter ihren vielen Gütern ist keines, das ihm die Last der Wahl zuverlässig erleichtert.

Die Zivilisation sprengt unablässig die alten Formen; aber die neuen Formen, die an ihre Stelle treten, gewinnen das Vertrauen der Menschen oft erst, wenn sie alt geworden und wieder hinfällig sind.

So stösst der Zivilisationsprozess ständig auf unvorbereitete

Menschen, Gruppen, Nationen und Kulturen. Er sprengt ihre Geschlossenheit; aber er gibt keine Rezepte mit für das Verhalten in der offenen Gesellschaft.

Wenn diese theoretische Voraussetzung gilt, darf man sagen, dass das Deutsche Reich von 1930 unter einem heftigen Widerspruch zwischen der technischen und der politischen Zivilisation litt.

Wissenschaft und Industrie waren weit fortgeschritten. Die technische Produktion gehörte zur besten der Welt.

Aber dem stand auf der politischen Seite nichts Vergleichbares gegenüber. Trotz der Parlamentarisierung nach dem Ersten Weltkrieg war das Staatsbewusstsein nicht eigentlich republikanisch-demokratisch. Der scharfe Klassenunterschied zwischen fünfzig Prozent der Bevölkerung, die zur Arbeiterschaft gehörten, und der bürgerlich-bäuerlichen Hälfte wurde kaum durch reelle Aufstiegschancen der unteren Schicht gemildert. Was unten und was oben war, bestimmte nicht Leistung, noch ein Ideal sozialer Gerechtigkeit, sondern das Gesellschaftsbild aus der kaiserlichen Zeit. Ihm zufolge waren weder der Arbeiter noch der Bürger, sondern der Bauer und der Edelmann die wichtigsten Stände im Staat. Der Bauer als der Ernährer, der Edelmann als der Herrscher und Wehrer.

Zehn Jahre Republik hatten an diesem Bild nicht viel geändert. Im Prinzip leitete es das bürgerliche Verhalten. Noch weniger als am Klassengeist hatte die Republik am Nationalsinn zu ändern vermocht. Das Deutsche Reich mit Blut und Eisen durch einen Krieg der Kabinette geschaffen und dem Volke überreicht, war bis 1918 eine Grossmacht. Das Grossmachtbewusstsein war der hauptsächliche Inhalt des deutschen Nationalgedankens gewesen. So stark konnte keine Republik sein, dass sie hierin einen grundsätzlichen Wandel in dem Jahrzehnt hätte schaffen können, das 1930 endete. Der Verlust der realen Grossmachtbedingungen im Ersten Weltkrieg und der äussere Druck in den Jahren danach bewirkten eher das Gegenteil. Die Weimarer Republik

von 1930 war nationalistisch geschlossener als das Kaiserreich von 1900. Selbst die Opposition der Arbeiter, die sich gegen das *soziale* Leitbild der Bourgeoisie wendeten, war *national* darauf gerichtet, in das Deutsche Reich hineinzuwachsen. Für die meisten von ihnen gab es keinen Unterschied zwischen Nation und Grossmacht. Was die Bürger mehr im militärisch-aussenpolitischen Bereich verwirklicht sehen wollten, erstrebten die Arbeiter eher im Wirtschaftlichen. Im Endeffekt war die Unterscheidung nicht gross, zumal das Bismarckreich - in Europa und in der Welt - als Industriemacht und nicht nur militärisch gegläntzt hatte.

Diese innere Verbindung des Grossmachtgefühls mit dem Aufschwung der industriellen Zivilisation war es auch gewesen, die Deutschland politisch so unmässig auf die wirtschaftlichen Unglücke der Inflation und der Weltwirtschaftskrise reagieren liess. Was für andere Länder ein schmerzhafter Eingriff in den Wohlstand war, traf bei den Deutschen den Lebensnerv ihres Selbstvertrauens. Ruhende Fabriken, Heere von Arbeitslosen, Ingenieure, denen die Forschungsmittel fehlten, und Laboratorien, die leerstanden, bewiesen ihnen die Nichtigkeit der Zivilisation.

Alles, was über die destruktiven Tendenzen der neuen Zeit, über die zersetzenden Gifte des Liberalismus, über die Unfähigkeit der Demokratie seit Jahrzehnten gepredigt worden war, schien nun bestätigt: Die Zivilisation ----- das war der leibhaftige Gottseibeius, war zugleich eine Verschwörung gegen die deutsche Seele. Die Zivilisation war der reine Kulturbolschewismus! Von ihrem politischen Programm, wenn sie überhaupt eines besass, konnte keine Rede mehr sein.

Es gab nur eines: Widerstand gegen die Moderne, ob sie sich nun in den politischen Parteien, in der internationalen Kunst, im Freiheitsanspruch der Verbände oder im Pazifismus äusserte. Rettung verhiesse die alten Formen, die wirtschaftliche Autarkie, Sicherheit des preussischen Schwertes, dem das Deutsche Reich sein Dasein verdankte.

Was als «nationale Erhebung» sich kund gab und weit in die Linke hinein Anhänger fand, war nichts anderes als dieser Versuch, dem zwanzigsten Jahrhundert zu entgehen. Mit gespenstischer Präzision traten Kriegsteilnehmer und Junge zu neuen Armeen zusammen. In beängstigender Weise entzivilisierte sich der Umgangston. Führende Demokraten hielten Reden wie seinerzeit kaiserliche Oberlehrer. Die Reichsregierung feierte 1932 Goethes Gedenken als einen «Weckruf für das Einheitsbekenntnis aller über die ganze Erde verstreuten Deutschen». Goethes Todestag sollte, so hiess es im Aufruf, wie Schillers hundertster Geburtstag im Jahre 1859, zum nationalen Ereignis werden.

Welch naive Kopie vergangener Zeiten! Welch ein Missverständnis der Lage! Als ob mit Imitation etwas für die Zukunft zu gewinnen wäre. Aber das Volk war auf demselben Wege. Es fand nichts Arges im nationalen Imitationssystem.

II

In dieser verdorbenen Situation fanden sich dennoch in allen politischen Lagern Einsichtige, die im weiteren Aufstieg Flitlers die eigentliche Gefahr sahen. Wie es nicht anders sein konnte, waren ihre Motive einander unähnlich. Sie reichten von blosser Rivalität und persönlicher Abneigung bis zur Erkenntnis des Bösen, ja Unsittlichen, das da am Werke war. Die eigentliche Volkspartei, die Sozialdemokratie, hat aus ihrer Gegnerschaft zu dem Demagogen nie einen Hehl gemacht, und die alten Konservativen verachteten in ihm den Emporkömmling. In dem weiten Feld der dazwischen liegenden Gruppen entschied man sich schwerer, wie es ja die Mitte immer schwer hat, sich ein Urteil zu bilden, das den Extremen vorgezeichnet ist.

So riefen Abkömmlinge der konservativen Rechten und der sozialdemokratischen Linken zuerst zu einem Widerstand

gegen Hitler auf, der sich nach dessen Machtergreifung organisiert fortsetzen sollte².

Auf der Rechten traten die sogenannten Jungkonservativen in Erscheinung. Sie waren gegen das Hitlerbündnis der Deutschnationalen Partei und befürchteten, dass die auch von ihnen angestrebte nationale Erhebung in falsche Bahnen gelenkt werden könnte. Das «Fronterlebnis» des Ersten Weltkrieges war ihr gemeinsames Band, die ererbte Religion ihr sicherer Grund.

Sie waren nichts weniger als Demokraten, und mit einem Anflug von Berechtigung hat man sie später den Trotzlisten des Nationalsozialismus zugerechnet. Sie verhöhnten die Zivilisation als undeutsch und als westlich-dekadent.

Der von der Sozialdemokratie kommende Publizist Niekisch war antiliberal und gegen die Parlamentsherrschaft. Er verband eine maniert preussische Russlandfreundschaft mit sozialistischen Ideen und opponierte Hitler als einem Produkt der verkommenen westlichen Demokratie.

Niekischs Zeitschrift hiess «Der Widerstand», und man darf sagen, dass von dort her die umfassendere Oppositionsbewegung ihren Namen erhielt, wenngleich Niekisch anfänglich etwas ganz anderes im Sinn hatte.

Beide Gruppen, die Jungkonservativen wie der Niekischkreis, hatten Beziehungen zur Reichswehr, was bei dem Traditionalismus der einen und dem Antiwestlertum der anderen nicht wundert. So bestand zumindest eine indirekte Verbindung zwischen ihnen, wo nicht gemeinsame Bekanntschaften dafür sorgten, dass die Kreise sich überschneiden. Die Beziehung zur Reichswehr war für die gegenrevolutionären Kräfte der Weimarer Republik obligatorisch, denn die Reichswehr repräsentierte die geschlossene Gesellschaft, wie sie sein sollte: Straffe Unterordnungsverhältnisse mit fragloser Distanz gegen alles Aussenstehende. Als unzerstörbarer Rest der alten Herrlichkeit konnte sie zum Kern ihrer Wiederbelebung werden³. Was das Deutsche Reich gewesen war und was es wieder sein mochte, symboli-

sierte die Reichswehr stärker als der Staat. Die Armee war dem Zeitwandel so weit entzogen, dass sie selbst von der antizivilen Verwandlung der Deutschen in Uniformierte um 1933 unberührt blieb.

Es ist auch die Reichswehr gewesen, die als nationale Ehren-dame im ersten Jahr nach Hitlers Machtergreifung⁴ den Verlauf der von ihm gesteuerten Ereignisse beobachten konnte, ohne zunächst selbst einzugreifen. Sie spielte anfänglich ihre Weimarer Rolle weiter und so, wie sie vorher allerlei anti-republikanische Gruppen unter ihren Mantel nahm, beherbergte sie jetzt die mit Hitler Unzufriedenen. Oft waren es dieselben Leute. Hitler und seine deutschnationalen Helfershelfer lenkten indessen die antilibérale Bewegung in Fackelzüge. Sie rekrutierten sich aus dem grossen Reservoir derer, die weder Fisch noch Fleisch sind und ihr politisches Vokabularium auf die Begriffe Nation und Privateigentum beschränken. Gerade die braven Deutschen jubelten, die sich einen Bismarck nur in Kürassierstiefeln vorstellen konnten, und, wie Ulrich von Hassel bitter bemerkte, nichts von seiner sensiblen Diplomatie wissen wollten. So ehrbar waren sie, dass sie nur die Gewalt für eine offene Methode der Auseinandersetzung gelten liessen.

Die ersten anderthalb Jahre nach Hitlers Machtergreifung sahen zweierlei Widerstand: demokratischen und antidemokratischen. Der eine kam aus den Weimarer Parteien und Verbänden, einschliesslich der Kommunisten; sie führten ihren Kampf gegen die Gleichschaltung mit mehr oder weniger Geschick, aber mit grossen Opfern. Die manipulierten Märzahlen von 1933 hatten Hitler immerhin nur vierundvierzig Prozent der Stimmen eingebracht, so dass die Weimarer Parteien sich noch auf eine Mehrheit des Volkes berufen konnten, wenn sie das Ergebnis grosszügig ausdeuteten. Sie unterliessen es. Verlautbarungen und Kundgebungen der seit 1933 illegalen Parteien erreichten das Volk nicht mehr. Die Kommunisten errichteten ein Netz revolutionärer Zellen.

Die zweite Widerstandsäußerung regte sich auf der etablierten Rechten, die glaubte, durch Mitmachen und Dabeibleiben die braune Massenbewegung beeinflussen zu können. Er hatte seinen Rückhalt in den alten, staatlichen Institutionen, die in ihrem Stil und in ihrer personellen Besetzung noch starke Erinnerungen an die vorrepublikanische Zeit vor 1918 bargen: das waren die klassischen Ministerien, insbesondere die des Auswärtigen und der Finanz, das Militär und natürlich die Kirchen.

Ohne den Widerstand in allzu materialistische Kategorien zu fassen, kann man sagen, dass vier alte Eliten das Hauptkontingent stellten: Erstens, die in ihrer Prägung auf Marx und Lassalle zurückgehende Führungsschicht der Sozialdemokratie, die seit dem Anfang des Jahrhunderts gleichbleibend ungefähr ein Drittel der Wählerstimmen auf sich vereint hatte. Zweitens, die auf ihre alten Rechte eingeschworene Schicht des staatsdienenden Adels mit seinen bürgerlichen Gefolgschaften in Militär und Verwaltung. Drittens, der Klerus, besonders der katholische, und viertens eine recht dünne Schicht freiheitlicher Schriftsteller, Künstler und Gelehrter.

Dazwischen lag das weite Feld des bürgerlichen Versagens, wie es sich nach der verlorenen Revolution von 1848 in Deutschland herausgebildet hatte. Das deutsche Bürgertum war niemals zu wirklichen politischen Leistungen gelangt und auch im Widerstand tritt diese grosse Schicht kaum hervor, ebensowenig wie ihre typischen Repräsentanten, die Industriellen und Geschäftsleute, in der weiteren Geschichte der Opposition führend vorkommen. Wo solche Namen erscheinen, wie der von Robert Bosch, handelt es sich fast ausnahmslos um Pioniere der ersten Generation, die aus dem Arbeiter- und Handwerkertum emporgestiegen sind.

In der Zeit der sogenannten «Nationalen Revolution» bis Sommer 1934 füllten sich die ersten Konzentrationslager hauptsächlich mit Prominenten des Weimarer Staates und den Gegnern der Hitlerei aus der Arbeiterbewegung, wäh-

rend die bürgerlichen Kräfte sich hinhalten liessen und hielten.

In der Not traten die unterschiedlichen Positionen im Zivilisationsprozess stark hervor. Die Arbeiter waren von Anfang an genötigt gewesen, das politische Programm der Zivilisation ernst zu nehmen, um sich von ihrer dienenden Rolle als Werkzeug der Industrie zu befreien. Als Hitler ihre Organisationen zerschlug, begriffen sie, dass er ihnen die Mittel nahm, ihre Menschenwürde zu behaupten. Der Kampf um den Fortbestand von Parteien und Verbänden war für sie ein sozialer Kampf, der weit über die nationale Bedeutung hinausging.

Das Bürgertum sah in der Beseitigung der Parteien eher die Aufhebung störender Einzelteile zugunsten des Ganzen. Es dachte noch in Kategorien einer umfassenden Ganzheit, deren Ordnung von oben nach unten bestimmt wird. Die Teile haben kein Eigenrecht. Sie leben von dem, was das Ganze ihnen zuweist.

Diese Vorstellung entsprach der Kulturvorstellung des mittelalterlichen Reiches in etwa, vernachlässigte aber stark die realen Gegenseitigkeiten der vormodernen Gesellschaft. Auch im Mittelalter baute sich die Einheit aus Widersprüchen auf, und die Anerkennung der Verschiedenheiten spielte in der Praxis eine erhebliche Rolle.

1933 und 1934 bewirkte die vereinfachte Ganzheitsideologie, dass die Kirchen im Prinzipiellen zunächst stillhielten. Die versprochene Erneuerung des Reiches, die Wiederherstellung ständischer Ordnung in neuer Form schienen Ziele, deretwillen sie manches in Kauf nehmen konnten. Hatte nicht die moderne Zivilisation immer neue Gruppen zu immer neuen Bedürfnissen befreit? Hatten nicht die Priester in berechtigter Sorge vor dem Freiheitstaumel gewarnt, der immer neue Schichten ergriff und sie von ihren ständischen Vorschriften löste? Viele hatten vergessen, was ihnen anstand, und was nicht. War nicht Unanständigkeit die unvermeidliche Folge gewesen?

Es war nicht bloss gehässige Propaganda der Konservativen, die der Republik Sittenlosigkeit vorwarf. Die Sitten hatten sich in der Tat geändert, wie die Art und Weise sich geändert hatte, in der das Volk sein Leben fristete. Alte Sitten vergingen, neue bildeten sich. Was war erhaltenswert, was nicht?

Die Rechte und mit ihr die Kirchen sahen in der sogenannten Nationalen Revolution auch eine Chance, die alte Sitte zu retten. So warteten sie gespannt darauf, ob nicht der Schaftstiefel erneuere, was der Shimmy-Schuh übergangen hatte. Zugleich verhiess der Marschtritt brauner und feldgrauer Kolonnen Schutz gegen die – wie es hiess – zügellosen, aufrührerischen Horden des Bolschewismus³.

Die Sympathie und die wohlwollend-abwartende Haltung der Bürgerlichen ermöglichte Hitler, die Linke aus dem Weg zu räumen, ohne ernster Opposition von der Rechten zu begegnen.

Die ersten Vertreibungen setzten ein; nicht weniger als ein-tausendfünfhundert Hochschullehrer verliessen das Land, während andere zu Hakenkreuze krochen.

Die Gewerkschaftsbewegung, durch lange Jahre der Arbeitslosigkeit schwach geworden, wurde ohne grosse Schwierigkeiten gleichgeschaltet.

Die freien Verbände kamen um ihr Vermögen und wurden in nationalsozialistische Formationen eingegliedert. Die Reichswehr verhielt sich nach wie vor reserviert, wenn auch mit eifersüchtiger Wachsamkeit die SA beobachtend. Das Beamtentum billigte überwiegend die Festigung des Staatsapparates, und die Agrarier neigten eher dem neuen System zu, als dass sie sich dagegen wandten.

Die Widerstrebenden wurden von ihren Nachbarn und Bekannten im Stich gelassen. Dem Einheitstaumel galten Verschiedenheiten als das Böse. Familien zerbrachen darüber und alte Freundschaften zerfielen. ----- Wer echte Freundschaft will, hatte Aristoteles gelehrt, muss allein sein können.

So verloren sich die Schmerzensschreie der Gepeinigten ohne Widerhall. Die Beweise hohen Mutes, die überzeugte Republikaner und Demokraten in diesen ersten Monaten des Dritten Reiches gaben, blieben ohne Ansehen. Nach einer Berechnung von Walter Hammer wurden von den Reichstags- und Landtagsabgeordneten der Weimarer Zeit 121 ins Ausland vertrieben, 58 expatriiert, 416 von der Gestapo verhaftet, 327 gerieten in meist jahrelange KZ-Haft, 63 in Gefängnisse und Zuchthäuser. 195 sind ums Leben gekommen, davon wurden 45 hingerichtet, in Verbindung mit dem 20. Juli 1944 allein 11, und 88 starben im KZ⁶.

III

Innere Rivalitäten der Hitlerbewegung führten schliesslich zum Ende der «Nationalen Revolution». Der mit dem Namen des SA-Mannes Röhm verbundene 30. Juni 1934 bildete das abschliessende Datum. Fast zweihundert Naziführer und Politiker der Rechten wurden an diesem Tag ermordet, und der Reichstag legalisierte die Morde. Unter den Toten befanden sich der Spiritus rector der Jungkonservativen, Edgar Jung, der konkrete Pläne zum Umsturz der Hitlerregierung gehabt hatte, und der politisierende Reichswehrgeneral v. Schleicher. Wenige Wochen danach starb Hindenburg, der Reichspräsident. Hitler trat seine Nachfolge an und liess das Militär auf sich vereidigen, was ohne ernste Zwischenfälle geschah. Damit hatte sich das Dritte Reich etabliert. Widerstand musste jetzt systematisch, das heisst, aus den staatlichen Apparaten heraus, geleistet werden. Militär und Staatsverwaltung kamen an die Reihe, nachdem die freien Gruppierungen der pluralistischen Gesellschaft ausgeschaltet worden waren.

Diese Verengung folgte unvermeidlich der fehlenden Übereinstimmung in den vorausgehenden Jahren von 1930 bis 1934. Betäubt vom nationalistischen Exzess, hatte die alte

Verwaltungselite ihren natürlichen Widerpart, die Parteien, durch Hitler entmachten lassen. Dadurch war der Staatsapparat seines Gleichgewichts beraubt und der totalen Korruption ausgeliefert. Nun sah er sich unter den ungünstigsten Bedingungen selbst an der Front. Ohne Zweifel eignete sich zum Widerstand gegen die Obrigkeit niemand schlechter als der preussisch-deutsche Beamte mit seinem überwiegend lutherischen Hintergrund, und zweifellos ist es auch in halbwegs normalen Zeiten nicht die Sache der Staatsdiener, gegen die Staatsführung zu rebellieren. – Herbert von Borch hat das in seinem Buch «Obrigkeit und Widerstand» systematisch ausgeführt⁷.

Hitlers scheinbar legaler Machtantritt hatte zudem der Opposition psychologische Hindernisse in den Weg gelegt, wie sie grösser kaum denkbar sind. Die Reichswehr zeigte auch nach Schleichers Ermordung mehr Loyalität gegenüber der nationalsozialistischen Staatsführung, als sie je gegen die Weimarer Republik empfunden hatte. Auf diese Weise honorierte sie den Machtzuwachs, den sie durch Hitlers Aufrüstung erhielt, und die Verbesserung der Aufstiegschancen für Offiziere durch die Einführung der Wehrpflicht. Die zivilen Verwaltungen liessen sich durch das erneuerte Privileg des Berufsbeamtentums leicht bestechen, Handel und Wandel blühten auf, teils weil die Wirtschaftskrise sowieso ihren Höhepunkt überschritten hatte, teils, weil die nationalsozialistische Rüstungspolitik Geld unter die Leute brachte.

Im Deutschen Reich war es wieder so, wie Helvetius es aus dem Ancien Regime berichtet hat: Jeder weiss, dass er Sklave ist, tröstet sich aber mit der Hoffnung, dass auch an ihn die Reihe kommt, Unterdespot zu werden.

IV

Umso mehr Bewunderung verdienen die Aktionen des Widerstandes, die in den Jahren 1934 bis 1938 hauptsäch-

lich von Angehörigen des Generalstabs, der militärischen Abwehr und des Auswärtigen Amtes unternommen wurden. Sie sind mit dem Namen des Generals Ludwig Beck für immer verknüpft. In einer Zeit, da der deutsche Diktator von Erfolg zu Erfolg eilte und ein friedliebendes Ausland ihn halb bewunderte, halb schauernd gewähren liess, unternahmen es verantwortungsbewusste Männer, die ausländischen Regierungen zu warnen und den inneren Umsturz vorzubereiten. Die verschiedenen Reisen deutscher Oppositioneller nach England sind zu bekannt, als dass sie im einzelnen erwähnt werden müssten. Ebenso bekannt ist ihre Ergebnislosigkeit.

Sie gipfelten in dem dramatischen Sommer 1938, als Hitler Europa an den Rand des Krieges gebracht hatte. Zum erstenmal seit 1934 sank die Stimmung innerhalb Deutschlands so, dass ein Umsturz vage Aussicht auf Zustimmung der Massen gehabt hätte. Das Risiko des Krieges zu vermeiden, schien das Volk bereit, seinen bejubelten Führer zu opfern. Beck und die Seinen hatten ihre Pläne fertig. In London bat ein Vertrauter, der Botschaftsrat Theodor Kordt, die Briten, hart zu bleiben und Hitlers Unverschämtheit nicht nachzugeben. Aber das englische Kabinett hatte schon anders entschieden. Chamberlain flog nach München, Hitler erschien ein anderes Mal als der selbstlose Führer und Volksmann⁸.

Mit Hitlers Sieg von München erreichte das Dritte Reich seinen Höhepunkt. An Ausdehnung übertraf es das Bismarckreich. Österreich war eingegliedert. Hitler hatte einen Wunschtraum erfüllt, den der Eiserne Kanzler offengelassen hatte. Als Grossdeutsches Reich glich der Hitlerstaat jetzt mehr dem ersten als dem zweiten Reich. In seiner äusseren Geschlossenheit erregte es die Bewunderung der Kleinstaaten. Der geregelte Gang seiner Industrie und die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht erneuerten das deutsche Grossmachtgefühl.

Auch sozial schien die Abwendung von der Zivilisation ge-

glückt zu sein. Der Pluralismus der Verbände und Parteien war von der Oberfläche verschwunden. Es gab, wie Wilhelm II. 1914 ausgerufen hatte, keine Parteien mehr, nur noch Deutsche. Ein ausgeklügeltes System von Partei- und Staatsformationen sorgte dafür, dass der vielseitige Betätigungsdrang des modernen Zivilisierten sich innerhalb des Systems auszuleben vermochte⁹. Es erwies sich, dass er zu den destruktivsten Zwecken eingesetzt werden konnte, wenn man ihm nur das Minimum von Selbstbestimmung beließ, das in der alten Bauernregel anerkannt wird, man solle dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden.

Dem Ochsen darin ungleich verwendet der Mensch das Maul mehr zum Sprechen als zum Fressen. Im nationalsozialistischen Imitationssystem des alten Reiches trug die Kulturpolitik diesem Faktum Rechnung. Das technische Ganze bedurfte einer kulturellen Kuppel.

Verbrennung und Verbot der Zivilisationsliteratur. Verketzerung der «entarteten» Kunst. Ständische Ordnung aller intellektuellen Berufe unter Polizeiaufsicht. Abschliessung vom feindlichen Ausland. Solche Massnahmen suchten die Sozialreligion des «Dritten Reiches»¹⁰ zu garantieren. Der Versuch, dem imitierten Mittelalter ein systemgetreues Denken einzuverleiben, musste auf den Widerstand der Konfessionen stossen. Sie hielten nicht länger still. Mutige Worte hallten von den Kanzeln. Dieselben Hirten, die ihre Gemeinden 1933 und 1934 zur Ruhe und zum Gehorsam ermahnt hatten, predigten 1938 Wachsamkeit und weckten die Gewissen. Sie erkannten das Heillose der neuen Ordnung und nannten es beim richtigen Namen.

In der Sudetenkrise, die beinahe zum Krieg geführt hätte, klingt schon das Antigone-Motiv an, das den deutschen Widerstand gegen Hitler bis ins Jahr 1945 begleiten sollte. Ungleich einer nationalen Widerstandsbewegung gegen fremde Eroberer oder gegen eine erfolglose einheimische Regierung, hatte der deutsche Widerstand es mit einem System zu tun, das aussenpolitisch von Anerkennung zu An-

erkennung fortschritt. Er hatte in seinem Bestreben, das eigene Haus zu säubern, mit fremden Regierungen zu schaffen, die mit dem von ihm bekämpften System in Frieden zu leben wünschten, und deswegen zur Festigung ihrer eigenen Politik nicht zugeben mochten, dass es wohl ein anderes Deutschland geben könne.

Die Widerstandsbewegung stand vor der unlösbaren Aufgabe, einen populären, lorbeerumkränzten Diktator zu stürzen, ohne auf die Unterstützung des Auslandes rechnen zu können. Ja, sie musste sogar damit rechnen, von diesem Ausland verleugnet zu werden, weil die Existenz einer Anti-Hitler-Bewegung zuerst nicht in das Friedenskonzept und dann nicht in die Schemata der psychologischen Kriegsführung hineinpasste. In der Tat hat es ja bis 1947 gedauert, ehe in den angelsächsischen Ländern dieses «andere Deutschland» publizistisch Anerkennung fand. Im Deutschlandartikel der Grossen Sowjet-Enzyklopädie kommt der Widerstand bis heute nicht vor. Da die Alliierten zuerst entschlossen waren, mit Hitler sich zu arrangieren, und dann ins andere Extrem fielen, Deutschland vernichten zu wollen, kam der Widerstand in den späteren Kriegsjahren, als er auf Massensupport gegen den Diktator rechnen konnte, aussenpolitisch in den Geruch, den Alliierten den Sieg stehlen zu wollen. Ein paar Junker und ehrgeizige Generäle, so hiess es dann, wollten sich von der Niederlage ausnehmen.

Es ist nützlich, dieses Dilemma zu sehen, wenn man das weitere verstehen will. Es ist auch nützlich, sich seiner bei der Beurteilung ähnlicher Fälle zu erinnern: Die Freiheit des Entschlusses ist oft grösser als die Elle, mit welcher der Erfolg gemessen wird.

General Ludwig Beck und die Seinen planten nichts anderes, als der Hybris Einhalt zu gebieten und den Frieden zu retten. Das war ein menschheitliches Ziel weit oberhalb der Grenzen ihrer Erziehung und ihrer deutschen Tradition. Sie verfolgten es in den folgenden Jahren hartnäckig und überwandten dabei auch die Vorschriften und Konventionen, die

das nationale Erbe allen mitgegeben hatte. Darin wurde der Stabschef der Abwehr, General Oster, zum leuchtenden Vorbild. Er hat die bevorstehenden Angriffstermine auf Holland, Belgien, Dänemark und Norwegen an die betroffenen Staaten weitergegeben, um die unheilvolle deutsche Expansion zu verzögern, um dem Frieden und den Menschen zu dienen, um das grössere Unglück zu vermeiden. So handelt kein Militär, der nur sein Standesprivileg bewahrt sehen will; so handelt, wer über das berufliche und politische Ethos hinaus grundsätzliche Wertvorstellungen hat. Ein Gefährte hat den General Oster «einen Mann nach dem Herzen Gottes» genannt, und das war er gewiss, wenn es nach dem Herzen Gottes ist, das Gewissen sprechen zu lassen und die Gefahr für nichts zu achten, die im ungewöhnlichen Alleingang lauert. Denn immer noch, und bis ans Ende der Tage, wird der Widerstand die seltene Ausnahme sein, werden Offiziere eher an ihre Medaillen denken und Beamte eher an ihre Beförderung als an den Aufruhr.

V

Der Fall Oster und die ihm vergleichbaren Taten hielten Hitlers Blitzkriege nicht auf, und wenn sie zu ihrer Zeit bekanntgeworden wären, hätten sie Unverständnis ausgelöst. Für die deutsche Geschichte liegt jedoch ihre tiefste Bedeutung gerade darin, dass sie gewagt wurden, als die Armee von Sieg zu Sieg eilte und das Volk mit geschlossenen Augen sich treiben liess, wohin der Diktator es trieb. Die Männer und Frauen des Widerstandes hatten für sich nichts zu erwarten in diesen Jahren. Das unterscheidet ihre Haltung von derjenigen der Mitläufer.

Die Offiziere des Widerstandes gewannen symbolischen Rang, weil die Armee von alters her symbolische Kraft besass, wie Elias Canetti in «Masse und Macht» nachgewiesen hat.

Die Offiziere, die nicht in Übereinstimmung mit der Armee und mit dem kriegsbedrängten Volke handelten, setzten über das traditionelle Symbol ein anderes. Das war zugleich älter und neuer als das Imago der Armee im deutschen Bewusstsein: das Symbol der Menschlichkeit.

Der Widerstand aus der Armee sprengte die erzwungene Einheit deswegen, weil die Armee als der Kern und die Würze jener Geschlossenheit gegolten hatte, die Hitler für ein paar Jahre der Zivilisation abtrotzte. Wenn die Armee widerstand .. ., was konnte dann am System noch als echt gelten?

Die Armee. Das Heer. Nicht die Marine und nicht die technisch perfektionierte Luftwaffe, sondern die Armee der Fusssoldaten war dem Volk am nächsten. Sie hatte allen Grund zu meutern. Seit urdenklichen Zeiten galt sie als Bestandteil der deutschen Kultur. Hitler verlieh seiner Privatarmee, der Waffen-SS, einen höheren Rang. Diese Zurücksetzung konnte das Heer so wenig ertragen wie die Kirchen die Beeinträchtigung des Kanzelwortes.

Soll man so weit gehen, das Handeln Becks und der Seinen aus dieser Rivalität, aus dieser Empörung der deutschen Kern-Macht erklären zu wollen? Gewiss nicht, doch im folgerichtigen Ablauf der Opposition gegen Hitler schwang etwas davon mit.

Wie gross das Netz der Verschworenen gewesen ist, wird sich mit Sicherheit nie feststellen lassen. Eine Vielzahl sich überschneidender Kreise unterschiedlicher Aktivität und Gesinnung bildete die Grundstruktur. Es verdient jedodi bemerkt zu werden, dass in diesen Kreisen eine Beziehung politische Kraft gewann, die im totalitären Staat nicht vorgesehen war und die Hitler unter der Jugend bekämpfte: Die Freundschaft. Wo Gesinnung bewiesen werden musste, stellte sich das schwer Abwägbare als Medium ein. Es wurde zum humanen Gewinn, aber auch zu einer zusätzlichen Belastung der Konspiration. Kürzlich antwortete Fabian von Schlabrendorff auf die Frage eines Studenten, wie sich die

Feinde des Systems eigentlich erkannt hätten, biblisch: «Räudige Esel riechen sich über sieben Hügel.»

Es gibt keine bessere Antwort. Sie enthält eine tiefe Wahrheit. Denn in der Freude, einen freundlichen Menschen zu finden, erhellen sich die finsternen Zeiten. Aus ihr wächst die rettende Tat. Das Glück, nicht mehr allein zu sein, einander zu erfreuen, zu verstehen, durchbricht die Kruste der Tyranis. Die Humanität selber erhebt sich aus der Gefangenschaft. Wo immer das Unrecht eine starke Gewalt hatte, sammelte sich der Widerstand auf diese Weise. Mochte die labile und überaus sublimen Art des Sichfindens noch sooft schreckliche Irrtümer einschliessen, die Bewährten hielten umso sicherer aus.

Freundschaft erscheint in keiner Verfassungsurkunde; aber ohne Freundschaft und Bürgschaft der Freunde wäre nie ein Tyrann gestürzt worden.

Rudolf Pechei, der als Herausgeber der «Deutschen Rundschau» im Widerstand eine zentrale, nach allen Seiten offenstehende Position einnahm, berichtet denn auch von brüderlichem Einverständnis zwischen Kommunisten und Christen, Gewerkschaftsführern und Industriellen, Sozialisten und Militärs¹¹. Die Gestapo konnte in jenen Jahren mit einigem Recht ihre Massnahmen schon danach einrichten, wer mit wem Umgang gehabt hatte, ohne nach dem Inhalt der Verbindung weiter zu forschen. Freilich erklärt diese Methode auch die horrenden Zahl von sechshunderttausend politischen Häftlingen, die bis 1939 durch die Konzentrationslager gingen, sie waren alle Deutsche, alle Opfer des unmenschlichen Systems, aber nicht alle Angehörige des Widerstandes.

Die eigentliche Volkspartei, die Sozialdemokratie, die als einzige dem Ermächtigungsgesetz im Reichstag von 1933 widersprochen hatte, unterhielt ein Organisationsbüro im Exil. Im Lande war es ihr alter Mitgliederstamm, der schon durch seine persönliche Prägung verhinderte, dass die Nazi-partei in den Betrieben sich durchsetzte. So stark erwies sich die Tradition des sozialistischen deutschen Arbeiters, dass

Hitlers sogenannte Arbeiterpartei noch ein Jahrzehnt nach ihrer Machtübernahme keinen festen Grund in der Arbeiterschaft hatte. Infolge der hochentwickelten Arbeitsteilung der modernen Produktion, die den Arbeiter vom Gesamtplan dessen distanziert, was er verfertigt, war effektiver Widerstand in den Fabriken fast unmöglich. Wo er dennoch gelang, hatte er umso nachhaltigere Folgen.

Dass im Krieg die Möglichkeit erfolgreichen Widerstands sich weiter verengte auf den Personenkreis der bewaffneten Macht, lag in der Natur der Dinge. Dennoch blieb die Inspiration im zivilen Sektor. Die mitverschworenen Militärs hatten in keinem Augenblick die Absicht, der Truppe eine eigene Machtposition zu verschaffen. Sie betrachteten sie als ausführende Kraft.

Ebenso natürlich war ein gewisser Zustrom von Unzufriedenen und Aufbegehrenden, als mit dem Jahre 1941 der glanzvolle «falsche Krieg» in die russische Front einmündete und die innere Unterdrückung zunahm. Man darf diese Oppositionszeichen, die sich besonders unter der Jugend mehrten, und die Empörung über bekanntgewordene anti-semitische Verbrechen des Hitlerstaates nicht zum Widerstand rechnen; aber sie verbesserten doch seine Aussichten. Die Kirchen füllten sich in der Angst des Krieges mit alten und neuen Gläubigen, und Hunderte von Geistlichen zeugten als Märtyrer für ihren Glauben. Die katholischen Bischöfe und die kleine Gruppe der «Bekennenden Kirche» im Protestantismus wandten sich gegen die Auswüchse des Hitlersystems, wie gegen seine Grundlage. Dabei waren sie sich der unmenschlichen Tendenz und nicht nur seiner Kirchenfeindschaft wohl bewusst. Hans Rothfels hat hierzu bemerkt, dass der kirchliche Widerstand fast ausschliesslich von der Orthodoxie ausging und nicht von den liberalen Theologen¹².

Diese Feststellung lässt sich auch für die anderen Widerstandszentren treffen. Es waren die «Orthodoxen» aller Lager, die sich zusammenfanden: Die strengsten Pazifisten, die

soldatischsten Militärs, die penibelsten Beamten, die Stock-Konservativen und die freimütigsten Liberalen. Sie alle lebten in ihrer Sache nahe der Grenze, in der das Sonderliche in das Allgemeine umschlägt, wie umgekehrt keine sichere Überzeugung ohne Verständnis des Gemein-Menschlichen möglich ist.

Der Unwissende kann nicht fromm sein, heisst ein altes jüdisches Wort. Die Frauen und Männer des Widerstandes waren Wissende und fromm.

In erschütternder Weise hat sich das an den Männern bewahrheitet, die aus dem nationalistischen Lager zum Widerstand kamen. Sie bekämpften Hitler als den Verderber des Vaterlandes aus nationalistischen Motiven. In ihnen vollzog sich endlich die längst überfällige Wendung des deutschen Nationalismus zur Humanität. Damit haben sie vieles wiedergutmacht, was diese Bewegung in Jahrzehnten verdorben hat. Sie kämpften und starben mit dem Untergang Deutschlands vor Augen, wie Admiral Canaris ihn schon 1939 vorausgesagt hatte, und mit dem Glauben an ein «heiliges Deutschland» ----- so die letzten Worte des Grafen Stauffenberg nach dem gescheiterten Staatsstreich vom 20. Juli 1944. Stauffenbergs Worte atmen das grosse Pathos, mit dem die Helden des alten Europa von der Weltbühne abzutreten pflegten. Der schwäbische Graf war einer von denen, die das Leben als Kunstwerk verstanden und ihre Rolle spielten, wie die geschlossene Gesellschaft sie vorschrieb. Als Jüngling hatte er Stefan George bewundert, und bruchlos verband sich die Vorliebe für das Formale dem schauspielerisch-darstellerischen Element, das zum Kavallerieoffizier gehörte, und dem hohen, ja hochmütigen Vaterlandsbegriff.

Aber was unterging, war nicht Deutschland, sondern die von Anfang an fragwürdige Figur des Deutschen Reiches von 1870, und was übrigblieb, war nicht heilig zu nennen. So stimmt wohl doch, was Golo Mann in seiner deutschen Geschichte schrieb, dass nämlich dieser humanistische «Glaube

an Deutschland» der Höhepunkt, aber auch der Abschluss einer Epoche war, die unwiederbringlich dahin ist¹³.

VI

Im Sommer 1943 setzte Generalfeldmarschall von Witzleben seine Unterschrift unter den Befehl, der nach der Beseitigung Hitlers die staatlichen Verhältnisse ändern sollte. Indessen entging Hitler mehrfach den geplanten Anschlägen auf sein Leben, und als es am 20. Juli 1944 dem Grafen Stauffenberg endlich gelang, zu Hitlers Füßen die Bombe zu entzünden, kam der Tyrann mit leichten Verletzungen davon. Der Staatsstreich begann unter falschen Voraussetzungen und fiel nach wenigen Stunden zusammen. Furchtbar bewahrheitete sich der sonderbare Satz Montesquieus, den Destutt de Tracy als unverständlich zurückgewiesen hatte: «Eine freie Nation kann einen Befreier haben, eine unterjochte nur einen neuen Unterdrücker¹⁴.»

Der praktische Erfolg war gleich Null. Ein grässliches Strafgericht brach über alle herein, die auch nur im Entferntesten der Sympathie für die Attentäter verdächtig schienen. Deutschland verlor Hunderte seiner besten Köpfe noch im letzten Jahre des Kriegs, Männer und Frauen, die heute bitter fehlen. Aber es konnte im Jahre 1944, mitten im unaufhaltsamen Siegeszug der Alliierten, nicht mehr um praktische Erfolge gehen. Wohl hätte ein gelungener Staatsstreich Menschenleben gerettet, er hätte ungeheuere Opfer und Zerstörungen verhindern können; aber für die Männer des Widerstandes war, wie Henning von Tresckow 1944 sagte, wichtiger, dass die deutsche Widerstandsbewegung «vor der Welt unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt» hat.

Verantwortungsbewusst das *eigene* Leben zu wagen, war eine Sache, in der sich die deutsche Führung nur selten eifrig gezeigt hat. Im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg hatten

die Spitzen des Staates hauptsächlich die Leben anderer gewagt und das eigene geschont. 1918 floss kein Tropfen Hohenzollern-Blut für die Erhaltung der Monarchie, und von persönlichen Heldentaten der engsten Hitlerclique wusste zu seinem Bedauern Goebbels, der einzige, der sich nicht schonte, nichts zu berichten. Umso heller musste der Mut der Freiheitskämpfer erstrahlen; aber er blieb unemerkt. Zu viele waren umgekommen im Gebrüll der Götzendämmerung, als dass die Frage nach den Motiven des Risikos noch sinnvoll gewesen wäre. Das persönliche Opfer des eigenen Lebens konnte im Zeitalter der Massenvernichtung und des Völkermordes nicht mehr sein, was es in glücklicheren Epochen gewesen ist. Es hatte seine versöhnliche Kraft verloren. Die heroische Geste verklang, als sei sie von Mozart in Töne gesetzt. Nach dem missglückten Attentat sprach Hitler von einer kleinen Clique ehrgeiziger Verschwörer. Das Volk bemerkte aber die ruhmreichen Namen alter Familien, ehrwürdiger Vorbilder, nationaler Helden, Yorck, Moltke, Kleist, Schwerin, und schwieg betreten. Mochte es eine kleine Clique gewesen sein, so war es doch die entscheidende Clique des preussisch-deutschen Nationalstolzes. Die Clique, auf deren Namen die Bismardkische Grossmacht sich berief, wenn sie veredelnder Motive aus der Vergangenheit bedurfte. Diese Namen am Galgen ----- das richtete die Henker eher denn die Verurteilten. Die Machthaber leugneten nicht, dass die alte Elite sich erhoben hatte, wenn sie diese Namen preisgaben.

VII

Mit dem Aufstand des preussischen und deutschen Adels gegen Hitler war der Führer gerichtet. Denn diese Erhebung bewies, dass sein Imitationssystem die alte Oberklasse nicht überzeugt hatte, und dass seine neue Elite nicht stark genug war, ihn vor der alten wirksam zu schützen.

Fast vom Beginn des Dritten Reiches an hatte er nichts so emsig betrieben wie die Erziehung einer neuen, ihm und dem falschen Reich ergebenden Oberschicht. Die alte agrarisch-feudale Elite liess ihn auf sich zukommen, wie eine erfahrene Frau einen neuen Bewerber. Er tat alles, um sie zu gewinnen. Die betont ländlich-wehrhafte Ideologie seines Reiches sollte ihr gefallen. Die verdächtige Freude an militärischem Theater stammte von ihr. Und die Slawen behandelte er so, wie preussische Gutsherren ihre polnischen Landarbeiter traktiert hatten, mit der Reitpeitsche als sicherstem Argument.

Dies war vergeblich gewesen. Der 20. Juli bewies es. Auch wenn der Anschlag scheiterte, musste der Tyrann stürzen.

Alle Tyrannen stürzen ----- das ist eine Frage der Zeit. Im deutschen Falle entschied etwas anderes. Keine Diktatur kann sich halten, wenn sie sich nur auf die Bajonette und nicht auch auf die Konventionen stützt. Hitler hatte sein möglichstes getan, sich die alten Konventionen zu erhalten. Aber die Schicht, die diese Konventionen garantierte, konnte er auf die Dauer nicht bestechen.

Misslang es ihm, weil er zu eifertig eine ss-Garde der alten Oberschicht rivalisierend an die Seite stellte? Oder verlor er die Herrschaft, weil er alle die Tugenden nicht besass, die dort von einem Mann erwartet wurden? Er konnte weder reiten, noch fahren; er ging nicht auf die Jagd, verstand nichts vom Segeln und nichts vom Zuhören. Und seine Grundsätze waren labil. Gesellschaftlich hat ihn nie jemand für voll genommen ausser einer Reihe von Damen mit Schwächen für die Bohème.

Scheiterte Hitler an den Konventionen? Die Geschichte des Widerstandes beantwortete diese Frage mit dem Hinweis auf die Persönlichkeiten der Verschworenen. Nur die wenigsten handelten ihrem Stande zuliebe. So Kleist-Schmenzin, der in seiner rigorosen Verachtung für alles, was er bis 1933 geheiligt hatte, an den märkischen Frondeur v. d. Marwitz erinnerte. Er ragte, ein Fels von einem Charakter, in die

fremde Zeit hinein. Die anderen waren schon ihre Kinder und nicht mehr davon überzeugt, dass man nur mit Stiefeln und Sporen herrsche.

Das noble Mass, das die Männer des 20. Juli ausgezeichnet hat, verliess sie auch im Tode nicht. Der gleiche Mut, das selbe Vertrauen in die Gerechtigkeit ihrer Sache, sprechen aus den letzten Botschaften, die der deutsche Widerstand in den Jahren 1933 bis 1945 hinterlassen hat. Aber dem Volk fehlten die Ohren, zu hören.

Hitler richtete nicht nur das deutsche Reich zugrunde und tilgte den deutschen Nationalstaat aus der Geschichte; in seinem Hass verkam, was man das ritterliche Leben genannt hat.

Ahnungslos und in peinlichem Unverständnis stehen darum die Nachgeborenen vor den Denkmälern und den Steinen, die von der Tat des 20. Juli berichten. Zu lange hat das deutsche Volk sich nach den Formen seiner Oberklasse gerichtet, als dass es schon begreifen könnte, dass in der industriellen Zivilisation die breiten Massen an der Reihe sind, sich zu orientieren, aufrechten Hauptes durch die Zeit zu gehen, selber zu wählen.

Die grosse Bewegung zum allgemeinen Glück ist eine Sache der allgemeinen Aufklärung. Im Widerstand lebten die Sozialisten aus diesem Bewusstsein. Die deutsche Arbeiterschaft hat die Verheissung eines besseren und freieren Lebens für alle immer gekannt. Die Oberschicht hat sie sich angesichts des Unglückes Hitler zu eigen gemacht. Dadurch ist das Zusammenwirken der beiden Klassen im Widerstand möglich geworden. Darauf basierten die gemeinsamen Pläne.

Dass der Anschlag auf Hitler für die praktische Politik zu spät erfolgte, und dann noch scheiterte, bedeutet nicht, dass die Männer des Widerstandes auf einen gelungenen Staatsstreich unvorbereitet gewesen wären. Aus den Denkschriften wissen wir, dass sie im Laufe von Jahren sich bestimmte Vorstellungen vom Nachkriegsdeutschland und Nachkriegs-

europa gemacht hatten. Insbesondere hat der Kreisauer Kreis 1940 die Grundlagen für eine breite Koalition erarbeitet, die, auf der Arbeiterschaft und den Kirchen aufbauend, die inneren Kräfteverhältnisse sorgsam berücksichtigte. Mögen seine Entwürfe im Einzelnen auch anfechtbar sein, weil so manches von dem verschrobenen Gedankengut der Gegenrevolution in sie eingegangen ist, so steht doch ihr sittlicher Ernst ausser Zweifel. Das Kernproblem hat Graf Helmuth Moltke in einem Brief an einen englischen Freund niedergelegt, dem er schrieb: «Für uns ist Europa nach dem Kriege weniger ein Problem von Grenzen und Soldaten, von wasserkopffartigen Organisationen und grossartigen Planungen. Die eigentliche Frage, vor die Europa nach dem Krieg gestellt sein wird, ist die, wie das Bild des Menschen im Herzen unserer Mitbürger wiederhergestellt werden kann. Dies aber ist eine Frage der Religion und der Erziehung, der organischen Verbundenheit mit Beruf und Familie, des rechten Verhältnisses zwischen Verantwortung und Anspruch.»

Verantwortung und Anspruch sind für das zwanzigste Jahrhundert, was Freiheit und Ordnung dem neunzehnten waren. Nachdem er die Unzuverlässigkeit aller Institutionen erfahren hat, versucht der moderne Mensch, das rechte Verhältnis mit seiner schwachen Kraft selber zu bestimmen. Eine riesige Aufgabe für jeden Einzelnen. Im Widerstand wurde sie zur öffentlichen Sache.

VIII

Ein neuer Zeitabschnitt der deutschen Geschichte begann mit dem Jahre 1943/44. Wie die Hitlerzeit nicht erst 1933 angefangen hat und der Zweite Weltkrieg im Grunde schon 1935 in der Mandschurei, dann in Spanien aufflackerte, so kann auch die deutsche Nachkriegsentwicklung nicht erst mit dem Jahre 1945 datiert werden.

Die jüngste deutsche Geschichte beginnt mit der Kapitulation von Stalingrad. Sie leitete die Agonie des Hitlerreiches ein, und in ihrem Zeichen erhoben sich in München eine Handvoll Studenten, weil sie sich ihres Landes und seiner Rolle in der Welt schämten. Die Geschwister Scholl hatten keine Waffen und verfügten nicht über Divisionen. Ihr Freundeskreis war klein. Sie gehörten nicht zu einer der alten Eliten. Sie waren Volk, Studenten, Katholiken, Jugendbündler und junge Soldaten. Ihre Waffen war ihr Verstand, ihr Handwerkszeug ein lächerlicher Hektographierapparat. Ihr Ruhm war moralisches Urteil. Sie konnten nicht zu mehr gelangen als zu einer Demonstration mit Flugblättern; aber auf einem dieser Blätter findet sich der Satz:

«Zerreisst den Mantel der Gleichgültigkeit, den ihr um euer Herz gelegt! Entscheidet euch, ehe es zu spät ist¹⁵.»

Das war mehr, als die Welt von Deutschland erwarten konnte, einem Staat, der vorgegeben hatte, für die «jungen Völker» zu kämpfen, und der die Jugend zum Selbstwert erhoben hatte. Die Zurückweisung des Hitlerismus durch die Münchener Studenten war ein Sieg des Gewissens über das biologische Denken. Die äusserliche Gemeinschaft des Dritten Reiches wurde von unten durchbrochen. Die Maske der erzwungenen Einheit zerfiel. Die Zivilisation kehrte zurück als politisches Programm der Freiheit.

Helmuth James Moltke dachte schon an Europa und seine alle Volksgrenzen überschneidenden Gemeinsamkeiten und Parteilungen; aber es war ihm die Grundtatsache der offenen Gesellschaft dabei wohl kaum gegenwärtig, die Karl Jaspers wenige Monate nach Moltkes Tod, in seiner historischen Vorlesung über die Schuldfrage im Winter 1945/46 seinen Studenten zum erstenmal am deutschen Beispiel verdeutlichte: «Gemeinsam ist die Nichtgemeinschaft.» Einheit durch Zwang taugt nichts. «Volk und Staat fallen nicht zusammen, auch nicht Sprache und gemeinsame Schicksale und Kultur . . . Die kategoriale Beurteilung als Volk ist immer eine Ungerechtigkeit; sie setzt voraus eine falsche Sub-

stantialisierung, -----sie hat eine Entwürdigung des Menschen als Einzelnen zur Folge.»

Mit dieser Vorlesung nahm das freiheitliche Denken, nahm das Leben aus der Freundschaft, wie es Aristoteles in zwei Büchern der Nikomachischen Ethik geschildert hat, seinen Platz in der deutschen Öffentlichkeit wieder ein: «Wenn wir lernen», dozierte Jaspers, «wirklich miteinander zu reden, so doch nur im Bewusstsein unserer grossen Verschiedenheit . . . Einmütigkeit durch Miteinanderreden und Verstehen, durch gegenseitiges Dulden und Nachgeben führt zur Gemeinschaft, die standhält.» Das war Montesquieu nachgesprochen¹⁶.

Aus dem Untergang des Führerstaates erhob sich die neue Gesellschaft. Kein besserer Name als Europa schien den Männern von 1944/45 angemessen. Zur Gesellschaft der Freien drängten die besten Naturen. Das Neue begann verheissungsvoll. Was der allgemeine Sprachgebrauch den deutschen Zusammenbruch von 1945 nennt, konnte nach der Lage der Dinge für die deutsche Opposition nichts anderes als eine Erlösung sein, ein befreiendes Ereignis. Wiewohl an Leib und Seele ruhebedürftig, machten sich ihre Angehörigen unvermittelt an den Wiederaufbau. Die ersten Jahre der alliierten Militärregierung boten reichlich Anlass zu mildern, zu vermitteln, um Verständnis zu werben. Es waren trotz vieler gegensätzlicher Auffassungen, etwa in der Frage der rückwirkenden Gesetzgebung, befriedigende Arbeitsjahre, weil die Zukunft noch offen schien, ein neuer Anfang noch nicht ausgeschlossen war.

IX

Die ersten Zeichen der alles bestimmenden neuen Wirklichkeit kamen von den Kommunisten. Im Widerstand hatten politische Differenzen wenig gegolten. Oppositionskreise wie die mit Moskau verbundene «Rote Kapelle» zählten

nicht mehr und nicht weniger als die christlichen und die konservativen. Die Besatzungspolitik der Sowjetunion machte jedoch bald klar, dass ihr Totalitarismus dem Hitlers wenig nachstand. So sahen sich Widerstandsführer wie Jacob Kaiser in ihrer Zone bald in der gleichen Lage wie wenige Monate zuvor im Kampf gegen Hitler. Zwar galt der Widerstand jetzt einer fremden Macht und war dadurch breiter; aber auch diesmal blieb nichts übrig, als ihn aus den Apparaten der Gewaltherrschaft selber zu führen, wie der 17. Juni 1953 dem Volke blutig bewies. Ohnweigerlich trennten sich die deutschen Wege. Wenig Gemeinsames verbindet heute die systemimmanente Opposition der Zone mit dem westdeutschen Leben. Der Unverstand spricht heute ebenso leichtfertig von ein «paar rebellierenden Kommunisten», wie er 1944 «die Handvoll reaktionärer Junker» verhöhnzte.

Mit der Normalisierung des politischen Lebens in den westlichen Besatzungszonen traten alte Parteigegensätze aufs neue hervor. Wie es nicht anders sein konnte, forderten die neuen Organisationen ihren Tribut. Die Frage, wer die höhere Loyalität beanspruchen dürfe, die neue Realität oder die alten Verbindungen des Widerstandes, kam mit Sicherheit auf jeden Einzelnen zu. Es ist nur zu verständlich, dass sie mehr für die neuen Organisationen, Ämter und Parteien entschieden wurde, je stärker diese heranwuchsen und je weiter man sich zeitlich von Hitler entfernte. Noch einmal kamen im Verfassungskonvent von Herrenchiemsee die Vorstellungen der Widerstandsbewegung zu breiter Wirkung; aber der aus den Beratungen hervorgegangene westdeutsche Staat entwickelte sich nach der Bequemlichkeit und nicht aus den moralischen Forderungen von 1944.

Die Kirchen, 1933 die letzten, waren jetzt die ersten. Ihre Organisation war unzerstört und wurde auch von den einrückenden Alliierten in Frieden gelassen. Ihre internationalen Verbindungen funktionierten. Durch sie kamen die ersten Hilfs- und Austauschprogramme in Gang. Auf der

protestantischen Seite wurde das Hilfswerk zu einer Art Vor- und Nachhut des Auswärtigen Amtes. In den Laienbewegungen arbeiteten Männer des Widerstandes mit den Unentschiedenen zusammen, die im Dritten Reich wie unter dem neuen Zustand vor allem die Obrigkeit anerkannten. So lange Not und Mangel herrschten, blieben die Gottesdienste gut besucht.

Der organisatorische Vorsprung, den die Kirchen vor allen anderen Gruppen der deutschen Gesellschaft der vierziger Jahre hatten, brachte ihnen die politische Prominenz ein, die heute ein umstrittenes Symptom der bundesrepublikanischen Zustände ist. Er führte jedoch nicht zur Realisierung des Widerstandsgeistes – eher zur Denkabschreckung.

Gerade fünf Jahre nach der Befreiung von Hitler griff die Weltpolitik wieder nach dem deutschen Volk; 1949/50 wurde ein deutscher Militärbeitrag zur Verteidigung Europas in der Öffentlichkeit diskutiert. In welche Konstellation führte der Weg?

Die Welt von 1950 litt unter demselben Widerspruch, der das Deutsche Reich von 1930 beherrschte: Die technische Zivilisation war der politischen weit voraus.

Der Wiedereintritt Deutschlands in die Weltpolitik erfolgte des technischen Potentials wegen, nicht aus anderen Gründen. Die politische Zivilisation blieb vorderhand eine Frage zweiter Ordnung und wurde daher innerhalb der Grenzen mehr und mehr als eine Schutzfunktion für den technisch-zivilisatorischen Fortschritt verstanden.

Ihm wendeten sich alle Energien zu. Vom Bild des Menschen in den Herzen der Mitbürger war wenig zu hören. Der relative Wohlstand der fünfziger Jahre liess solche brotlosen Reden verstummen. Wichtiger schien, wie man einen deutschen Soldaten herstellen könne, der die Brutalität des modernen Einzelkämpfers mit den staatsbürgerlichen Tugenden von 1848 in sich vereine.

Eine übereinstimmende Äusserung des Widerstandes gab es in dieser Sache nicht, und man mag sich fragen, ob sie

sinnvoll gewesen wäre. Dass sie nicht erfolgte, war leicht zu verstehen. Der deutsche Wehrbeitrag sollte der europäischen Einheit dienen, einem Ziel, das die Widerstandsbewegung seit je das ihre genannt hatte. Europa und die europäische Einigung nahm alle Kräfte in Anspruch. Es ist nicht zuviel gesagt, dass die besten Deutschen in jenen Jahren mit der selben Inbrunst für Europa stritten, mit der sie Hitler bekämpften und ihr Vaterland geliebt hatten. Europa schien den Ausweg aus dem nationalen Verhängnis zu bieten, so verschieden die Zugänge aussehen mochten. Die Ablehnung der EVG durch die Pariser Kammer im Sommer 1954 zerstörte die Hoffnung. Zwar strömte weiterhin viel Energie der europäischen Sache zu, aber sie versickerte in der Vielfalt der Organisationen, von denen keine einen entscheidenden Durchbruch durch das nationale Prinzip vorstellte. Die «grössere Idee» blieb hinter der «grossen Idee» zurück, die Nietzsche schon trefflich charakterisiert hatte: «Sie nennen die Vereinigung der deutschen Regierungen zu einem Staat eine ‚Grosse Idee‘. Es ist dieselbe Art von Menschen, welche eines Tages sich für die Vereinigten Staaten Europas begeistern wird: es ist die noch (grössere Idee‘.» [Die Unschuld des Werdens, der Nachlass Leipzig 1931, Aph. 1001.]

Obwohl die europäische Politik aus der Sackgasse schnell einen atlantischen Ausweg fand, hatte Europa an Realität verloren. Das war schlimm für die deutsche Innenpolitik. Als hätten sie nur darauf gewartet, wagten sich in den ersten fünfziger Jahren die früheren Nationalsozialisten wieder ans Tageslicht. Sie belebten ihren unheilvollen Mythos von Neuem. Es wurden Prozesse nötig, um das Andenken gefallener Widerstandskämpfer vor übler Nachrede zu schützen. Jüdische Friedhöfe wurden geschändet, Parteien und Gruppen taten sich auf, die das Futter Hitlers wiederkäuten. Dies geschah nicht über Nacht, sondern in der Folge einsichtiger soziologischer Vorgänge¹⁷.

Die Bundesrepublik entwickelte sich durch Auslandshilfe, internationale Konjunktur und den ungeheueren Nachholbedarf ihrer Bewohner, die fleissigen Heimatvertriebenen nicht zu vergessen, überraschend schnell zu einer blühenden Wirtschaft. Die technische Zivilisation glänzte wie nie zuvor. Der Bedarf an Arbeitskräften stieg ununterbrochen, und die Verwaltungen verlangten nach Fachleuten.

Nach Fachleuten verlangte auch der Kalte Krieg, nämlich nach strikt antikommunistischen Fachleuten. So waren nach kurzer Zeit ehemalige Nationalsozialisten in neuer Funktion untergebracht; sie zogen ihre Kumpane nach. Sie breiteten sich aus, wie der Schwamm im Hause sich ausbreitet, und mochte auch jeder Einzelne erträglich, vielleicht sogar liebenswürdig sein, so verschlechterten sie doch in ihrer Gesamtheit das Klima im Staate¹⁸.

Dem deutschen Widerstand ist der Vorwurf kaum zu ersparen, dass er trotz unermüdlicher Warnungen aus seinen Reihen sich nicht zu einer entschlossenen Aktion gegen die Anfänge des Übels zusammenfand. Gebannt auf die Portale des Staatsgebäudes starrend, haben die meisten den Ausgang für Dienstboten ausser Acht gelassen. Aber Demokratie entscheidet sich nicht auf dem Forum, sondern in den Personalbüros. Und manchen, der jetzt über die Freitreppe zum Volk herniedersteigt, hätte man besser vom Nebeneingang ferngehalten. So haben, wie in der europäischen Sache, auch in der deutschen Innenpolitik die Bedürfnisse der Organisationen den Vorrang gewonnen. Mit einem Fachmann kann man nicht über das Leben reden, heisst es in einem chinesischen Sprichwort. Mit einem deutschen Fachmann kann man überhaupt nicht mehr reden, denn er wird gern jede politische Unlauterkeit mit dem Hinweis auf die fachliche Tüchtigkeit des Betreffenden entschuldigen. Hiergegen ist äusserster Widerstand zu leisten. Das soziologische Problem des Funktionarismus und das politische der

Renafizierung gewisser Lebensbereiche sind identisch. Zwar überragt das erstere bei weitem das zweite; aber beide bedrohen die offene Gesellschaft. Es bedarf gewaltiger Anstrengungen, um die Ansätze freier Lebensweise in der Bundesrepublik zu entwickeln und für die Zukunft zu stärken.

Die Männer des Widerstandes wussten, dass die Verengung zum Fachmann und Funktionär den Menschen herabwürdigt, wenn sie nicht durch das rechte Mass von Anspruch und Verantwortung aufgehoben wird. Dieses rechte Mass zu finden, ist in der gegenwärtigen Konjunktur vielfach schwerer, als in den Elendsjahren des Krieges. Stabile Verhältnisse haben ihre eigenen Gefahren. Die Brüchigkeit alles Menschlichen gerät in Vergessenheit. Die beweglichen Teile der Gesellschaft, auf die vieles ankommt, ermüden, Freiheitsrechte werden freiwillig aufgegeben. Pflichten nicht erfüllt. Die Politiker vergessen leicht das grosse Wort Disraelis, dass «finality not the language of politics» sein kann. Die Verantwortung schläft ein, die Ansprüche spriessen. In Deutschland ist der Sinn für Verantwortung noch schwach entwickelt. Umso ungezügelter melden sich undurchdachte, von der Geschichte unbelehrte Ansprüche zu Wort. Sie tragen – etwa hinsichtlich der Ostgebiete – das Zeichen der Fachliteratur an der Stirn und lassen doch jede Einsicht in die historische Verantwortlichkeit vermissen. Vielleicht regiert sie bloss Bequemlichkeit, vielleicht wirkliches Unvermögen. Aber Trägheit und Nichtkönnen sind Feinde des Lebens.

Eine halbe Generation nach Helmuth James Moltke wissen wir, dass Europa gerade das geworden ist, was es nicht hätte werden dürfen: eine Angelegenheit von wasserköpfigen Organisationen ist es geworden, von anspruchsvollen Plänen, die dann in der Praxis von allen Seiten sabotiert werden.

1960 bekannte Otto Heinrich v. d. Gablentz, dass auch die deutsche Reform versäumt worden ist: «. . . wir haben viel

Richtiges getan, aber wir haben es nicht richtig gemacht. Wir haben nicht die Atmosphäre geschaffen, in der Vertrauen gedeiht. Es liegt kein Segen auf unserem öffentlichen Leben . . .¹⁹»

Einer der vielen Gründe der verpassten deutschen Chance liegt auch bei den Männern des Widerstandes. Spätestens das Ausscheren der Kommunisten hätte sie veranlassen sollen, der alten Verbundenheit eine sachliche Gemeinsamkeit zu geben, die Anfänge der Theorie des Widerstandes auszubauen, sie in Übereinstimmung zu bringen mit den Notwendigkeiten der offenen Gesellschaft. Dergleichen geschah nicht. Infolgedessen verengte sich der Kreis auf die Erinnerung an gemeinsam ausgestandene Schrecken, auf ein familiäres Band der Freundschaft, das exklusiv ist und nicht erneuerungsfähig, weil kein gemeinsames Tun ihm vorwärtshilft. Als Freund gilt, wer dem Freunde Gutes wünscht und Gutes tut. Aber diese Gegenseitigkeit um ihrer selbst willen kann keinen grossen Plan verfolgen. Gefälligkeiten sind auch unter noch so ehrenhaften Männern kein politisches Programm.

«Edles lernst du von Edlen!» schliesst Aristoteles das neunte Buch der Nikomaschischen Ethik; aber nur im gemeinsamen Bemühen um die Sache lässt sich lernen.

XI

Die gegebenen Führer der deutschen Nachkriegsgesellschaft konnten keine Atmosphäre des Vertrauens schaffen, weil sie selber keinen Plan machten, dem sie vertrauen konnten. Der gute Wille der Idealisten und ihr Traum von der reinen Tugend konnte die Mauer des Misstrauens nicht durchstossen, die als Erbschaft der Ungleichheit im Volke vorhanden und durch Hitler ins Überdimensionale vergrössert worden war. Wer aber kein Vertrauen schenkt, kann auch keines gewinnen.

Wenn es aber, wie wir mit Moltke glauben, darum geht, das Bild des Menschen wiederaufzurichten in den Herzen der Leute, dann ist die Aufgabe des Widerstandes in Deutschland auf Jahre hinaus ungelöst. Das ist keine platonische Angelegenheit von Festreden und Monumenten. Sie ist eine Sache des Alltags. Der Widerstand steht mitten im ratlosen Getriebe, und er wird dort umkommen, wenn er sich nicht an die Einsicht hält, die Heinrich Mann im Henri Quatre klassisch formuliert hat: «Humanisten müssen dreinschlagen können.»

Dreissig Jahre währt das Phänomen, das wir deutschen Widerstand nennen. Der Mut mag sinken, wenn man begreift, wie wenig in so langer Zeit mit so hohem Einsatz guter Menschen erreicht worden ist. Am Ende war Widerstand bloss die Überwindung des deutschen Nationalismus von Innen. Am Ende war er nur Beispiel. Aber: der Geist der Völker lebt von Beispielen.

Jüdischer Witz und gelber Stern

I

Sigmund Freud unterscheidet in seiner Analyse des Witzes harmlose von tendenziösen Witzen. Die harmlosen Witze entlasten das Denken. Ihr Lustgewinn beruht auf der Ersparnis von seelischem Aufwand. Sie erlauben den Ausweg ins Lächerliche, folgen dem Spieltrieb, wie Goethe gesagt hat. Das Spiel offenbart die grosse Freiheit des Geistes. Das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt.

Witz und Spiel, spielerischer Witz. Er kann sich von den Realitäten befreien und sich deswegen über sie lustig machen. Nach Jean Paul gibt Freiheit Witz, und Witz gibt Freiheit.

Auch andere Autoren haben die befreiende Wirkung des Witzes bemerkt. Der Witz löst Spannungen, innere wie äussere Verkrampfungen. Der Witz erhebt den Menschen zu sich selbst, wenn er niedergeschlagen ist. Er lockert und erleichtert. Wenn Freuds Vermutung zutrifft, dass diese befreiende Wirkung auf eine Ersparnis an Kraft zurückgeht, die sonst angewendet werden muss, um Hemmungen aufrechtzuerhalten, dann macht der Witz Kräfte frei, die zunächst keinen Zweck haben. Die Euphorie, die der Witz auslöst, ist die Folge dieser zwecklosen Kraft, ist Freude an ihrer Ungebundenheit und ihren Effekten.

Witz, Spiel, Freiheit und Kraft sind einen Augenblick lang synonym. Aber der harmlose Witz verpufft. Die Hemmung wurde für einen Augenblick überspielt und damit solls genug sein. Das Spiel des witzigen Augenblicks ist aus. Es bleibt ohne Folgen und ohne Tendenz.

Der harmlose Witz ist beiläufig und vorbeiläufig.

Anders der tendenziöse Witz. Er begnügt sich mit dem Spielerischen nicht. Auch er entlastet; aber was er hervorbringt, gleicht eher einer Entladung, die ihr Ziel sucht, als einem harmlosen Sichselbstentlasten.

Tendenziöse Witze unterscheidet Freud in vier Gruppen: den entblößenden oder obszönen, den aggressiven [feindseligen], den zynischen [kritischen, blasphemischen] und den skeptischen [nach der Wahrheit und Sicherheit unserer Erkenntnis fragenden] Witz.

Der harmlose Witz ist - wenigstens theoretisch - ohne Publikum denkbar. Man kann sich durch einen Scherz, den man mit sich selber macht, durch einen Witz, den man mit sich allein treibt, entlasten.

Der tendenziöse Witz hat Publikum nötig. Für sich allein ist man nicht witzig, sagt Goethe. Darin gleicht der Witz allen übrigen literarischen Gattungen. Er ist Mit-Teilung und als solche darauf angewiesen, anzukommen. Während der harmlose Witz individueller Entlastung entspringt, hat der tendenziöse Witz stets eine soziale Beziehung.

Der obszöne Witz ist der Pornographie verwandt. Er entblößt sexuelle Beziehungen, die nach gesellschaftlicher Vorschrift nicht beim Namen genannt werden dürfen, indem er sie doch nennt oder beschreibt. Dadurch macht er einen sozialen Verzicht rückgängig, verkündet Zuchtlosigkeit anstelle der Konvention. Freud erklärt diese Möglichkeit des zotigen Witzes aus der Schwierigkeit für die Menschenseele, auf Genussmöglichkeiten zu verzichten. Er findet, der Psyche des Menschen werde alles Verzichten sehr schwer, und der tendenziöse Witz gebe ein Mittel ab, den Verzicht rückgängig zu machen, das Verlorene wieder zu gewinnen.

Dieser allgemein menschliche Zug unterliegt aber in seiner Realisierungsweise den gesellschaftlichen Verschiedenheiten. Beim obszönen Witz sind zwar die Tatbestände, um die es geht, in allen Breiten und bei allen Menschen ziemlich die gleichen; aber das, was den Witz ausmacht, ist nach

Klassenlage und Kulturüberlieferung, nach Sprache und Lebensalter, nach Erziehung und Konvention differenziert. Mit Recht sagt Freud:

«Wenn wir über einen feinen obszönen Witz lachen, so lachen wir über das nämliche, was den Bauer bei einer groben Zote lachen macht; die Lust stammt in beiden Fällen aus der nämlichen Quelle; über die grobe Zote zu lachen, brächten wir nicht zustande, wir würden uns schämen, oder sie erschiene uns ekelhaft; wir können erst lachen, wenn uns der Witz seine Hilfe geliehen hat¹.»

Gerechterweise wäre dem hinzuzufügen, dass der von Freud zitierte Bauer beim Anhören verfeinerter Obszönitäten in dieselbe Abwehrreaktion verfallen kann, wie der Bürger Freud sie gegenüber der groben Zote entwickelt. Dem einen ist das Grobe, dem anderen das Verfeinerte, Raffinierte zuwider; beide unterliegen dabei einer Vorschrift, die *ihrer* Klasse zugehört, nicht aber einer anderen. Hier ist das Grobe, dort das Raffinierte so definitiv verboten, dass es nicht einmal im Witz erträglich erscheint.

Freuds Bemerkung führt also zur Einsicht, dass der tendenziöse Witz zwar ein Mittel ist, einen verlorenen Freiheitsbereich wiederzugewinnen, dass aber die Anwendung dieses Mittels bewussten und unbewussten sozialen Kontrollen unterliegt; sie schränken seinen Wirkungsradius ein. Das Verlorene, das der Witz wiedergewinnen kann, muss als Verlust empfunden werden, ehe der Witz eine Chance hat. In einer weniger verdrängenden Gesellschaft hat die Zote, hat der obszöne Witz geringere Bedeutung als in einer mit vielen sexuellen Tabus.

Und so steht es mit den anderen Spielarten des tendenziösen Witzes auch. Der feindselige Witz gedeiht unter unfreundlichen Umständen, der blasphemische kommt am ehesten unter klerikaler Herrschaft auf, der skeptische Witz entstammt einer Zeit, die sich auf ihren Fortschritt und die Sicherung ihres Wissens viel zugutehält.

Vor allem aber muss die Gesellschaft als Ganzes in Bewe-

gung sein, ehe der Witz seine befreiende Wirkung tun kann. Als Europa nach jahrhundertelanger Erstarrung seiner sozialen Verhältnisse im achtzehnten Jahrhundert in Bewegung geriet, blühte die Literatur auf, regte sich der Witz. Casanova hatte den gleichen Witz wie das Decameron der Renaissance, der Marquis de Sade, Choderlos de Laclos, Diderot glichen in vieler Hinsicht dem Aretino. Und Voltaire, der Grösste von allen schrieb mit dem Candide eine Geschichte, deren Witz die humanistische Gesellschaft der Renaissance wohl verstanden haben würde, nicht aber die des dazwischenliegenden Zeitalters der Glaubenskriege mit ihrem anderen Humor².

Seit dem achtzehnten Jahrhundert ist die Emanzipationsbewegung der europäischen Gesellschaft nicht zum Stillstand gekommen. Sie hat alte Bindungen aufgelöst und neue geschaffen. Die enorme Bevölkerungsvermehrung im Gefolge der Industrialisierung hat die erotischen Beziehungen verändert. Die religiösen Bindungen wurden gedehnt. Die feudale Struktur fiel bürgerlichen Einbrüchen zum Opfer, die selbst von den Formen moderner Grossorganisation in Frage gestellt wurden. Unordnung und Unbehagen neuer Freiheiten machten sich breit. Vielfach sich überschneidende Denkformen und weltanschauliche Bewegungen verbreiteten in gleicher Weise Hoffnungen wie Missbehagen. Plötzlich wurden Traditionen als untragbar empfunden, die jahrhundertlang Gültigkeit hatten und nie in Frage gestellt worden waren. Gruppen und Völker, die lange unter fremder Botmässigkeit gedarbt hatten, erhoben sich und machten ihre Ansprüche geltend. Bisher unbeachtete Verschiedenheiten wurden sichtbar und machten gleiche Rechte und Pflichten für alle zum Gebot der Stunde.

Im neunzehnten Jahrhundert setzte sich allmählich auch in Mittel- und Osteuropa durch, was man die pluralistische Gesellschaft nennt: die Vielzahl der Gruppen mit ihren rivalisierenden Interessen wurde anerkannt. Die normative Macht ging zurück. Während bisher in der feudalen Ord-

nung die Macht offen zutage trat und die Interessen verdeckt wurden, kamen nun die Interessen ans Licht und die Macht wurde kaschiert. Neue anonyme Kräfte entstanden und waren nicht leichter zu ertragen als die alten Mächte einer von Dämonen durchgeisterten Welt. Der Bourgeois wird sich der Rollenhaftigkeit des sozialen Daseins bewusst: Was ist nicht Spiel? fragt Arthur Schnitzler in seinem «Paracelsus»:

Es war ein Spiel! Was sollt' es anders sein?
Was ist nicht Spiel, das wir auf Erden treiben,
Und schein' es noch so gross und tief zu sein!
Mit wilden Söldnerscharen spielt der eine,
Ein anderer spielt mit tollen Abergläubischen,
Vielleicht mit Sonnen, Sternen irgendwer, -
Mit Menschenseelen spiele ich. Ein Sinn
Wird nur von dem gefunden, der ihn sucht.
Es fliessen ineinander Traum und Wachen,
Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends.
Wir wissen nichts von andern, nichts von uns.
Wir spielen immer, wer es weiss, ist klug.

Der Pluralismus glich mehr und mehr einer Zerstreung der Menschen, die an geschlossene Ordnungen gewöhnt waren. Langeweile und Zerstretheit wurden, wie Max Rychner nachgewiesen hat, Elemente der Literatur im neunzehnten Jahrhundert³. Zerstreung und Zerstretheit der Menschen, der Gruppen, der Denkweisen kennzeichnen die moderne Gesellschaft. In dieser Verfassung wird der Witz nicht nur zum Mittel, Verlorenes oder Verdrängtes zurückzugewinnen, wie Freud meinte, sondern zum Mittel der Konzentration, in der sich die entferntesten Gegenstände aufeinander beziehen lassen, um einen gemeinsamen Ausdruck zu finden. Daher kommt es, dass die vier Gruppen des tendenziösen Witzes, die Freud registriert hat, häufig ineinanderübergehen: Die kritische und die skeptische, die ag-

gressive und die entblössende Form vereinen sich zu einem gemeinsamen Entlastungsvorstoss aus sozialbedingter, seelischer Bedrängnis.

II

Keine andere Gruppe hat diese Kunst der Befreiung besser entwickelt als das mittel- und osteuropäische Judentum. Der jüdische Witz entstand in der Aufklärung und wurde dank der exemplarischen Gruppensituation der Judenzeit binnen eines Jahrhunderts zum treffendsten Witz der modernen Gesellschaft.

Der Ursprung dieser Musterhaftigkeit des jüdischen Witzes liegt in der leidvollen Geschichte der Judenheit. Ursprünglich das einzige Volk, dem sein Gott ein bestimmtes Land zur Wohnung angewiesen hatte, lebten die mitteleuropäischen Juden jahrhundertlang in der Diaspora, in der Zerstreung. Innerer und äusserer Druck bestimmte dieses Leben. Der innere Druck war religiösen Ursprungs. Strenge Gesetze, die dem Einzelnen wenig Spielraum liessen, hielten die Gemeinde zusammen. Sie verlangten gleicherweise geprüftes Wissen wie geistige Beweglichkeit, sich in ihm zu rechtzufinden. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten jüdische Gemeinden so etwas wie eine allgemeine Schulpflicht aus der Form religiöser Weisung entwickelt. Nicht nur das Studium der Bibel, gerade das der späteren Schriften des Judentums stellte hohe Anforderungen an alle männlichen Juden, die das Denken gleicherweise belasteten, wie übten. Salcia Landmann⁴ sieht in dieser Schulung eine Voraussetzung für die Wendigkeit, die später den jüdischen Witz auszeichnet und seine verblüffende Technik bestimmt. Witzig war aber das orthodoxe Judentum keineswegs. Solange die religiösen Vorschriften ernst genommen wurden, und sie mussten ernst genommen werden in einer bedrohlichen Umwelt, wurden sie nicht bewitzelt. Das änderte sich

erst mit der allgemeinen Aufklärung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die den Juden mehr äussere Freiheit brachte und ihren Zusammenhalt infolgedessen lockerte. In dieser Periode, in der Moses Mendelssohn seinen Glaubensbrüdern die deutsche Literatursprache zugänglich machte, für die sein Freund Lessing eben erst Entscheidendes getan hatte, konnte der religiös trainierte Geist der Judenheit sich an den Vorschriften messen, die er so lange ertragen hatte, und denen er Unendliches verdankte.

Entsprechend der antiklerikalen Literatur im Christentum der Zeit begannen die Juden, ihre Religionsgesetze und die Rolle ihrer Schriftgelehrten vor die Instanz der Kritik zu bringen. Salcia Landmann hat in ihrer Sammlung «Der Jüdische Witz» eine ganze Reihe solcher kritischer, ja zynischer und blasphemischer Witze aufgenommen, die deutlich den Entlastungsvorgang von der alten Ordnung zeigen. Sie richten sich vorwiegend gegen den durch den Talmudialog anerzogenen dialektischen Sinn und gegen die richterliche Weisheit des Rabbiners, die als unzureichend verhöhnt wird:

«Ein Jude wird mit der Frau eines andern in flagranti erwischt und vor den Rabbiner zitiert. Die Tat kann er zwar nicht leugnen – aber er bestreitet jede Schuld.

„Du Lump, du Lämmel!“ schreit der Rabbiner.

„Rabbi“, bittet der Ehebrecher, „es steht doch geschrieben, dass man keinen verurteilen darf, ohne ihn anzuhören. Lasst mich doch zu Worte kommen!“

Der Rabbiner sieht das ein, und es entspinnt sich folgende Unterhaltung:

„Rabbi – darf ich mit meiner eigenen Frau ein Verhältnis haben?“

„Was für ein Stuss! Das ist doch selbstverständlich!“

„Rabbi – darf der Mann von der Frau, mit der man mich erwischt hat, mit seiner eigenen Frau ein Verhältnis haben?“

„Aber das ist doch klar!“

„Rabbi – und darf jener mit meiner Frau ein Verhältnis haben?)
„Pfui, was fällt dir ein!“

„Da seht ihr nun selber, Rabbi: Wenn ich sogar ein Verhältnis mit einer Frau haben darf, mit der jener kein Verhältnis haben darf – um wieviel mehr darf ich dann ein Verhältnis mit einer Frau haben, mit der sogar *er* ein Verhältnis haben darf!“»

Dieselbe Schlaueit liegt in der Frage und der Antwort, warum man vom Wein betrunken wird:

«„Rabbi – wieso wird man eigentlich vom Wein betrunken?“

„Das ist so: in unserem Körper sitzt auf der rechten Seite der gute Trieb, auf der linken Seite der böse Trieb. Ist nun der Bauch voll von Wein, dann schlepperts das Gute und das Böse durcheinander, und das ist dann eben die Trunkenheit.“)

„Rabbi – wenn es genügt, dass der Bauch voll Flüssigkeit ist: Warum kann man dann nicht Wasser statt Wein nehmen?“

„Dummkopf, hast du je gehört, dass man vom Wasser betrunken wird?“»

Mit anderen Worten: Der Rabbi weiss nichts. Seine Weisheit ist überfordert, und der talmudische Scharfsinn hilft auch nicht viel weiter.

«Der Rabbi sitzt in der Bahn einem Viehhändler gegenüber. „Ich habe mit Rindvieh zu tun“ seufzt der Händler, „und es geht mir leider sehr schlecht.“)

„Ich habe auch mit Rindviechern zu tun“, meint der Rabbiner, aber mir geht es dabei, Gott sei Dank, sehr gut.“»

Hier richtet sich der Witz zwar auch gegen den Rabbi, dem es dank seiner Überlegenheit über seine Herde gut geht, aber ebenso gegen die Gläubigen, die ihn aushalten. Diese Tendenz teilen viele Witze über die Wunderrabbis östlicher Volksfrömmigkeit⁵. Ihre mystischen Wundertaten werden indirekt der Torheit ihrer Anhängerschaft zugeschrieben. Sie bestehen nur in der Einbildungskraft der Chassidim und

Mitnaged, wie die witzige Anekdote von dem Wunderrabbi bezeugt, der es vollbrachte, dass Juden am Freitagabend, also beim Beginn des Sabbat, Eisenbahn fahren konnten, ohne die Gesetze zu verletzen, die ihnen das Reisen am Schabbes verbieten: «Chassid: ‚Ich habe mit meinem Rabbi einmal etwas Wunderbares erlebt. Wir waren auf einer offenen Bauernfuhr unterwegs, da begann es heftig zu regnen. Die Leute jammerten, aber da breitete der Rabbi die Arme aus ---- und was soll ich sagen? Es regnete links vom Wagen, es regnete rechts vom Wagen----- und mitten drin, wo der Wagen fuhr, blieb alles trocken!‘ Der Mitnaged: ‚Das ist noch gar nichts gegen das Wunder, das ich mit meinem Rabbi erlebt habe. Wir sassen miteinander im Zug, und die Strecke war durch Schneewehen gesperrt. Es war Freitagnachmittag, wir sollten schon angekommen sein, aber wir waren noch weit vom Bestimmungsort, als der Zug endlich wieder anfuhr. Inzwischen fing es an zu dämmern, es ging schon auf Schabbes zu, der Zug fuhr immer noch, die Juden im Zug wurden unruhig und fingen an zu jammern... Da breitete der Rabbi die Arme aus, murmelte ein Gebet ----und was soll ich euch erzählen? Links war Schabbes, rechts war Schabbes – und in der Mitte fuhr der Zug.‘»

Die Abkehr von den alten Gesetzen, die in diesen Witzen sich zeigt, hat nichts Aggressives an sich. Sie ist eher melancholisch zu nennen, witzige Feststellung eines unabänderlichen Tatbestandes. Ob sie den hochgelehrten Rabbiner, den ungebildeten Maggid oder den frommen Theologiestudenten aufs Korn nehmen, im Prinzip unterscheiden sich diese Witze nicht von den zahllosen Christenwitzen über Pfarrer, Mönche und Laien⁶. Eine feindselige Note erhält diese Religionskritik erst, wo die Aussenwelt hineinspielt. Das trifft bei den vielen Täuflingswitzen zu.

Bekanntlich lockerte die christliche Gesellschaft ihren Druck auf das Judentum nur sehr langsam. Auch als das Bürgertum in der Mitte des letzten Jahrhunderts politisch zum Zuge kam, war es von religiöser Toleranz noch weit ent-

fernt. Der kirchliche Antijudaismus, wie Paul Tillich die speziell christliche Form des Judenhasses genannt hat, lastete schwer auf den Ungetauften. Die Taufe blieb lange Zulassungsbedingung für die christliche Gesellschaft. Heinrich Heine nannte sie das «Entrébillett zur europäischen Kultur», eine witzige Formulierung, die schon die Bitterkeit der Situation spüren lässt, aus der sie entstand. Der Zugang zu den Bildungswegen war für die Juden, die von fast allen Zünften und vom Landbesitz in den meisten Staaten ausgeschlossen waren, lebenswichtig. Also entschieden sich viele für die gesellschaftsöffnende Taufe. Dadurch gingen sie dem Judentum verloren, das in der Zerstreung durch nichts als durch sein Bekenntnis zusammengehalten wurde.

Die Schwächung der alten Glaubensgemeinschaft durch einen religiösen Akt kehrte die alten Vorstellungen völlig um. Bisher hatte alles, was Juden an religiöser Handlung vorstellbar war, dem Zusammenhalt gedient. Austritt und Taufakt mit ihren, durch den anhaltenden äusseren Druck bedingten Vermischungen materieller und ideeller Motive gaben Anlass zu recht bitteren Witzen, in denen die subjektive Ergriffenheit deutlich zu spüren ist:

«Rabinowitsch hat kürzlich zum Katholizismus konvertiert ---- nun sitzt er an einem Freitag im Restaurant und isst Braten. Zufällig betritt der Priester, der ihn getauft hat, ebenfalls das Restaurant, sieht seinen neuen Schützling sündigen und tritt auf ihn zu. Der Priester, streng: ‚Wie können Sie es wagen, am Freitag Fleisch zu geniessen?‘ ‚Das ist kein Fleisch, das ist Fisch!‘

‚Was für eine Frechheit! Ich bin doch nicht blind.‘

‚Und doch ist es Fisch. Ich habe es nämlich genauso gemacht wie Sie, Hochwürden. So wie Sie zu mir dreimal gesagt haben: Du warst Jude, und jetzt bist du Christ! So habe ich auch zum Braten gesagt: Du warst Fleisch, jetzt bist du Fisch!‘

Der Priester, zornig: ‚Aber zum Kuckuck, schauen Sie doch hin: ist es denn Fisch?!‘

Rabinowitsch, achselzuckend: ‚Ja, und ich, bin ich jetzt Katholik?)»

Oder das folgende Familiengespräch:

«Papi, wie alt muss man eigentlich sein, um Jude zu werden?)

– ‚Aber Schatzi, das ist ja Unsinn, das hängt doch nicht mit dem Alter zusammen! ‘

‚Doch, Papi, schau: ich bin noch ganz klein, und ich bin christlich. Du und Mami sind schon etwas älter, aber ihr seid auch noch Christen. Aber Grosspapa----- der ist *schon* Jude!)»

Die Tendenz dieses Witzes geht schon über die Selbstkritik hinaus. Sie fragt nach der Wahrheit und nach der Möglichkeit, uns durch Wissen zu sichern. Sie gehört zu der Gruppe der skeptischen Witze. Darin hat der jüdische Witz nicht seinesgleichen. Nach Freuds Theorie, dass Witz vom seelischen Druck befreie, seelischen Aufwand erspare, könnte man folgern, dass die Juden dank ihrer rationalen Schulung in allen Schichten eben gute Ökonomen seien und daher witzig. Wie aber, wenn der Witz seine zündende Kraft nicht aus der Ersparnis, sondern aus dem Überschuss gewönne?

Der Witz des Witzes könnte doch sein, dass man aus dem Sparen überhaupt herauskommt, dass nicht Sparen, sondern Verschwenden, Freiheit mitteilen, das Wesen des Witzes bestimmt?

Der skeptische Witz des Judentums gleicht solcher Freiheit eher als der sparsamen Berechnung. Die Zerstreuung schärfte auch den Sinn für Distanzen und deren spielerische Aufhebung. Wie sagte Goethe? – Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemütes gehalten; er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann⁷.

Heine konnte das vortrefflich. Als ein Freund bat, ihn in die Pariser Gesellschaft einzuführen, sagte er ihm: «Glaub mir, du willst die Gesellschaft nur kennen, weil du sie nicht kennst.» Und als ein christlicher Bekannter zu Heine sagte: «Sie stammen aus dem Volk, dem auch Jesus entstammt.

Ich an Ihrer Stelle wäre stolz darauf.» Da antwortete der Dichter: «Ich auch – wenn niemand ausser Jesus ihm entstammte⁸.»

Solche Skepsis über die eigene Situation steht dem modernen Menschen wohl an. Sie kehrt in vielen jüdischen Witzen wieder, etwa in dem von der Gerechtigkeit der eigenen Sache: «Koppelberg ist in einen üblen Prozess verwickelt. Mitten drin muss er wegreisen. Er übergibt seinem Anwalt alle Vollmachten und erbittet telegraphische Nachrichten über den Fortgang der Sache.

Eines Tages schickt der Anwalt die Freudenbotschaft los: ‚Die gerechte Sache hat endlich gesiegt!‘

Worauf der entsetzte Koppelberg sofort zurücktelegraphiert ‚Auf der Stelle Berufung einlegen!‘»

III

Die totale Unsicherheit über die eigene Position machte den jüdischen Witz zu einem fast brüderlichen Bekenntnis der Menschen im Zeitalter des Umbruchs. In der Zerstreuung der pluralistischen Gesellschaft lebend, empfanden viele ihre eigene Seele entlastet durch die Wiederholung jüdischer Witze.

So kam es, dass der jüdische Witz in Deutschland eine Blüte erlebte, als nach dem Ersten Weltkrieg die pluralistische Gesellschaft mit dem Fortfall des monarchischen Korsetts noch unübersichtlicher, noch unbegreiflicher wurde und vom Einzelnen noch mehr verlangte, als in den vorhergehenden Jahren. Die Assimilation der deutschen Juden war so gut wie beendet. Sie hatten sich in voller Überzeugung am Kriege beteiligt und die Anzahl der Gefallenen und Dekorierten war im Verhältnis höher als bei den Christen. Die Differenzen schrumpften zu minimalen Unterschieden zusammen; aber gerade dadurch schmälerte sich der Sinn für die pluralistische Notwendigkeit, Verschiedenheiten als solche gelten

zu lassen, statt sie einebenen zu wollen: «Antisemit: «Alles Unglück auf der Welt kommt von den Juden!»

Jude: «Nein von den Radfahrern.»)

Antisemit: «Wieso von den Radfahrern?)

Jude: «Wieso von den Juden?»)»

In diesem Witz ist die Sinnlosigkeit der antisemitischen Propaganda eingefangen, wie sie gerade in dem Augenblick in Deutschland mit Vehemenz vorgetragen wurde, als die Geschlossenheit der deutschen Gesellschaft ebenso dahin war, wie die der jüdischen Bevölkerung vorher. Die politische Rechte begann den irren Versuch, eine verlorene, längst überständige soziale Einheit wiederherzustellen, die nur mit brutaler Gewalt aufgezwungen werden konnte und jeder Besonderheit ihr Recht nehmen musste.

Die reaktionäre Bewegung der völkischen und der Nationalsozialisten hatte weder Verständnis, noch Sympathie für besonnene, freie, schwebende Geister, die sich von den Gegenständen zu lösen verstehen. Ihr eigener Witz war ärmlich, auf das kleinbürgerliche Verständnis beschränkt. Die militärische Zote, auf den Latrinen des Ersten Weltkrieges ausgesponnen, weckte das brüllende Gelächter der braunen Kolonnen. Kein Mann von Geist stand in ihren ersten Reihen. Allenfalls kann man dem Propagandisten Goebbels einen gewissen sarkastischen Scharfsinn zugestehen. Er selber wurde zur Zielscheibe des Spottes seiner primitiven Genossen, während Hauptmann Göring, der spätere Reichsmarschall seines Führers, nicht ungerne hörte, wenn er im Stil des preussischen Kasinowitzes popularisiert wurde. Befreiende Wirkung konnte keine dieser Formen des braunen Witzes haben. Sie setzte zu viel Anerkennung, zu viel Einverständnis voraus.

Die stumpfe, allerlei Regressionen in sich vereinende Sammlungsbewegung des Nationalsozialismus befand sich in tiefem Gegensatz zur Zivilisationstendenz. Die Zivilisation ging auf Mitteilung, Abbau der Hemmnisse, Erweiterung des menschlichen Horizontes aus. Der Nationalsozialismus

verengte alles auf das Nur-Deutsche, das Gewaltsam-Zusammengehaltene, und errichtete neue Schranken. Er verkörperte die totale Opposition gegen den Pluralismus. Er war eine blinde Reaktion auf die Zerstreuung der modernen Menschheit.

Wenn es stimmt, dass verschiedene Weisen der Zerstreuung und Zerstreuung die moderne Gesellschaft kennzeichnen, und der Witz ein Mittel ist, um die entferntesten Gegenstände aufeinander zu beziehen, wie Goethe meinte, dann kommt dem Witz als Versuch der Konzentration grosse Bedeutung zu. Witz ist in der Tat *menschheitliche* Konzentration, mit dem Ziel, die Zerstreuung erträglich zu machen.

Die Braunen wirkten in ihrem Auftreten und widersinnigen Gehabe oft genug komisch. Aber ihre Antwort auf die Zerstreuung war nicht der Witz, nicht seelisch-geistige Konzentration, sondern die Absonderung von der Menschheit und die Verbannung der humanitären Vielfalt aus ihrer Gesellschaft. Die Summe des Witzes der Nationalsozialisten war das Konzentrations-Lager, in das sie am liebsten alles eingesperrt hätten, was sich ihrem System nicht fügte. Das in der historischen Zerstreuung lebende Volk der Juden verfolgte der nationalsozialistische Antisemitismus als das Symbol der Zeit. Die hitlerische Propaganda und Literatur konnte sich nicht genug tun, die «verjudete Republik», den «Ungeist des Judentums» und ähnliche Zielscheiben für seine Aggressionstendenzen aufzustellen. Im Judentum sollte der humanitäre Geist der Zivilisation getroffen werden. Als die braune Aussonderungstendenz in die Ausrottungskampagne überging, wurde Davids Stern zum Kennzeichen der Todgeweihten. Der gelbe Stern, den die Juden im deutschen Machtbereich tragen mussten, war ein universales Symbol. Dass die Nationalsozialisten ihn zu einem Schandmal machen wollten, offenbarte ihren Gegensatz zur Weltgeschichte in seinem ganzen Umfang. Hitler selbst bezeichnete die von ihm propagierte Welt- und Kunstanschauung eine heroische, und Otto Strasser nannte den Nationalsozia-

lismus schlichtweg den Gegensatz zu allem Bestehenden. In Wahrheit bezog diese Auflehnung gegen den Sinn der menschlichen Fortentwicklung ihre Stosskraft gerade aus der bedingungslosen Anerkennung des Irrationalen.

Der Witz ist ein Ventil, um mit dem Irrationalen fertig zu werden, das Unbegreifliche zu bestehen. Der Nationalsozialismus war das Irrationale, das zur Herrschaft gelangt, er war das Unbegreiflich-Chaotische selber und daher ohne Witz⁹.

Gleich zu Beginn der Nazi-Herrschaft schrieb Gottfried Benn an Klaus Mann: «Ihr Vorwurf, ich kämpfte für das Irrationale. In Ihrem Brief lautet die Stelle so: ‚Erst kommt das Bekenntnis zum Irrationalen, dann zur Barbarei, und schon ist man bei Adolf Hitler.‘) Das schreiben Sie in dem Augenblick, wo doch vor aller Augen Ihre opportunistische Fortschrittsauffassung vom Menschen für weiteste Strecken der Erde Bankrott gemacht hat, wo es sich herausstellt, dass es eine flache, leichtsinnige, genussüchtige Auffassung war, dass nie in einer der wahrhaft grossen Epochen der menschlichen Geschichte das Wesen des Menschen anders gedeutet wurde als irrational, irrational heisst schöpfungsnah und schöpfungsfähig. Verstehen Sie doch endlich dort am lateinischen Meer, dass es sich bei den Vorgängen in Deutschland gar nicht um politische Kniffe handelt, die man in der bekannten dialektischen Manier verdrehen und zerreden könnte, sondern es handelt sich um das Hervortreten eines neuen biologischen Typus, die Geschichte mutiert und ein Volk will sich züchten. Wollen Sie, Amateur der Zivilisation und Troubadour des westlichen Fortschritts, endlich doch verstehen, es handelt sich gar nicht um Regierungsformen, sondern um eine alte, vielleicht um die letzte grossartige Konzeption der weissen Rasse ..¹⁰»

Benns Konzeption war keine Realisation des Weltgeistes wie er meinte, sondern ein schlichter Irrtum. Franz Schon-

auer hat in seiner Darstellung der Literatur des Dritten Reiches nachgewiesen, dass die Gleichsetzung von nazistischem Irrationalismus und Schöpfungsfähigkeit in sich falsch war. Das «Schrifttum» des Hitlerstaates entbehrte nicht unfreiwilliger Komik, aber es war alles andere als witzig in seinem dogmatischen Ernst. Es stellte überwiegend eine bessere, verklärt nordisch-deutsche Welt dar, in der gerade Linien den Tages- und Lebenslauf der Menschen bestimmten, statt, wie es der tendenziöse Witz unternimmt, die vertrackten Situationen des menschlichen Daseins blosszustellen und in ihrer Bedingtheit zu zeigen. Die Schöpferkraft des Nationalsozialismus, in dem die deutsche Einheit negativ am gelben Stern abzulesen war, reichte kaum aus, um dem, wie Schönauer sagt, «politisch und national zu kurz gekommenen Volk die einschlägigen Wunschbilder zu liefern: so zum Beispiel das kernige, unverfälschte deutsche Bauerntum, die deutschen Führer- und Heroengestalten, die «Geschichte machen), den faustischen Menschen als Prototyp des Deutschen, den tumben Hans, der nach langer Wanderschaft und mancherlei Irrungen dennoch klug wird, das heisst, zu seinem Volk zurückfindet, ja erst auf Grund seiner langen Odyssee durch die Fremde dieses Volk als das seine erkennt; und schliesslich eines der wichtigsten Bilder: die ruhmreiche im Felde unbesiegte Armee. Auf diese Weise wird ein eindeutig ökonomisch-sozialer Prozess in einen schicksalträchtigen Abwehrkampf alter Volkstumskräfte gegen das zersetzende Gift der Zivilisation umstilisiert, werden Ungereimtheiten der deutschen Geschichte zu Zeichen der Auserwähltheit, wird aus einer militärisch-politischen Katastrophe ein Siegfried-Mythos . . .ⁿ»

Am allerwenigsten vertrug sich solche Stilisierung mit dem Witz der Zivilisation, mit seiner Selbstkritik, seiner Respektlosigkeit und seiner humanitären Tendenz. Der neu-deutsche Mythos forderte kultischen Ernst. Der kolossale Druck des Systems sollte ihn erzwingen. Der neue Glaube, ein «Glauben an Deutschland», an die Lichtgestalt des« Füh-

ners», an das Kollektiv, war ständig in Gefahr, von aufgeklärten Zeitgenossen demaskiert zu werden. Der Witz, der jüdische Witz zumal, gefährdete seinen Bestand. Er konnte mit einem Wort oder einem halben Satz den ganzen Versuch der Lächerlichkeit preisgeben, eine neue Orthodoxie im zwanzigsten Jahrhundert einzurichten.

IV

Vom Standpunkt der neuen Dogmatiker nahm Hans Reimann, vor 1933 ein liberaler Verbreiter sächsischer Witze, im Februar 1944 in «Velhagen & Klasings Monatsheften» eine Abrechnung mit dem jüdischen Witz vor, die über die nationalsozialistische Seelenverfassung angesichts des gelben Sterns ebensoviel aussagt, wie über den jüdischen Witz.

Als Reimann seinen Aufsatz veröffentlichte, hatte die nationalsozialistische Orthodoxie mit ihren gestiefelten Schwarzeröcken das europäische Judentum schon überwältigt. Die «Endlösung» hatte stattgefunden. Die wenigen mittel- und osteuropäischen Juden, die den Mördern entgangen waren, lebten in einer Form der Verfolgung, die grausamer war als die russischen Pogrome des neunzehnten Jahrhunderts oder die Judenschlächtereien während der Kreuzzüge.

Wie zum Hohn beginnt der nationalsozialistische Aufsatz mit der Wiedergabe jüdischer Witze, die sich gegen die Last der eigenen jüdischen Tradition richteten. Der jüdische Witz, wie er seit etwa 1770 in Umlauf kam, enthielt, wie jede aufklärerische Tendenz, immer stark selbstkritische Züge. Selbstkritik war den Nationalsozialisten fremd. Mit Leichtigkeit vermochte deswegen der Autor die jüdische Kritik an gewissen Formen und Misserfolgen der jüdischen Religion zum Beweis gegen das Judentum zu erheben.

Reimann zitiert den bekannten Witz gegen den überspitzten Scharfsinn, in dem einer des anderen Hintergedanken als die Basis nimmt, auf der er seine eigenen Schlüsse zieht:

«Manasse, rechts und links einen Koffer, sitzt im Wartesaal Zweiter. Pinkus kommt vorbei und fragt, wohin er will. ‚Wohin werd ich wollen?‘) antwortet Manasse, ‚nach Dresden.‘) – ‚Nach Dresden?‘) entrüstet sich Pinkus. ‚Wenn du sagst, du willst nach Dresden, soll ich denken, du willst nach Chemnitz. Ich weiss aber zufällig, du willst wirklich nach Dresden. Also, wozu lügst du?‘)»

Dieser hintersinnige Witz hat viele Varianten, die alle darauf hinauslaufen, die zugrunde liegende Logik zu relativieren, etwa: «Levy hat mit einem Bekannten im Caféhaus Karten gespielt. Es kommt zum Krach, Levy springt zornig auf und schreit: ‚Wieso spiele ich überhaupt mit dir? Ich verstehe selber nicht, wieso ich mich nicht schäme, mit einem Menschen Karten zu spielen, der sich nicht schämt, mit jemanden Karten zu spielen, der mit einem Kerl, wie er einer ist, Karten spielt!‘)»

Man begreift, dass die Spielregeln des vom Talmud dirigierten Lebens in Frage gestellt werden. Der Druck der übermächtigen Tradition soll abgewehrt werden. Der Kommentator versteht das Befreiende dieser Witze nicht. Er schliesst aus dem Wartesaal-Gespräch:

«Pinkus, von der eigenen werten Person auf sein Gegenüber schliessend, nimmt als selbstverständlich an, dass sich Manasse unter keinen Umständen in die Karten gucken lassen wird. Der Jude lügt, wenn er die Wahrheit sagt, und die Wahrheit sagt er mit einer Lüge. Indem Manasse das wirkliche Ziel der Reise nennt, rechnet er damit, dass es Pinkus bezweifelt. Denn auch Pinkus [so kalkuliert Manasse] bisse sich eher die Zunge ab, als dass er eine ehrliche Antwort über die Lippen brächte. Folgedessen benützt Manasse einen Dreh. Da nun Pinkus dem Freund gegenüber denselben Dreh anwenden würde, durchschaut er Manasses Manöver, erobst sich über die Wahrheit und fühlt sich angelogen.

Überdies ist er von vornherein im Bilde, wohin Manasse will. Demzufolge reizt es ihn, den Freund aufs Glatteis zu

locken. Der Mann mit den beiden Koffern jedoch glaubt seinerseits, den Fragenden hineinlegen zu müssen, und tut es, indem er ----- furchtbar gescheit---- mit der Wahrheit blufft¹².»

Soweit der Kommentar. Da er einen Absolutheitsanspruch erhebt, muss ihm die Skepsis des jüdischen Witzes, ja, die Skepsis des Witzes überhaupt, verdächtig erscheinen. Er nennt sie «morsche Intellektualität» und «plattfüssige Blödelei»: «Die Neigung zum Übersteigern wuchert dermassen im jüdischen Hirn, dass es oft schwer fällt, zwischen Ausgeburten morscher Intellektualität und plattfüssiger Blödelei zu unterscheiden .. . Weit davon entfernt, geradeaus zu denken und normal zu handeln, stürzen sich die Kinder Israels in Spitzfindigkeiten. Sie spiegeln sich im rassistischen Ebenbild und schleichen den vertrauten Pfad kurvenreicher Mentalität.»

Zum Beweis dieses geradedenkenden und nordisch-rassistischen Satzes zieht Reimann die Sparsamkeitsüberlegungen eines kleinen Händlers heran;

«Apfelbaum aus Tarnopol steht im Postamt des Bahnhofs Friedrichstrasse und entwirft ein Telegramm an seine Frau: «Schnürsenkel gut verkauft eintreffe freitag abend zuhause dein sigmund.»

Der Beamte verlangt eine Mark achtzig. Apfelbaum handelt. Der Beamte lässt nicht mit sich handeln. Apfelbaum beschliesst, das Telegramm zu kürzen.

Zunächst streicht er die Schnürsenkel. Rosa weiss, dass er nicht mit Schallplatten handelt.

Dann streicht er ‚gut‘. Wenn er verkauft, verkauft er gut. Dann streicht er Freitagabend. Vor Beginn des Schabbes pflegt er ohnehin daheim zu sein.

Dann streicht er das ‚zu Hause‘. Niemand wird vermuten, dass er schwimmen geht.

Schliesslich streicht er die Unterschrift. 30 Jahre ist er verheiratet, also kennt Rosa seinen Namen.

Ergebnis: ‚Was brauch ich zu depeschieren?)»

Die Tendenz richtet sich wieder gegen den Scharfsinn, der sich selber aufhebt, zugleich aber gegen das unwürdige Leben, das die kleinen Händler unter dem Druck einer feindlichen Umwelt führen müssen. Aus diesem Milieu eines verzweifelt um seine bescheidene Existenz ringenden Kleinbürgertums stammt eine Unzahl witziger Anekdoten. Viele wenden sich gegen die moralisch fragwürdigen Methoden, mit denen der Gewinn erzielt wird. Auch die Überzeugung, dass Handelsgewinn eigentlich Diebstahl sei, kann man finden. Und immer wieder kommt, wie in der populären Literatur aller Zeiten, die Figur des betrogenen Betrügers vor: «Chef: Zweihundert Sommerhosen sind mir liegengeblieben. Was soll ich jetzt mit ihnen anfangen?'

Prokurist: ‚Ich habe eine brillante Idee. Wir schicken die Hosen in die Provinz.)

Chef: ‚Dort kauft sie doch jetzt auch niemand.)

Prokurist: ‚O doch, man muss es nur richtig anpacken. Wir senden unseren Kunden Musterpakete zu zehn Hosen und fakturieren ihnen nur acht. Wir tun einfach, als ob wir uns geirrt hätten, berechnen aber in Wirklichkeit so viel, dass wir doch noch auf die Rechnung kommen. Dann werden unsere Kunden sich freuen, dass sie uns hereinlegen können, und sie werden die Pakete behalten.)

Der Chef findet den Einfall grossartig, und die Pakete mit den beigelegten Fakturen werden abgeschickt. . . Drei Tage später schreit der Chef den Prokuristen an:

‚Sie Idiot, Sie Rindvieh, schauen Sie, was Sie uns eingebrockt haben! Kein Kunde hat die Ware behalten, aber alle haben nur acht Hosen zurückgeschickt!)»

Oder andersherum:

«Kunde, wutschnaubend: ‚Ich habe von Ihnen Ihre beste Zigarre verlangt ----- und was haben Sie mir da verkauft?

Einen Dreck, einen Schund .. . Wieso sagen Sie nichts?) Verkäufer, melancholisch: ‚Was soll ich Ihnen denn sagen, Sie Glückspilz, Sie haben ja nur eine einzige dieser Zigarren - ich aber habe einen ganzen Laden voll davon!)»

Wirklich, der Händler kann einem leid tun. So schlecht geht es ihm. Die Welt ist unvollkommen im Leben wie im Sterben. Das zeigen Witze, die sich gegen althergebrachte Bräuche richten. Der eine gegen die Rolle und Funktion des Heiratsvermittlers, des «Schadchen», der das unvollkommenste Wesen auf der ganzen Welt, jungen Menschen anpreisen muss, und der andere gegen die patriarchalische Tyrannei. «Der alte Frankfurter hatte den Einfall, seinen drei Erben das Vermögen nur unter der Bedingung zu vermachen, dass ihm jeder tausend Mark in den Sarg legt. Zwei der Erben fügen sich missmutig dem unsinnigen Wunsch. Der dritte tritt an den Sarg, nimmt die eingelegten zweitausend Mark an sich und legt stattdessen einen Wechsel hinein auf dreitausend Mark, zahlbar nach Sicht.»

Reimann variiert denselben Witz dahin, dass das Vermögen frommen Stiftungen der drei Konfessionen vermacht worden sei, dass Protestant und Katholik den letzten Willen respektieren, dass aber der Vertreter der jüdischen Gemeinde den Trick mit dem Wechsel mit einem Scheck anwendet. Damit wird aus der Selbstkritik ein Instrument des Antisemitismus. So leicht geht das.

Bei den Schadchen-Witzen ist nicht einmal die Variation nötig. Der antisemitische Kommentar stellt fest, dass dem Mann mies vor der Frau und der Frau mies vor dem Mann sei, und erklärt, offenbar die dem Führer geweihte, blonde ss-Ehe vor Augen, «am schmierigsten» würden die Juden «in ihrem Witz», sobald sie das Thema «Frau» berührten: «Teils macht der Jude in idyllischem Familienleben, in ehelichem Glück und in Vaterstolz, teils schmäht und verrät er [dem augurischen Blinzeln eines Leidensgenossen zuliebe] Weib, Tochter, Sohn, Mischpoche und sich selber. Aus den Löchern seiner zerschlissenen und nur mühsam mit Zivilisation geflickten Weltanschauung lugt der Nihilismus.» Zum Beweis dieser Verhöhnung führt der Autor an: «,Deine Sarah gefällt mir nicht', flüstert Karpeles. ‚Sie hat einen Buckel, sie lispelt, sie schielt -'

„Red ruhig laut) ermuntert der Ehemann, ‚taub ist sie auch.‘»
Dass solcher Witz nur auf dem Hintergrund ausgeprägten Familiensinnes überhaupt gedeihen kann, blieb dem Kommentator nicht verborgen; aber er konnte dieses Wissen nicht gelten lassen, sonst hätte er zugeben müssen, dass im Judentum eine Kraft lebte, die der Nazistaat zum Lippenbekenntnis erhob und vergeblich als urdeutsch anpries. Aber weiter im Text.

«Warum hast du eine so hässliche Frau genommen?)

„Weisst du, innerlich ist sie schön!“

„Nu – lass sie wenden!“

Hier werden, was Freud feststellte, im Witz verschüttete Lustquellen wieder lebendig. Der Widerschein dient dazu, alte Freiheiten wiederherzustellen, er schafft psychische Erleichterung. Reimann will davon nichts wissen: «Ehrfurcht schätzen sie daneben. Schnoddriges Witzeln ist der einzige Sport, den sie betreiben.»

Reimann sieht nicht einmal, dass dieses verpönte Witzeln ein «Wehrsport» ist, sinnvoller und menschlicher als die Gepäckmärsche und Kollektivmassnahmen der braunen Kolonnen, und er droht:

«Bald erheben sie ein Wehgeschrei, weil sie getreten werden; bald frohlocken sie, weil sie treten. Aber rasch kapieren, ist noch nicht Klugheit. Es ist nur Routine. Und diese Ware, von der sie ein reich assortiertes Lager besitzen, wird sie zugrunde richten.

Denn wer seinen Witz dazu missbraucht, nichts ernst zu nehmen, und alles zu verneinen, schaufelt sein eigenes Grab.»

Damit ist die Ausrottung der Juden durch den jüdischen Witz gerechtfertigt. Eine Ungeheuerlichkeit, kaum zu fassen, und ohne literarisches Beispiel.

Hat diese Unmenschlichkeit einen Sinn?

Sie lässt sich aus dem absoluten Widerspruch des Nationalsozialismus zur Menschheitsentwicklung erklären. Sie kann aus seinem bestialischen Charakter abgeleitet werden. Sie

entspricht seiner Geistfeindlichkeit und dem nationalsozialistischen Versuch, in einer offenen Gesellschaft ein System totaler Abgeschlossenheit zu etablieren. Aber das alles genügt nicht.

Der jüdische Witz enthält in seiner Kritik an jüdischen Institutionen und Daseinsformen zugleich so etwas wie die Verheissung eines besseren Lebens¹³. Freud meinte, dass die Leistung des Witzes von Anfang an darin bestehe, «innere Hemmungen aufzuheben und durch sie unzugänglich gewordene Lustquellen ergiebig zu machen.» Der soziologischen Betrachtung erscheint diese These als ein Hinweis auf die hinter ihr liegende Ideologie. Ist nicht Freuds Darstellung des Menschen als eines ewigen Suchers nach Lust eine psychologische Profanierung der Verheissung eines besseren Lebens? Und hat nicht der Witz als ein immer wiederkehrender Versuch zu gelten, sich in die Nähe dieses besseren Lebens zu versetzen?

Ein Beispiel: «Einer kauft ein Pferd für dreihundertdreißig Mark, schafft es nach seinem Dorf, gerät in ein Unwetter und schwört, das Pferd umgehend zu verkaufen und den Erlös umgehend einem frommen Zweck zuzuführen, wenn er nur heil davonkommt.

Der Wunsch geht in Erfüllung. Der Davongekommene kauft ein Kaninchen, stellt sich auf den Markt und bietet das Pferd für eine Mark fünfzig an.

Grosses Geraune ringsum. Jeder will den Gaul haben.

„Es ist ein Haken dabei) bekennt der Verkäufer, „das Pferd ist nur zusammen mit dem Kaninchen feil.)

„Was preist das Kaninchen?)

Vierhundert Mark.)»

Mit diesem Witz wird Lust auf Kosten der übermenschlichen Mächte gewonnen. Für einen Augenblick scheint die Möglichkeit gekommen, der arme getretene Mensch sei in der Lage, die Urgewalt zu überlisten. Das ist ein uraltes Motiv aller Religionskreise, kein speziell jüdischer, sondern ein Menschheitstraum. Kommentator Reimann schreibt zu die-

sem Witz: «Der Glaube der Juden ist Aberglaube, ihr Tempel ein Klublokal und ihr Gott ein allmächtiger Warenhausbesitzer, den man, wo irgendmöglich, von vorn und von hinten beschummeln muss.»

Nichts von homerischem Gelächter, kein erwärmendes Einverständnis mit dem eitlen Traum der Menschen findet sich in dieser Auffassung, doch wird die mediokre Hoffnungslosigkeit des nationalsozialistischen Denkens deutlich, seine Beschränktheit und sein Gerichtetsein.

Nichts war dem Nationalsozialismus fremder als die universale Erwartung einer menschlicheren Welt. Im jüdischen Witz und im gelben Stern, der kein Schandmal werden konnte, überlebte diese Utopie ihre Verneiner.

«Der Lehrer fragt den kleinen Moritz: ‚Wie stellst du dir das Dritte Reich vor?’

‚Genau so, wie es ist, Herr Lehrer.‘»

V

Die Verheissung des Witzes, dass der geschlagenen und getretenen Menschheit dank ihres Geistes eine bessere Welt zugesagt sei, gilt für alle. Im jüdischen Witz ist sie exemplarisch: «Ein Jude kommt zum Rabbiner der Nachbarstadt, um ihn um Rat zu fragen. ‚Ihr habt doch selber einen Rabbiner’, wundert sich der, (warum gehst du nicht zu dem?’

‚Bei dem war ich schon’, gibt der Ratsuchende zu, ‚aber ich habe mir gedacht, zwei Ochsen ziehen den Karren besser aus dem Dreck als einer . . .’» Mit Recht sagt Salcia Landmann, der jüdische Witz sei, inhaltlich betrachtet, alles Folgende: Kampf gegen den Druck durch die feindliche Umwelt; Kampf gegen den Druck einer übermächtigen eigenen Tradition; Kampf für Lockerung und Freiheit *von* Unerträglichem oder doch schwer Tragbarem; und gleichzeitig Kampf und Einsatz *für* eine neue, neuzeitliche, nicht mehr allge-

mein-normative, sondern mehr personalgefärbte Ethik. Und bei aller Skepsis, bei allem Misstrauen, bei allem Wissen um die Unzulänglichkeit aller menschlichen Belange klingen dennoch im Hintergrund immer Spuren der prophetisch-messianischen Träume mit, wenn auch manchmal nur blass und in säkularisierter Weise . . . Der Witz ist die letzte Waffe des Geschlagenen, dem der heroische Kampf, der direkte Weg versagt ist. . . Eine Waffe, die auch und gerade dem Unterlegenen zu Gebote steht:

«Der Leutnant gibt der Truppe theoretischen Unterricht. Am andern Tag will er die Rekruten abfragen.

,Rekrut Katzenschein, warum soll der Soldat für Kaiser und Vaterland sein Leben willig opfern?)

Katzenschein: ,Ja, wirklich, warum soll er, Herr Leutnant?)» Dieses ,Ja, wirklich) des Rekruten enthält, wie wir heute nur zu gut wissen, recht begründete Zweifel am Sinn des patriotischen Sterbens. Als der Witz aufkam, waren solche Zweifel vorzüglich der jüdischen Minderheit geläufig, die ohne gleiche staatsbürgerliche Rechte doch dieselben Opfer bringen sollte, die einer herrschenden Schicht zur Verteidigung ihrer Privilegien wohl anstanden¹⁴. Ja, wirklich, warum soll er, der einfache Mann, der Angehörige einer getretenen Minorität, der mit Mühe sein Leben fristet, für die Interessen der Grossen sterben?

«Feldwebel: ,Wozu hat der Soldat sein Gewehr?) Rekrut Lemberger: ,Zum Schiessen, Gott behüte.)» Inzwischen ist das «Gott behüte» zu einer Maxime der Weltpolitik geworden. Die Theorie der atomaren Abschreckung beruht ebenso darauf wie die Systeme der NATO oder des Warschauer Paktes, und die Antwort des jüdischen Soldaten Moische an Zar Nikolaus I. ist längst ihrer Ursprungssituation ledig und überall denkbar:

«Nikolaus inspiziert seine Soldaten. Dabei stellt er ihnen Fragen.

Nikolaus: ,Warum dienst du?)

Piotr: ,Weil ich den Zaren liebe.)

Nikolaus zum zweiten Soldaten: ‚Und du?‘

Iwan: ‚Weil ich das Vaterland liebe.‘)

Nikolaus zum dritten Soldaten: ‚Und du?‘

Moische: ‚Ja, was konnte ich denn dagegen tun, nachdem mich irgendein Mistfink bei den Militärbehörden denunziert hat?)»

Alle drei Witze zusammengenommen charakterisieren vorzüglich das Lebensgefühl im Atomzeitalter. Die unerträgliche Last der Bombe hat die zivilisierte Menschheit in die Rolle einer machtlosen Minorität verwiesen, aus der sie nur ihr Witz retten kann. Es geht darum, diese Waffe beizeiten gegen die alten Spielregeln anzuwenden, die ins Unglück führen:

«Der Feldwebel erklärt den Rekruten:

‚Ich zähle auf drei, und dann rennen Sie los wie der Blitz! Also ich fange an! Eins . . . zwei. . . He, Sie da, was rennen Sie denn schon los? Haben Sie mich nicht verstanden?)

Rosenblum: ‚Ach, Herr Feldwebel, das hier sind ja alles Esel; ich aber habe doch gewusst, dass sie gleich ‚drei‘ sagen werden!)»

Salcia Landmann ist der Ansicht, der jüdische Witz sterbe aus. Die Vernichtung des Judentums in Mittel- und Osteuropa habe ihm den Boden entzogen und die veränderten sozialen Bedingungen in Israel begünstigten ihn nicht. Israel sei, wie das vor-aufklärerische Judentum, fromm und ernsthaft, ohne Witz. Das mag sein oder nicht. Eine allgemeinere Betrachtung erlaubt freilich den Schluss, dass der jüdische Witz prophetisch-messianische Träume vorwegnahm, ohne die aus der bedrängten Gegenwart nur schwer ein Weg in die Zukunft des Menschengeschlechts zu finden ist.

Die Menschheit weiss, dass ihre Spielführer jeden Augenblick «drei sagen» werden.

Wird sie vorher losrennen?

Die Antwort wird nicht viel klüger sein als jene berühmte auf die Frage: ««Können Sie Klavier spielen?)

«Ich weiss nicht. Ich muss mal versuchen . . .’»



In Kalifornien, 1952

Eigentümlichkeiten der bundesdeutschen Meinungsbildung

I

Zwei rivalisierende Tendenzen bilden die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik: eine reaktionäre und eine konservative. Die konservative will den Meinungspluralismus, ohne den es keine Demokratie geben kann, erhalten. Die reaktionäre Richtung strebt hinter ihn zurück auf einen neuen Meinungsmonopolismus zu.

Die konservative Richtung wird gewöhnlich als die Linke bezeichnet, die reaktionäre als die Rechte, doch wäre es verkehrt, die beiden Tendenzen mit den beiden grossen Parteien in eins zu setzen, die den sozialen Antagonismus parlamentarisch repräsentieren. Es handelt sich nämlich um historische Tendenzen der Gesellschaftsstruktur selber, die nur annähernd von Parteien gedeckt werden können. Das beweisen unter anderem die «heimatlose Linke» im Umkreis der Opposition und die – wie ich sie nennen möchte – «unbehauste Rechte» auf der Regierungsseite.

Heimatlose und Unbehauste leiden denselben Mangel. Ihre Meinungen sind zwar gesellschaftlich möglich, aber nicht staatlich, das heisst nicht möglich in der herrschenden Verfassung des gesellschaftlichen Lebens. Sie finden keinen Raum in der bundesrepublikanischen Herberge, weil sie ihrer architektonischen Notwendigkeit, ihrem strukturellen Zwang zuwiderlaufen. Dadurch bringen sie sich um ihre Relevanz. Sie bleiben quasi private Meinungen ohne politische Erheblichkeit, denn Politik heisst vor allem, aus den Notwendigkeiten das Beste zu machen und nicht das Beste dem Notwendigen vorzuhalten.

Trotz dieser gemeinsamen Schwächen im Politischen sind die beiden Extreme sozial nicht uninteressant und können

als gesellschaftliche Faktoren der Meinungsbildung Aufmerksamkeit erwarten. Denn auch ihre quasi privaten Meinungen geben Aufschluss über Strömungen und Tendenzen, die sich zu politischen artikulieren können, wenn sie einen wirkungsmöglichen Ansatz finden. Das hat nicht zuletzt die Bündelung der unbehausten Rechten durch Hitler erwiesen, das zeigt sich in den Entwicklungsländern tagaus, tagein. Vielleicht kann man sogar behaupten, dass der Überdruß und die Langeweile des Predigers tauber Ohren überhaupt nur die Wahl lassen, sich ins Ganzprivate zurückzuziehen oder aber sich ins Politische zu entladen. Die demokratische Gesellschaft tut gut daran, die heimatlose Linke und die unbehauste Rechte zu tolerieren und ihnen zugleich durch vernünftige Politik das Nachsehen zu geben.

II

Dieser allgemeine Ratschlag führt zur Kernfrage, ob die beheimateten und behausten Mitglieder der parlamentarischen Demokratie in Deutschland dazu imstande sind, das heisst, ob die Konkurrenz der monopolistischen Tendenz mit der pluralistischen zugunsten der letzteren entschieden werden kann.

Die Antwort erfordert zwei Überlegungen, von denen die eine mehr akut-taktisch-politisch, die andere mehr historisch-soziologischer Natur ist.

Die erste Überlegung muss berücksichtigen, dass die Bundesrepublik seit 1949 von derselben Koalition regiert wird, die in diesen zwölf Jahren alle die Eigentümlichkeiten kumuliert hat, die eine länger dauernde Herrschaft so mit sich bringt. Sie hat schon die Meinung für sich, dass Dauer ein Wert an sich sei, und sie hat selbstverständlich das Verlangen, zuwiderlaufende Meinungen abzuwehren. Wie jede Regierung tendiert auch diese eher zum Monopol als zum Pluralismus der Meinungen, weil Vielfalt der Herrschaft

abträglich ist. Sie befindet sich dank der Dauer und dem Umfang ihrer Macht in jenem königlichen Zustand, von dem Francis Bacon gesagt hat, es sei «ein jammervoller Gemütszustand, wenn man wenig zu begehren und vieles zu fürchten hat; und doch ist dies im Allgemeinen das Los der Könige. Sie stehen am höchsten und haben nichts mehr zu erstreben. Dadurch erschläfft ihr Geist. Sie sind von eingebildeten Gefahren und drohenden Schatten umgeben. Das nimmt ihrem Gemüte die Fröhlichkeit¹».

Misstrauen und Missgeburten der ermüdeten Phantasie, wie sie etwa das Bundesinnenministerium hervorgebracht hat oder der Kanzler mit seinem verfassungswidrigen Fernsehplan, gehören zu den akuten Erscheinungen der monopolistischen Tendenz einer lange währenden Regierung, die sonst sein will, wie sie mag. Es ist klar, dass dieser Trend erfolgreich auf die Bequemlichkeit der Wähler spekulieren kann, die – noch im Schatten vergangener Unbill! – nichts riskieren wollen, die lieber ausweichen als aufkommenden Gefahren entgegenarbeiten wollen, ja, die schon in der Nennung von Gefahren einen Anschlag auf ihre Sicherheit wittern. Auch kann kein Zweifel darüber bestehen, dass diese Art von Begünstigung der monopolistischen Tendenz bereits auf die präsumptive Anhängerschaft der Opposition übergegriffen hat. Sie ist eine Angelegenheit der Mentalität geworden, dringt also aus dem Politischen heraus in die vorpolitischen, privaten Bezirke hinein und entpolitisiert wieder, was durch den Schock von 1945 aktiviert worden war. Akut-taktisch-politisch muss also von einer Entpolitisierung des öffentlichen Lebens unter Vorantritt der Bundesregierung gesprochen werden. Auf welche historisch-soziologischen Eigentümlichkeiten trifft dieser makabre Zug? Was hat man von einem solchen Zusammentreffen zu erwarten?

Das vorherrschende Merkmal der bundesdeutschen Gesellschaft ist der ausgeprägte Sinn für «oben» und «unten» im Bewusstsein aller Schichten. Dieses Oben-und-unten-Bewusstsein prägt das Gesellschaftsbild des Arbeiters nicht

weniger als das der Mittelklasse oder der herrschenden Schicht. Es ist ein sozialer Faktor, der die politischen Einstellungen überlagert und sich häufig nach ganz anderen Kriterien richtet als denen der Machtfülle, für die er einen gewissen praktischen Wert hat. Traditionelle Vorstellungen vom Rang bestimmter Berufe und Fähigkeiten bestimmen es ebenso wie die Ansicht, der Mensch werde «unten» geboren und müsse es in seinem Leben «zu etwas bringen», er müsse aufsteigen, oder, bei den «oben» Geborenen, er dürfe nicht absteigen. Dabei bedeutet «oben» und «unten», je nach Ehrgeiz und Anspruch der Betreffenden, immer wieder etwas anderes. Die Grenzen verschieben sich. Sie sind relativ, werden aber als absolute Realitäten anerkannt.

Mit der Anerkennung solcher Grenzen werden die Schichten nicht bloss zu horizontalen Einteilungen der Gesellschaft in dem Sinne, dass sie von unten nach oben übereinandergetürmt sind, sondern auch in dem Sinne, dass sie den Horizont der Weltansicht entscheidend mitbestimmen, dass sie politisch erhebliche Meinungen bilden. Erfolgte diese Meinungsbildung schichteinheitlich in dem engen Verstande, dass das Schicht-Sein das Bewusstsein bestimme und damit eine notwendige Beziehung der Schicht-Stärke zur Anzahl der Meinungen herstellte, würde die stärkste Schicht den Ton angeben. Das geschieht indessen nicht. Das Oben-und-unten-Bewusstsein verschiebt die Gewichte zugunsten der von oben kommenden Meinungen, so dass andere Mehrheiten sich bilden als diejenigen, die nach der Auszählung der Schichten anzunehmen wären.

In der Bundesrepublik kann man keineswegs auf 52 v. H. «Arbeitermeinungen», 42 v.H. «Mittelstandsansichten» und 6 v. H. «Oberklassenmeinungen» schliessen, wie es den grobgeschätzten Schichtanteilen der Bevölkerung entspräche. Man darf vielmehr annehmen, dass in den Übergangsregionen «nach oben» gemeint wird und dass die vertikalen Fachgliederungen dabei eine Rolle spielen. Sie verbinden nicht nur Angehörige verschiedener Schichten einem gemein-

samen, spezialisierten Interesse, sondern bilden Schächte, in denen der Übergang von einer zur anderen Schicht noch möglich ist.

Da diese Schächte zugleich und in erster Linie Befehlswege von oben nach unten sind, tragen sie auch Meinungen von oben nach unten, die deshalb goutiert werden, weil sie von den Oberen kommen – Meinungen, die oft ohne Zusammenhang mit dem Interesse dessen sind, der sie annimmt, und von ihm zurückgewiesen würden, kämen sie von aussen. So aber stehen sie in direkter Beziehung zur Aufstiegschance und werden lebenswichtig.

Die Hilfsvorstellung der von Schächten durchzogenen Schichten als meinungsbildende Faktoren zeigt also einen Verlust «unterer» Meinungen zugunsten der «oberen» an. Das gilt für die Arbeiterklasse und den Mittelstand, doch nicht für die Oberschicht, über der scheinbar nichts ist. Sie besteht aus den Spitzen vertikaler Schächte und repräsentiert insofern deren Funktionen und Vielfalt. Das bedeutet Konkurrenz und damit Ungewissheit darüber, ob man nun wirklich oben ist, oder ob nicht dieser oder jener grösseres Ansehen, feinere Allüren oder mehr Gewalt habe. Einigkeit kann nur darüber bestehen, dass alles, was definitiv unten ist, unten zu bleiben hat, um die eigene Hoheit nicht zu gefährden.

Dieses Ziel wird durch Abschliessung erstrebt, die allemal den Oberen in der Meinung der Unteren hebt, weil sie ihn unerreichbarer macht. Spitzenmanager verzichten auf diese förmliche, aber meinungsbildende Distanzierung sowenig wie Minister oder Bischöfe, gerade und auch dann nicht, wenn sie dank ihrer funktionellen Tüchtigkeit aus der mittleren oder unteren Schicht in die Oberklasse heraufgeklettert sind. Der Professor, der in der Volksmeinung das höchste Prestige genießt, verdankt es nicht sosehr der besonderen Hochachtung der Deutschen vor dem Geist, sondern der Erfahrung, dass sich das mittelalterliche System unserer Universitäten als entscheidendes Aufstiegshindernis bewährt hat und bis in die jüngste Zeit sich aus der eigenen

Exklusivität ergänzte. Die geschlossene Gesellschaft der Professoren als die Anführer der Meinungsbildung zu sehen, ist eine Eigentümlichkeit, die kritische Rückschlüsse auf die theoretisch offenen deutschen Zustände zulässt. Man könnte fragen, ob die unteren Schichten, die sich von diesen Oberen beeinflussen lassen, anderen Rat erhalten können als den, es ihnen gleichzutun. Man könnte bezweifeln, dass aus der lebenslangen Abgeschlossenheit des Gelehrtenstandes die Interessen der unteren Schichten wahrgenommen werden können.

Ähnliches gilt für die Beamten als Meinungsbildner. Sofern sie als höhere und höchste Beamte zur Oberschicht gehören, entstammen sie in der Regel dieser Schicht, haben zur Mittelklasse nur lose, zur Arbeiterschaft mit hoher Wahrscheinlichkeit keinerlei Beziehung. Persönlich der Oberklasse zugehörig, sachlich dem Staate verpflichtet, wird man sie kaum als Anwälte des Meinungspluralismus bezeichnen können.

So zeigt die Oberschicht, obwohl sie aus den Spitzen pluralistischer «Schächte» besteht, eine unverkennbare Tendenz, Meinung, die von unten kommt, zu distanzieren, sie «in ihre Schranken zu verweisen», damit die Schranken bleiben, was sie sind.

III

Die augenblickliche Entpolitisierung des öffentlichen Lebens in der Bundesrepublik trifft also auf eine Schichtung, die etwa der von 1930 entspricht, wenn man das agrarische Element Mittel- und Ostdeutschlands abzieht. Das gibt wenig Anlass, auf eine politische Meinungsbildung zu hoffen, die den im letzten Drittel des Jahrhunderts anfallenden Aufgaben gerecht werden könnte. Aber nicht nur die horizontale und vertikale Gliederung gehören zu den strukturellen Notwendigkeiten. Der Ballast an ideologischen Überlieferungen muss in Betracht gezogen werden. Dies umso mehr,

als die glücklichen Nachkriegsjahre längst vorbei sind, in denen man glauben konnte, ein neuer Anfang sei möglich, wenn man nur die Historiker und ihre Assistenten allesamt auf eine ferne Insel verbanne².

Die Ideologien der heimatlosen Linken und der unbehausten Rechten bezeichnen auch hier die äussersten Grenzen relevanter Meinungsbildung. Sie verdeutlichen zugleich, dass es sich bei dem historischen Ballast mehr um psychische Konstanten handelt, die rational aufgezümt werden, als um Ideen. Bestimmte Antriebe werden mit Lieblingsideen verknüpft, auch wenn sie in der Realität keine Wirkungsmöglichkeit haben. Instinkte, Deckerinnerungen und das, was Pareto die «Beharrlichkeit der Aggregate» genannt hat, produzieren einen Knäuel von Meinungen, für die man vergebens eine notwendige Beziehung zwischen Gruppensituation und Bewusstsein sucht. Es handelt sich offenbar um überflüssige, quasi luxuriöse Beziehungen zwischen Sein und Denken, um gehätschelte Überbleibsel.

Daran besteht nun freilich in der bundesrepublikanischen Meinungsbildung kein Mangel. Schon das Oben-und-Unten-Bewusstsein ist in einen solchen Knäuel verwickelt. Die einfache Tatsache, dass es in gewissen gesellschaftlichen Funktionen «oben» und «unten» geben muss und in anderen nicht, gibt Anlass zu den merkwürdigsten Ideologisierungen und Absagen an die freie Entfaltung von Meinungen. Ein Beispiel, das für viele steht, das aber deshalb zitiert sei, weil es die hauptberuflichen Meinungsmacher betrifft, hat H.M. Enzensberger unlängst in der Wochenzeitung «Die Zeit» [17.2.1961] vorgebracht. Enzensberger geht von der Beobachtung aus, dass in den Redaktionen und Herausgebergremien etwas umgeht, was er die «Gratisangst» nennt, nämlich die Bereitschaft, nicht bloss heikle und umstrittene Themen zu meiden, sondern sie auch schon abzusetzen, wenn nur der Verdacht laut wird, sie könnten es sein. Es beginnt in der Konferenz damit, «dass einer der Herren sich erhebt und betont. Er betont, dass er persönlich nichts gegen den

Autor oder das Manuskript habe. Im Gegenteil. Liberal, wie er nun einmal denke, müsse er jedermann das Recht auf solche Äusserungen zubilligen, sofern sie einigermassen fundiert, gut geschrieben und nicht wider das Gesetz seien. Andererseits, so fährt er fort, fühle er sich verpflichtet, zu bedenken zu geben. Nicht, als hätte er selber Bedenken. Aber man müsse auch die Bedenken anderer bedenken. Schliesslich sei nicht jedermann so grosszügig wie der Sprecher. Was wird die Stadtverwaltung zu der Glosse sagen? Wie wird das bischöfliche Ordinariat auf die Erzählung reagieren? Ob die spanische Botschaft gegen den geplanten Film nicht protestieren wird? Und der Rektor der Universität? Die Bundeswehr? Der Dachverband deutscher Ofensetzer? Die Industrie- und Handelskammer? Dies leuchtet den versammelten Herren ein, schliesslich will sich niemand mutwillig Ärger auf den Hals laden. Es ist vernünftiger, nett zueinander zu sein. Das erspart lästige Zuschriften, Vorgänge, Telefongespräche.»

So ist's und nicht anders. Enzensberger schliesst mit Recht, dass keine der zitierten Gruppen oder Institutionen gegen unbehagliche Ansichten etwas anderes tun kann, als ihre dawider zu setzen. Das Grundgesetz garantiert es; aber das hat sich noch nicht herumgesprochen bei den Oberen und Unteren der Publikationsindustrie, und so gibt es doch schmerzlichen Ärger hin und wieder. Aber, wo gibt es den nicht?

Was Enzensberger «Gratisangst» nennt, ist soziologisch gesehen der Druck des gesellschaftlichen Über-Ich auf das «Ich» der kleinen, sich in der Konferenz gegenüberstehenden Gruppe. Diese Konferenz ist von der globalen Bindung an die Bundesrepublik gefesselt. Was Heine den unausrottbaren deutschen Royalismus nannte, hat die Form der Ergebenheit gegenüber Verbandsinteressen angenommen, deren Machtumfang nicht genau abgeschätzt werden kann.

Wer kennt sich genau aus im Beziehungsnetz dieser Republik? Wer weiss, welchen Einfluss das bischöfliche Ordinariat,

die Kammern, der Botschafter eines faschistischen Staates haben? Ungewissheit mahnt zur Vorsicht. Vernünftigerweise tritt man Vipern nicht auf den Schwanz.

Theodor Eschenburg sprach treffend von «Gefälligkeitsdemokratie». Sie ist Ergebnis und Ursache der «Gratisangst» zugleich. Im Bereich der Meinungsbildung verhindert sie, dass die Presse als gesellschaftliche Gruppe ihre Funktion erfüllt. Der Verband der Ofensetzer würde sich schön verbiten, dass jemand anderer als seine Mitglieder Öfen setzen. Die bundesrepublikanische Presse bescheidet sich allzuleicht mit der Aufgabe, Meinungen zu reflektieren. Sie hat noch nicht das Selbstbewusstsein, ungeniert Meinungen zu machen.

Der Mangel an Selbstbewusstsein stammt historisch aus zwei Fehleinschätzungen. Erstens wirkt die berechtigte Abscheu vor der gelenkten Presse des Dritten Reiches nach. Die Verkammerung des Pressewesens hat den Verbandscharakter der Presse diskreditiert. So wird übersehen, dass eine freie gesellschaftliche Gruppierung etwas anderes ist als eine vom Staat eingefangene und dirigierte. Man hält sich zurück, beschränkt sich auf den eigenen kleinen Bereich und gibt gerade damit den Weg für die Untergruppen frei, die sich auf dem Weg unternehmerischer Konzentration etablieren und sofort anfangen, Druck auszuüben.

Zweitens liegt der reflexiven Neigung die Vorstellung zugrunde, dass demokratische Meinungsbildung Sammlung von privaten Ansichten der einzelnen Bürger sei. Das geht auf Rousseaus plebiszitäre Ideen zurück. Private Meinungen werden aber erst durch Gruppierung öffentlich und damit demokratisch, und Aufgabe der demokratischen Presse ist es, solche Gruppierungen zu provozieren. Ohne Provokation wird der Dualismus von Meinungsmonopol und Meinungslosigkeit nicht überwunden. Das Überhandnehmen der Meinungsbefragung folgt aus dem Mangel an Provokation, kann aber die Sache selber nicht ändern³.

Offensichtlich fehlt den zitierten Helden dieselbe Fröhlich-

keit, die der Bundesregierung abhandengekommen ist. Sie reflektieren deren meinungsmonopolistische Tendenz, obwohl sie keineswegs «oben» sind, sondern inmitten der pluralistischen Vielfalt. Ihnen wird aber jeder andere zum «Oberen», und damit haben sie das Spiel für den Meinungspluralismus schon verloren. Nichts zeigt diese bedauerliche Ermüdung besser als die augenzwinkernde Bewunderung, die einer erfährt, wenn er das Selbstverständliche tut und seine Meinung durchsetzt: «Junge, Junge! *Eigentlich* tut man das doch nicht!»

Der Schatten von oben wäre nichts, fiele er nicht auf sonnige Aufstiegsträume. Seitdem sich im Zuge verbesserter Technik und Wirtschaft der Konsum gehoben hat und im Mittelfeld der Gesellschaft einige Grenzen verwischt wurden, sind sie die Segeljacht des kleinen Mannes, mit der er durch die Ratenzahlung steuert. Mit jedem Kühlschrank, jedem Fernsehkasten und allem, was vier Räder hat, verbindet sich die *Illusion*, weiter nach oben zu kommen. Das setzt man doch nicht durch Meinungen aufs Spiel?

Die bundesdeutsche Meinungsbildung hat unter diesen Umständen Eigentümlichkeiten der gelenkten Marktwirtschaft angenommen. Ihre Investitionen setzen ausreichenden Konsumwillen voraus. Er wird durch einen gewaltigen Apparat der Meinungsbeeinflussung manipuliert. Sie gaukelt die Illusion eines glücklichen Lebens vor, um den Leuten das Geld aus den Taschen zu ziehen, mit denen die Eigentümer ihre Investitionen bezahlen und damit ihr Einkommen und ihr Vermögen vergrößern. So wie die konsumierenden Nicht-eigentümer bei diesem Prozess nicht zu Vermögensbildung gelangen können und die Eigentümer immer reicher werden, wird im Zuge marktwirtschaftlicher Meinungsbildung die Meinung des «Aufstiegsträumers» immer ohnmächtiger und die der Besitzenden [die Einkommen aus Vermögen haben] immer massiver. Dank der Illusion, die höherer Konsum verleiht, wird dieser Zustand auch von den Betrogenen als positiv empfunden. Wer wird da negativ sein wollen und

das gute Einvernehmen stören? Gar den sauren Wind der Kritik beschwören, indem er nicht die Bedenken anderer bedenkt?

Es liegt nahe, für Gratisangst und Gefallsucht den Lebensstandard verantwortlich zu machen. Das geschieht unablässig in mehr oder weniger geistreichen Bemerkungen zum «Wirtschaftswunder». Aber in solchen Betrachtungen kommt in der Regel etwas anderes als Sozialkritik zum Ausdruck, nämlich die antiquierte Frontstellung gegen die «westliche Zivilisation», kombiniert mit der Irrlehre des deutschen Idealismus, dass es dem einfachen Mann schäbig ergehen müsse. Es lohnt sich nicht, darüber weiter zu reden. Dagegen wäre es gut, sich klarzumachen, dass die Deutschen schon lange hervorragend ja sagen konnten, ehe sie bei Goebbels lernten, es zu brüllen. Das kühle Nein hat ihnen umso ärgere Schwierigkeiten gemacht. Nur in der Not liessen sie es sich abpressen, oder wenn es um den Geldsack ging. So auch heute.

Zu den gehätschelten Überbleibseln, die in der Bundesrepublik die freie Meinungsbildung beeinträchtigen, zählt das im höchsten Grade affirmative Verhältnis zum Ganzen unter Brüskierung der Verschiedenheiten. Die Grundsätze der gesellschaftlichen Vielfalt, dass gemeinsam nur die Divergenzen sind und dass ohne deren Anerkennung kein Ganzes möglich ist, war den Deutschen der letzten hundert Jahre immer Hekuba. Dem Ganzen akklamieren, das Volk, die Nation, das Reich bewundern, vergötzen – nichts trieben sie lieber als das. Was Wunder, dass der Überschwang mit Inhumanität beglichen wurde. Wo das Ganze das Idol war, musste man den Einzelnen kujonieren, schinden, womöglich ans Kreuz nageln, ob es sich um ein Individuum oder eine Minorität handelte. Die Kompetenzaufteilung zwischen Bund und Ländern, die im Grundgesetz festgelegt wurde, konnte dieser Tendenz bisher kaum entgegenwirken. Die unitarischen Interessen der Parteien haben sich infolge der seit 1949 unveränderten Bundeskonstellation über die Län-

der gelegt, so dass der Bundesstaat de facto von den Interessen der Parteizentralen, nicht vom freieren, staatenbündlichen Element bestimmt wird.

Historisch handelt es sich bei diesem gähnenden Stumpfsinn um verdorbene Reichsvorstellungen, die ihrerseits auf den kirchlichen Lehrsatz zurückgehen, dass das Ganze vor den Teilen sei. Im Zweiten Reich verband sich diese Ideologie mit der preussischen Verwaltungskunst und mit Grossmachtgefühlen. Diese Verbindung erwies sich als äusserst kräftig. In ihr konnte sogar die Kritik einen festen Platz einnehmen. Ungleich schärfer als heute fochten die Publizisten, und Gustav Radbruch wäre es nicht im Traume eingefallen, die Bedenken seines Landesherrn oder der sozialdemokratischen Fraktion zu bedenken, als er 1910 seine Einführung in die Rechtswissenschaft vom sozialistischen Standpunkt gab. Kaum war es mit der Grossmacht vorbei, sah auch schon jeder das Ganze wieder durch Meinungen bedroht. Der neue Name für die alte Sentimentalität hiess 1920 Volksgemeinschaft, und schon 1930 war die Kritik im allgemeinen Bewusstsein «zersetzend» oder gar «jüdisch-destruktiv».

Für das Reich hat man heutzutage «die abendländischen Werte», wer aber meint, dass rigorose Kritik einer davon sei, «arbeitet dem Osten in die Hände». Der offenkundige Unsinn solcher Ganzheitsansprüche auf die Meinung der einzelnen verhindert ihre Wirkung nicht. Sie drücken auf das Niveau, entmutigen und breiten Verdrliesslichkeit aus.

Was für das Abendland gesagt wurde, gilt nicht weniger für den Wiedervereinigungskomplex. Es wäre eine grausame Selbsttäuschung, wollten die Behausten und Beheimateten der Demokratie übersehen, dass in dem Meinungsmonopol, das in dieser Frage besteht, alle Gefahren des Monopolismus lauern. Alles andere als menschenfreundliche und freiheitliche Tendenzen verhindern die freie Diskussion dieser wichtigen Angelegenheit. Offenbar soll sie nicht diskutiert werden, weil sie wichtig ist. Welches demokratische Volk liesse sich auf solche Vorschriften ein⁴?

Dabei geht es um nichts Geringeres als um die Frage, ob das deutsche Nationalbewusstsein noch etwas anderes sein kann als Grossmachterinnerung, verbunden mit industrieller Emsigkeit.

Eigentümlichkeiten wie diese, seien sie strukturell bedingt oder nicht, veranlassen eher eine pessimistische als eine hoffnungsvolle Antwort auf unsere Frage, ob die Tendenz zum Meinungsmonopolismus aufgefangen wird, oder ob der Pluralismus der Meinungsbildung Boden gewinnen kann. Unter dem Gesichtspunkt der Schichten und der «Schächte», der Überbleibsel und verhärteten Denkgewohnheiten erscheint indessen manches fixiert, was sich vielleicht doch noch regen könnte. Verdrossenheit und Langeweile, die heute das öffentliche Leben der Bundesrepublik beherrschen, wirken erstickend, doch lässt sich auch kein Deutscher freiwillig ersticken, oder doch nur mit einigem Missvergnügen. Herrscht aber einmal grosses Missvergnügen, schreibt schon Tacitus in den Historien I, 7, so trifft der Tadel die gute und die arge Handlung.

Mit anderen Worten: Es sieht so aus, als ob die monopolistische Tendenz den Umschlag zur pluralistischen selber vorbereite.

Aber wann?

Anmerkungen

Vorwort

¹ G. M. Gilbert, Nürnberger Tagebuch. Frankfurt/M. 1962.

² V. v. Weizsäcker, Soziale Krankheit und soziale Gesundheit. Göttingen 1955^{1,2}, S. 67.

Zeitgeschichte als publizistische Aufgabe

[Vortrag, zuerst gehalten Universität Marburg 1959]

¹ Ludwig Dehio, Deutschland und die Weltpolitik im zwanzigsten Jahrhundert. München 1955. Vgl. Hans Rothfels, Realpolitik als zeitgeschichtliches Problem. In: Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung, Bd. 3. Bern 1957, S. 183 ff.

² Gottfried Salomon, Geschichte als Ideologie. In: Wirtschaft und Gesellschaft. Festschrift für Franz Oppenheimer. Frankfurt/Main 1924, S. 442. Vgl. G. W. F. Hegel, Die Vernunft in der Geschichte. Edition Lasson³, Leipzig 1930; Friedrich Gundolf, Anfänge deutscher Geschichtsschreibung. Edition Wind, Amsterdam o. J.

³ Joseph Goerres, Was zu verkaufen. In: Jakobinerschriften. Klassiker der Staatskunst, Bd. 10. Salzburg 1953, S. 27.

⁴ Fritz Wagner, Geschichte und Zeitgeschichte. In: Historische Zeitschrift, Heft 183/2, April 1957.

⁵ Alfred Weber, Das Tragische und die Geschichte. Hamburg 1943.

⁶ Heinrich Heine, Reise von München nach Genua. In: Martin Greiner ed., Heinrich Heine, Werke, Bd. 2. Köln 1956, S. 68 f.

⁷ Erich Fromm, Der moderne Mensch und seine Zukunft. Frankfurt/Main 1960.

Studenten, Verbindungen, Politik

[Funk-Essay, Süddeutscher Rundfunk Stuttgart 1960]

¹ J. J. Rousseau, Der Gesellschaftsvertrag [Le contrat social]. München 1948, S. 76:

«Ja, hätten bei einer Beschlussfassung eines hinreichend unterrichteten Volkes die Staatsbürger keine Verbindung unter sich, so würde aus der grossen Zahl der kleinen Differenzen immer der allgemeine Wille her-

vorgehen und der Beschluss wäre immer gut. Wenn sich aber auf Kosten der allgemeinen Vereinigung Cliques und Parteien bilden, so wird der Wille jeder dieser Parteien in Bezug auf ihre Mitglieder allgemein und dem Staat gegenüber ein einzelner: man kann alsdann sagen, dass nicht mehr so viele Stimmberechtigte wie Menschen vorhanden sind, sondern nur so viele wie es Parteien gibt. Die Differenzen werden weniger zahlreich und führen zu einem weniger allgemeinen Ergebnis. Wenn endlich eine dieser Parteien so gross ist, dass sie über alle anderen das Übergewicht hat, so ist das Ergebnis nicht mehr eine Summe kleiner Differenzen, sondern nur eine einzige Differenz; dann gibt es keinen allgemeinen Willen mehr und die Ansicht, die den Sieg davonträgt, ist nur eine besondere Ansicht.»

² I.L. Talmon, *Der Ursprung der totalitären Demokratie*, Köln 1961 und Ernst Fraenkel, *Die repräsentative und die plebiszitäre Komponente im demokratischen Verfassungsstaat*. Tübingen 1958.

³ Walther Koch, *Ur-Burschenschaft*. Jena 1917. In: *Tat-Flugschriften* Nr. 21, S. 2.

⁴ Friedrich Gottlieb Klopstock, *Die deutsche Gelehrtenrepublik*. 1774.

⁵ Fichtes Reden an die deutsche Nation: *Vierzehnte Rede, Beschluss des Ganzen*. Leipzig 1925, S. 254.

⁶ Willibald Alexis. In: *Die Jugend grosser Deutscher von ihnen selbst erzählt*. R. K. Goldschmit-Jentner ed. Leipzig 1941, S. 235.

Vgl. Fr. Ludwig Jahn, *Deutsches Volkstum*. Lübeck 1810, S. 44:

«Die künftige Zeit wird Kriege um Völkerscheiden erleben, aber es werden heilige Kriege sein.»

⁷ Max Hodann/Walther Koch, *Die Urburschenschaft als Jugendbewegung*. Jena 1917, S. 11 ff.

⁸ Ebenda, S. 14 ff.

⁸ Ebenda, S. 25 f.

¹⁰ Ebenda, S. 51 f.

¹¹ Vgl. die amtliche Abschrift im Deutschen Zentralarchiv Merseburg. Rep. 77, Abt. I. Tit. xxx, Nr. 4 [1819]:

«Brüder in Christo! Auf, auf, sammelt euch, rüstet euch mit Muth und Kraft gegen deine Feinde unseres Glaubens, es ist Zeit, das Geschlecht der Christumörder zu unterdrücken, damit sie nicht Herrscher werden über euch und unsere Nachkommen, denn stolz erhebt schon die Juden-Rotte ihre Häupter und spotten unserer Ehrfurcht, dass wir unsre Knie beugen für den, den sie gewürgt, darum nieder! Nieder mit ihnen, ehe sie unsre Priester kreuzigen, unsere Heiligthümer schänden und unsere Tempel zerstören, noch haben wir Macht über ihnen und die Gewalt ist in unseren Händen, darum lasst uns jetzt ihr sich selbst gefälltes Urtheil an ihnen vollstrecken, laut dem sie geschrien: Sein Blut komme über uns und unsre Kinder! Auf, wer getauft ist, es gilt der heiligen Sache, fürchtet nichts und zögert keine Stunde, den Streit für den Glauben

offen zu wagen. Diese Juden, die hier unter uns leben, die sich wie verzehrende Heuschrecken unter uns verbreiten, und die das ganze preussische Christentum dem Umsturz drohen, das sind Kinder derer, die da schreien kreutzige, kreutzige.

Nun auf zur Rache! unser Kampfgeschrey sey

Hepp! Hepp! Hepp!!

Aller Juden Tod und Verderben, Ihr müsst fliehen oder sterben. ->

¹² Heinrich Heine, Über den Denunzianten. Eine Vorrede zum dritten Teil des Salon. In: Heine, Werke. Martin Greiner ed. Köln 1956, Bd. 2, S. 485.

¹³ Heinrich Heine, Ludwig Börne, Drittes Buch. In: Heine. Ein Lesebuch für unsere Zeit. Weimar 1956, S. 330.

¹⁴ Hans Heigert, Die Romantik, die Studenten und die deutsche Wirklichkeit. Diss. Heidelberg 1949, S. 231.

¹⁵ Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preussens von Bürgermeister XY in Z. Berlin 1908, S. 30.

¹⁶ Ebenda, S. 33 f.

¹⁷ Vgl. Elias Canetti, Masse und Macht. Hamburg 1960.

¹⁸ Studentisches Flugblatt. Nachgedruckt bei Knud Ahlborn, Wurzeln der deutschen Jugendbewegung. In: Deutsche Jugend. Will Vesper ed. Berlin 1934, S. 30 f.

¹⁹ Freideutsche Jugend. Zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meissner. Jena 1913.

²⁰ Walther Koch, op. cit., S. 16 und Wilhelm Hagen, Der burschenschaftliche Gedanke. In: Tat-Flugschriften Nr. 23, S. 24.

²¹ Hodann/Koch, op. cit., S. 106 ff.

²² Otto Brües, Student, Liberalismus und Hochschulreform. Berlin 1920.

²³ Vgl. Gustav Radbruch, Die deutschen Universitäten und der heutige Staat. Referate, erstattet auf der Weimarer Tagung deutscher Hochschullehrer am 23. und 24. April 1926 von Wilhelm Kahl, Friedrich Meinecke und Gustav Radbruch. In: Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart, H. 44. Tübingen 1926.

²⁴ P. Wentzke, ed., Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Bd. 1, 1957, S. 201: Horst Bernharcli, Die Göttinger Burschenschaft 1933-1945.

²⁵ E. Forsthoff, Deutsche Geschichte 1918-1938 in Dokumenten. 1943, S. 462 f.

²⁶ Aus: Burschenschaftliche Blätter, 6. März 1933.

²⁷ Nach: Fränkischer Kurier, 12. Mai 1933.

²⁸ Lewis J. Edinger, Post-Totalitarian Leadership: Elites in the German Federal Republic. In: The American Political Science Review, Vol. Liv, Nr. 1, March 1960.

²⁹ Hermann Arnold, Subventionen für Korporationen. In: Süddeutsche Zeitung, 15./16. April 1961, Leserbrief.

Das Dritte Reich: Versuch einer Sozialreligion

[Vortrag Düsseldorf 1961]

¹ Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. In: K. Löwith ed., F. Nietzsche, Zeitgemässes und Unzeitgemässes. Frankfurt/Main 1956, S. 161.

² E.F. Podach, Nietzsches Werke des Zusammenbruchs. Heidelberg 1961.

³ Gordon Craig, The Politics of the Prussian Army. Oxford 1955.

⁴ Ludwig Rubiner, Der Mensch in der Mitte. Berlin 1917, S. 79.

⁵ Richard Benz, Schriften zur Kulturpolitik. Ein Kulturprogramm. Jena 1920, S. 4L:

«Er erfordert eine Kunst, die weder der Unterhaltung und dem Luxus, noch einseitiger Pflege der Sinne und des Intellekts dient, sondern als Ausdruck der *höchsten seelischen Werte* der Nation sich an die *Gesamtheit* des Volkes wendet. Er fordert eine *Wissenschaft*, die nicht Erforschung und Registrierung des Wissbaren für Fachgelehrte ist, sondern die durch Wahl und Wertung den toten Wissensstoff *belebt* und damit der Volksgesamtheit ein anschauliches *geistiges* Weltbild schafft.

Sein Ziel ist der *einheitliche* Aufbau einer wahren *Volkskultur*, die das geistige Erbe der Nation und der Menschheit allen zugänglich macht und die Vorrechte des Geldes und der Bildung nicht mehr anerkennt. Er erstrebt deshalb die Unentgeltlichkeit und Volksmässigkeit aller Darbietungen der Kunst und Wissenschaft in den vom Staat oder von der Gemeinde gehaltenen oder unterstützten Instituten.»

⁶ Auf den antiwestlichen Charakter des Dostojewskij sehen politischen Denkens verweist nachdrücklich Hans Kohn, Die Slawen und der Westen. Wien 1956, S. 184 ff. Vgl. ausserdem Hildegard Schäder, Moskau - das Dritte Rom. Hamburg 1929.

Die Person Moeller van den Brucks charakterisiert Erich Mühsam in seinen in den zwanziger Jahren konzipierten Erinnerungen an die Berliner Bohème [Namen und Menschen. Leipzig 1949, S. 50]: «Arthur Moeller-Bruck... schrieb in unendlich komplizierten Satzgefügen unheimliche Wälzer über die moderne Literatur; den holländischen Adel vor seinem Namen und die völkische Rassentheorie hatte er noch nicht entdeckt. Persönlich war er ein netter Kerl und unbeschreiblich leichtsinnig. Er ging in sehr origineller Eleganz, Monokel im Auge, langer, grauer Gummimantel, Stöckchen mit silbernem Griff und hellgrauer Zylinder. Dabei hatte er kaum je 50 Pfennig in der Tasche, pumpte uns groschenweise an und lud uns, die ganze Schar vom cArmen Teufel) und von der cFröhlichen Kunst), eines Abends zu einem opulenten Souper in den Friedrichshagener Ratskeller ein. Als es ans Zahlen ging, überreichte er mit vornehmer Geste dem Kellner seine Visitenkarte. Wir haben unter monatelangem Schwitzen den Schaden durch Umlagen und Vergleiche mit dem Wirt ausgleichen müssen.»

⁷ Walther Rathenau, Nach der Flut. Berlin 1919, S. 70:

«Dennoch: wenn die Furchtsamen, die Neidischen und die Rachsüchtigen in einer einzigen Stunde, in der Stunde der Entscheidung, siegen und die drei grossen Staatsmänner ihrer Nationen mit sich reissen, ist das Schicksal erfüllt.

Dann ist aus dem Gewölbe Europa der einstmals stärkste Stein zermalmt, dann ist die Grenze Asiens an den Rhein gerückt, dann reicht der Balkan bis zur Nordsee. Dann wird eine Horde von Verzweifelten, ein uneuropäischer Wirtschaftsgeist vor den Toren der westlichen Zivilisation lagern, der nicht mit Waffen, sondern mit Ansteckung die gesicherten Nationen bedroht.»

⁸ Adolf Hitler, Mein Kampf. München 1930⁴, S. 421 f.

⁹ Dietrich Strothmann, Nationalsozialistische Literaturpolitik. Bonn 1960 und Franz Schönauer, Deutsche Literatur im Dritten Reich. Olten 1961.

¹⁰ Karl Löwith, Meaning in History. Chicago 1949.

¹¹ Vgl. «Deutscher Widerstand – gestern und heute» in diesem Band.

¹² «Die Wahrheit ist ein Moment der richtigen Praxis; wer sie jedoch unmittelbar mit dem Erfolg identifiziert, überspringt die Geschichte und macht sich zum Apologeten der je herrschenden Wirklichkeit; die unaufhebbare Differenz von Realität und Begriff verkennend, kehrt er zu Idealismus, Spiritismus und Mystizismus zurück.» Max Horkheimer, Zum Problem der Wahrheit. In: Zeitschrift für Sozialforschung iv. Paris 1935, S. 345.

¹³ Zitiert in dem unentbehrlichen Dokumentarwerk von Léon Poliakov/ Josef Wulf, Das Dritte Reich und seine Denker. Berlin 1959, S. 107.

¹⁴ Herbert Grundmann, Studien über Joachim von Floris. Leipzig 1927.

¹⁵ Adolf Hitler, a. a. O., S. 557.

Das Gift der blauen Blume

[Funk-Essay, zuerst in Hessischer Rundfunk Frankfurt 1961]

¹ «Es ist ein alter deutscher Fehler, das, was ein starkes und bewegtes öffentliches Leben erzeugen soll, der Schule und der Doktrin aufzubürden. Wie die gesellschaftliche Bildung aus der Kinderstube und dem Verkehr, so muss die politische aus dem öffentlichen Leben und der politischen Arbeit stammen.» Ernst Troeltsch, Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen. Vortrag 1916. In: Hans Baron ed., Ernst Troeltsch, Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden. Tübingen 1925, S. 221.

² Henry van de Velde, Zum neuen Stil. München 1955, S. 163.

³ Friedrich Paulsen in: Deutsche Rundschau, Jg. 1906.

⁴ Roger Caillois, Les jeux et les hommes. Paris 1958. Deutsch 1960.

⁵ Elias Canetti, *Masse und Macht*. Hamburg 1960 und Michael Balint, *Angst und Regression*. Stuttgart 1960.

⁶ Lisbeth Franzen-Hellersberg, *Die Frau und die Jugendbewegung*. In: Thurnwald, *Studien zur Völkerpsychologie und -Soziologie*. Die neue Jugend 1927, S. 134.

⁷ Hans Blüher, *Der Wandervogel als erotisches Phänomen*. Jena 1912, S. 42.

⁸ Diese Regression erfolgte unmittelbar aus der religiösen Ratlosigkeit, von der Simmel schrieb:

«Der ausserordentliche Ernst der jetzigen Situation ist, dass nicht dieses und jenes Dogma, sondern der transzendente Glaubensinhalt als solcher prinzipiell mit dem Illusionscharakter geschlagen ist; das Überlebende ist jetzt nicht mehr die Form der Transzendenz, die eine neue Erfüllung sucht, sondern etwas Tieferes und Hilfloseres: das Bedürfnis, das durch das Transzendente überhaupt gestillt wurde, das diese Erfüllung überlebt hat und nun durch die grundsätzliche Auflösung der Glaubensinhalte gelähmt und wie vom Wege zu seinem eigenen Leben abgeschnitten scheint.» Georg Simmel, *Philosophische Kultur, Gesammelte Essays*. Potsdam 1923, S. 219: *Das Problem der religiösen Lage*. – Siehe auch: Jean Piaget, *Das moralische Urteil beim Kinde*. Zürich 1954.

⁹ Hermann Broch, *Dichten und Erkennen*. Zürich 1955, S. 302.

¹⁰ Hans Blüher, *Führer und Volk in der Jugendbewegung*. Jena 1917, S. 3.

¹¹ Robert Oelbermann, *Die gewappnete Schar*, H. 1/1921.

Vgl. W. Binde, *Führer-Rausch und Königsopfer*. Ebertswil a./Albis, o. J.

¹² *Der weisse Ritter*, 1. März 1921.

¹³ Henry Cord Meyer, *Mitteleuropa in German Thought and Action 1803-1945*. Den Haag 1955.

¹⁴ Arno Klönne, *Gegen den Strom*. Hannover o. J. [1958].

Selbstverwirklichung durch Technik

[Essay, zuerst gedruckt in «Neue Gesellschaft», 1957]

¹ Ulrich Beer, *Solidarität – gestern und heute*, in *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Heft 1/57.

² Eduard Heimann, *Vernunftglaube und Religion in der modernen Gesellschaft*. Tübingen, 1955.

³ Géza Roheim, *The Origin and the Function of culture*. New York, 1943. Herbert Marcuse; *Eros and Civilization*. Boston 1955. Deutsch 1957.

⁴ Nur wenn die Konkurrenz, die bisher aus der Produktion in die Freizeit hineinragt, gelöst wird, entkommt der Jugendliche dem Zwang, sich selber stets beweisen zu müssen, und findet Gelegenheit, die dauernd gereizten Aggressionstribe aufzulösen.

⁵ Vgl. Günter Kieslich, Freizeitgestaltung in einer Industriestadt. Münster 1956.

⁶ Vgl. Kluth/Lohmar/Tartler/Schelsky Arbeiterjugend gestern und heute. Heidelberg 1955 – Wurzbacher u.a., Die junge Arbeiterin. München, 1958².

⁷ Dieter Grossherr in: Neue Gesellschaft 1956, Heft 6.

⁸ Vgl. Eigentümlichkeiten bundesrepublikanischer Meinungsbildung in diesem Band.

⁹ Albrecht Goes/Kurt Hass, Jugend unterm Schicksal, Lebensberichte junger Deutscher 1946-1949. Hamburg 1950.

¹⁰ Harry Pross, Die Flucht in die Bande, in Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. September 1956.

Nazismus – vor und nach Hitler

[Vortrag, zuerst gedruckt in «Gewerkschaftliche Monatshefte», 1961]

¹ «Wenn man ... eine Psychoanalyse oder eine Soziologie des sozialistischen Denkens im Allgemeinen versucht, so findet man, dass die sozialistischen Lehren nicht als eine Anpassungsreaktion des Proletariats auf seine Klassenlage zu erklären sind, sondern als eine konträre Reaktion von gebildeten Bourgeois und Aristokraten auf die Verhältnisse ihrer Kulturmgebung.» Hendrik de Man, Psychologie des Sozialismus, 2. umgearbeitete Aufl. Jena 1927, S. 17 f.

² Am 3. Juli 1870 schrieb Jacob Burckhardt an seinen Freund Preen: «Ich weiss wirklich nicht mehr, welchen Wert auf die Länge das deutsche Kulturleben für die innere Beglückung des Einzelnen haben kann; alle kleinen Kreise, worin der deutsche Geist *neben* dem deutschen Philistertum warm sass, werden mit Eklat gesprengt, und das Grosse, was durch Konzentration entsteht, ist dann doch geistig medioker und wird einem durch die steigende Plackerei der «ernsten Arbeit» verbittert. Letztere auf ihren einfachen Ausdruck zurückgeführt, lautet meines Erachtens folgendermassen: wer nicht Geld genug hat oder verdient, um in einer grossen Stadt Figur zu machen, der sei so gut, nicht mehr ‚existieren‘ zu wollen. Wenn der deutsche Geist noch einmal aus seinen innersten und eigensten Kräften gegen diese grosse Vergewaltigung reagiert, ... dann sind wir gerettet, wo nicht, nicht.» Emil Strauss ed., Jacob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen 1864-1893. Stuttgart/Berlin 1922, S. 18.

³ In der Jugendbewegung wurde allen Ernstes von der «Musikarbeit» gesprochen, die z.B. von Gruppen, die «in der Grenzlandarbeit stehen», «geleistet» werde. Die HJ übernahm dieselbe Ausdrucksweise, ihre Funktionäre gingen «in die Arbeit» [«Parteiarbeit», «Volkstumsarbeit»], nicht *an* die Arbeit. «Die Arbeit» beschränkte den Horizont. Zur sprach-

lichen Analyse der deutschen Zeitgeschichte, vgl. Sternberger, Storz, Süßkind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, Hamburg 1957, und Karl Korn, Die Sprache in der verwalteten Welt, Olten 1959^{1 2}.

⁴ Im Mai 1919 bekannte Heinrich Mann: «Der Sieg von 1870 verlor sich nie in unserem Leben seither, er ward nie aufgesogen. Er vermehrte sich in unserem Blut wie ein Giftkeim, millionenfach. 1913 waren wir in Handlungen, Gedanken, Weltansicht und Lebensgefühl unendlich mehr Sieger als 1871. Wir waren unendlich prahlerischer und machtgläubiger, unendlich hohler und unsachlicher. Erst jetzt hatten wir fast alle Würden der Freien verloren und ganz dem Geist entsagt, dem letzten Glauben an Dinge, die man nicht sieht, nicht zählen, nicht raffern kann.» Kaiserreich und Republik. In: Heinrich Mann, Geist und Tat. München 1919, S. 178.

⁵ «Der Constitutionalismus der Süddeutschen war nur, wie der französische, die verkappte Demokratie; denn er beruhte auf einer durchaus rationalistischen Basis.» Karl Hillebrand, G. G. Gervinus [1873]. In: Zeiten, Völker und Menschen, Bd. II, Wälsches und Deutsches. Strassburg 1892, S. 250.

⁶ Vgl. hierzu Albert Wucher, Eichmanns gab es viele. München 1961 und die Dokumentationen von Robert M. W. Kempner, Eichmann und Komplizen. Zürich 1961 sowie R.-M. Strecker, Dr. Hans Globke. Hamburg o. J.

⁷ Zur Kulturpolitik vgl. Theodor Heuss, Kräfte und Grenzen einer Kulturpolitik. Tübingen 1951. Empfehlungen und Gutachten des deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen. Stuttgart 1955 ff. Hellmut Becker, Bildung zwischen Plan und Freiheit. Stuttgart 1957. Ders. Kulturpolitik und Schule. Stuttgart 1956.

⁸ Zu den hoffnungsreichsten Erscheinungen der Bundesrepublik zählt das Hervortreten demokratischer Männer wie Max Güde, Richard Schmid, Fritz Bauer u.a. in der traditionell konservativen Justiz. – Vgl. Max Güde, Justiz im Schatten von gestern. Hamburg 1959.

⁹ Vgl. für die allgemeine Problematik: Ernest Zahn, Soziologie der Prosperität. Köln 1960 und Erich Preiser, Die Zukunft unserer Wirtschaftsordnung. Göttingen 1955². Alexander Rüstow, Die Kehrseite des Wirtschaftswunders. Hamburg 1961. Konrad Stopp, Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand, 1960².

Politische Mythen im Stoff der Zeitgeschichte

[Vortrag, zuerst gedruckt in «Neue Zürcher Zeitung», Januar 1960]

¹ Ernst Gassirer, Vom Mythos des Staates. Zürich 1949, S. 367 und Dr. Richard Behrendt, Politischer Aktivismus. Leipzig 1932:

«Der aktivistische Mythos fingiert ein eigen- und einzigartiges Leben

des betreffenden Gebildes, besonders des staatlichen, das, obgleich angeblich geistig und kulturell, doch der territorialen und wirtschaftlichen Konkretisierung bedarf – ein Zusammenhang, der stets völlig ungeklärt bleibt. Hieraus folgt die ‚existentielle Wichtigkeit) der ständigen gegenseitigen Bedrohung der einzelnen Staaten untereinander durch Ansprüche auf Gebiete und Gebietsteile der anderen. Diese Ansprüche selbst aber werden auf diese fiktive und mystische Weise überhaupt erst (begründet), da sie diese Begründung durch konsequente rationale Argumentation nicht erlangen könnten. Alle Gebiets- und Bevölkerungsfragen werden auf Grund dieser Überzeugung mit dem mythischen Pathos umkleidet, der ihre verstandesmäßige Diskussion angesichts ihrer Verwurzeltheit in unbezweifelten metaphysischen und metapolitischen Zusammenhängen nicht in Frage kommen lässt. Sie stellen in erster Linie so die immer wieder bewährten Parolen für feindliche Zusammenstöße.» S. 133.

² Franz Borkeu, *Der europäische Kommunismus*. Bern 1952.

³ Paul Massing, *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus*. Frankfurt/Main 1959.

⁴ Franz L. Neumann, *Behemoth*. New York 1942.

⁵ Für frühere antisemitische Ausschweifungen vgl. Pross, *Antisemitismus in der Bundesrepublik*. In: *Deutsche Rundschau*, 10/1956, und W. Küttemeyer, *Psychopathologie des Alltags*, Privatdruck 1960.

⁶ Reinhold Niebuhr, *The Children of Light and the Children of Darkness*. New York 1955. – – Theodor Häcker, *Tag- und Nachtbücher 1939-1945*, mit einem Vorwort, herausgegeben von Heinrich Wild. München 1947, S. 306:

«Das ist das untrügliche Kennzeichen des falschen Propheten, des Propheten der ‚Welt), dass er dem Menschen klar oder versteckt sagt, dass der Weg des Heils breit sei und die Pforte weit, während in Wahrheit und nach Gottes Willen der Weg schmal ist und die Pforte eng.»

⁷ Vgl. Elie Halévy, *The Growth of Philosophical Radicalism*. London 1949.

⁸ Dies führen aus: Manfred Jenke, *Verschöpfung von rechts?*, Berlin 1961 und Büsch/Furth, *Rechtsradikalismus im Nachkriegsdeutschland*. Berlin 1957.

⁹ Behrendt, *op. cit.*, S. 176.

¹⁰ Erich Kahler, *Verantwortung des Geistes*. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt/Main 1952.

¹¹ «Zu einer solchen nicht das ganze Leben materiell sicherstellenden Existenz muss eine Sorglosigkeit vorhanden sein. Sie aber ist hier mitbedingt durch den Charakter jener Religiosität, die das Leben relativ bejaht und die schweren Ängste der Erbsündenlehre und Prädestination verschleucht. Alle diese letztlich mit dem Nominalismus zusammenhängenden Momente ermöglichen das Werden und die Verbreitung

eines Bohèmetypus. Und so ist es denn kein Wunder, dass wir ihm in Rom, Paris, Prag, München und anderen ursprünglich katholischen Kulturzentren antreffen, sonst aber kaum. Dieser Unterschied wirkt übrigens noch bis ins neunzehnte Jahrhundert nach. Er äussert sich in der grösseren politischen und sozialen Rolle der Journalisten in den romanisch-katholischen Ländern, auch dann noch, wenn, wie in Frankreich, der Katholizismus stark zurückgetreten ist. Vor allem spielten sie dort in den Revolutionen und Parlamenten eine führende Rolle. Auch die entsprechende Stellung der Advokaten, also der wissenschaftlichen Unternehmer ohne festes pensionsberechtigtes Einkommen, entstammt der gleichen Wurzel. In den protestantischen Ländern dagegen, insbesondere in Deutschland, herrschten in den ersten Parlamenten Professoren vor, also Staatsbeamte mit festen pensionsberechtigten Einkommen sowie bürgerlicher Lebenshaltung, und die Rechtsanwälte galten in spezifisch evangelischen Kreisen gelegentlich noch bis in die Gegenwart als nur bedingt gesellschaftsfähig.» Paul Honigsheim. In: Erinnerungsgabe für Max Weber. Herausgegeben von Melchior Palyi, Bd. II, S. 208 f.

Deutscher Widerstand – gestern und heute

[Vortrag, zuerst gehalten in der Deutschen Bibliothek, Rom, 1960]

¹ Alfred Weber, Prinzipielles zur Kultursoziologie. Archiv für Sozialwissenschaften. Tübingen 1920/21.

² Otto Ernst Schüddekopf, Linke Leute von rechts. Stuttgart 1961; Armin Mohler, Die konservative Revolution 1918-1932. Stuttgart 1950; Harry Pross, Die Zerstörung der deutschen Politik 1870-1933. Frankfurt/Main 1959. – Rudolf Kassner sagt in: Das neunzehnte Jahrhundert, Ausdruck und Grösse. Erlenbach-Zürich 1947, S. 183:

«Jedes für sich genommen, das Konservative und das Revolutionäre, bedeutet nur eine verschiedene Art zu erfahren oder zu erleben. Da aber zumal heute gelegentlich auf eine Synthese beider gedrungen und darin das Heil erblickt wird, kann das Konservative und das Revolutionäre niemals einem Programm gemäss durch ein politisches Ziel und in einem solchen oder sonst einem Akt der Finalität vereinigt werden, sondern nur durch einen höchst schöpferischen Akt des einzelnen Menschen, auf welchem Gebiete immer er zutage träte.»

Aus dem widersinnigen Versuch, das Unmögliche zu erreichen, entspringt die nackte Gewalt der sogenannten «Konservativen Revolution».

³ J. Gordon, Die Reichswehr und die Weimarer Republik 1919-1926. Frankfurt/Main 1959. – Der deutsche Militarismus entwickelte sich genau in der Richtung, die Seume vorausgesehen hatte, als er auf seinen deutschen Reisen den Unfug junger Offiziere beklagte, die vorzogen, auf dem Fussweg zu reiten, um ihre Macht zu zeigen: «Wer auf dem

Fussstege reitet, wird die Barriere brechen, die junge Pflanzung niederhauen, die Saat zerstampfen, die Zäune durchhauen, den Garten berauben, den Hof plündern, den Eigentümer misshandeln, die Jungfrauen schänden, den Vater ermorden, das Land verraten. Die Steigerung ist ganz natürlich. Wer nur anfängt, Gesetz und Ehre zu verspotten, hat schon den grössten Schritt zur letzten Niederträchtigkeit getan. Der erste Keim ist der dumme Rausch: ‚Wir haben das Privilegium.‘)» Joh. Gottfr. Seume, Apokryphen. Neugedruckt in: Gustav Hennig ed., Johann Gottfried Seume, Der deutsche Republikaner. Zeitgemässes und Politisches aus Seumes Werken. Jena 1924, S. 22.

⁴ Bracher/Sauer/Schulz, Die nationalsozialistische Machtergreifung. Köln 1960; Hans-Gerd Schumann, Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung. Hannover 1958; Helga Pross, Die deutsche akademische Emigration nach den Vereinigten Staaten. Berlin 1955; Lewis J. Edinger, Sozialdemokratie und Nationalsozialismus. Hannover 1960.

⁵ Mit Recht weist Paul Tillich daraufhin, «... dass fast alle Utopien von der vollendeten Sündhaftigkeit der Gegenwart oder einer Gesellschaftsgruppe oder eines Volkes oder einer Religion reden und dann darüber hinausführen wollen, aber nicht sagen, wie das möglich ist, wenn die Entfremdung radikal ist. Das ist der innerste Kern. Warum Utopie Unwahrheit ist, während sie auf der anderen Seite Wahrheit ist ... Der Terror ist ein Ausdruck, ein Gefühl für den Enttäuschungscharakter einer verwirklichten Utopie.» Paul Tillich, Politische Bedeutung der Utopie im Leben der Völker. Berlin 1951, S. 56 f.

⁶ Walter Hammer, Hohes Haus in Henkers Hand. Frankfurt/M. 1956.

⁷ Herbert von Borch, Obrigkeit und Widerstand. Tübingen 1954.

⁸ Fabian von Schlabrendorff, Offiziere gegen Hitler. Zürich 1946.

⁹ Carl J. Friedrich, Totalitäre Diktatur. Stuttgart 1957.

¹⁰ Vgl. «Das dritte Reich: Versuch einer Sozialreligion» in diesem Band.

¹¹ Rudolf Pechei, Deutscher Widerstand. Wiesentheid 1947.

¹² Hans Rothfels, Die deutsche Opposition gegen Hitler. Krefeld 1949.

¹³ Golo Mann, Deutsche Geschichte im xix. und xx. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1959.

¹⁴ Montesquieu, Der Geist der Gesetze. Deutsch von Dr. A. Ellissen. Leipzig 1843.

¹⁵ Inge Scholl, Die weisse Rose. Frankfurt/M. 1952.

¹⁶ Karl Jaspers, Die Schuldfrage. Heidelberg 1946.

¹⁷ Friedrich Heer, Sieben Kapitel aus der Geschichte des Schreckens. Zürich o. J., Kapitel III. – Vgl. «Politische Mythen im Stoff der Zeitgeschichte» in diesem Band.

¹⁸ Alfred Weber, Der dritte oder der vierte Mensch. München 1953.

¹⁹ O. H. von der Gablentz, Die versäumte Reform. Köln 1960.

Jüdischer Witz und gelber Stern

[Funk-Essay, Süddeutscher Rundfunk Stuttgart, 1962]

¹ Sigmund Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*. Frankfurt/Main 1958, S. 82.

² Über die Beziehung von erotischer und politischer Emanzipation, vgl. Jeffrey Gorer, *The Revolutionary Ideas of the Marquis de Sade*. London 1934.

³ Max Rychner, *Der Roman im neunzehnten Jahrhundert*. In: *Propyläen-weltgeschichte*, ed. Golo Mann, Bd. 8. Frankfurt/Berlin 1960.

⁴ Salcia Landmann, *Der jüdische Witz*. Olten 1960.

⁵ Vgl. Martin Buber, *Die Erzählungen der Chassidim*. Zürich 1949.

⁶ Den metaphysischen Hintergrund, das Suchen nach Gleichgewicht schildert Paul Leroy, *Angst und Lachen*. Wien 1954.

⁷ Goethe zu Riemer, 20. Februar 1809.

⁸ Felix Stössinger ed., *Heinrich Heine. Mein wertvollstes Vermächtnis*. Zürich 1950.

⁹ Vgl. Hans March ed., *Verfolgung und Angst in ihren leib-seelischen Auswirkungen, Dokumente*. Stuttgart 1960.

¹⁰ Gottfried Benn, *Der neue Staat und die Intellektuellen*. Stuttgart 1933, S. 27. – Vgl. auch Helmuth Plessner, *Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche*. Zürich 1935, S. 13 ff: Deutschlands Protest gegen den politischen Humanismus Westeuropas.

¹¹ Franz Schönauer, *Deutsche Literatur im Dritten Reich*. Olten 1961, S. 62.

¹² Hans Reimann, *Jüdischer Witz unter der Lupe*. Velhagen & Klasings Monatshefte, Februar 1944, S. 255 ff.

¹³ In ihm tritt zum Gelächter der Glanz, wie ihn Ernst Bloch in der Gestalt des Don Quichote erscheinen sieht: «Darüber lacht nicht nur der Spiessbürger ... Es lacht auch ein sich anders fühlender, ja frommer Zug im Menschen, der das Ziel ernst nimmt...» *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt/Main 1959, Bd. II, S. 1228.

¹⁴ Die soziale Doppelrolle und den daraus resultierenden Konflikt der gebildeten Judenheit «war's Ernst, war's Spiel?» hat Hans Kohn in seiner Studie, *Karl Kraus – Arthur Schnitzler – Otto Weininger*, Tübingen 1962, für das jüdische Wien der Jahrhundertwende geschildert.

Eigentümlichkeiten der bundesdeutschen Meinungsbildung

[Essay, zuerst gedruckt in «Neue Gesellschaft», 1961]

¹ Francis Bacon, *Über das Herrschen*. In: *Essays*, L. L. Schücking ed. Wiesbaden 1940, S. 81.

² Hanns Erich Haack, *Über den Nachruhm*. Bonn 1951.

³ Wilhelm Hennis, Meinungsforschung und repräsentative Demokratie. Tübingen 1957.

⁴ Die bisher mutigste Darstellung ist die von Karl Jaspers, Freiheit und Wiedervereinigung. München 1960.

Die polnische Frage bleibt nach wie vor der Schlüssel zur deutschen. Schon 1886, nach der Vertreibung von 50'000 Polen aus Preussen, schrieb Brandes: «Polen – das ist die Frage, ob Waffenmacht oder Volkswille in der Weltgeschichte heutzutage das letzte Wort haben. Sollte es definitiv mit Polen aus sein, so würde dieses im Prinzip nicht weniger bedeuten, als dass es mit Europas Freiheits- und Freisinnkultur aus ist. Nach Polen würde ein unabhängiges Land nach dem andern fallen.»

Georg Brandes, Polen. München 1898. Das Buch enthält eine Fülle aufschlussreicher Beobachtungen über soziale, nationale und geistige Verhältnisse in Russisch-Polen, wie in Preussisch-Polen, die die gegenseitige Bedingtheit von Nationalismus, Unterdrückung und Terror darlegen. Im Prinzip hat die gängige Auffassung des deutschen Verhältnisses zu Polen sich auch heute noch nicht allzuweit von der Richtung befreit, die in der Weimarer Republik vorherrschte. – Dagegen: P. W. Wenger, Wer gewinnt Deutschland?, Stuttgart 1959.

Namenverzeichnis

- Adenauer, K. 80, 162
Adorno, Th. 30
Aretino 213
Aristoteles 185, 202, 208
Arndt, E. M. 44, 121
Avenarius, F. 121
- Bächler, W. 139
Bacon, F. 241
Beaumarchais, P. A. 136
Beck, L. 188, 190
Becker, H. 70
Beer, U. 129
Benn, G. 224
Bernhard, G. 76
Binding, R. G. 174
Bismarck, O. v. 28, 56, 82, 85,
147, 150, 182
Blüher, H. 116, 122
Borch, H. v. 187
Borkenau, F. 167
Bosch, R. 183
Brecht, B. 17
Brentano, H. v. 80
Broch, H. 34, 119
Büchner, G. 56
Burckhardt, J. 151
Burke, E. 177
- Cäcilie, Kronprinzessin 34
Canaris, W. 195
Canetti, E. 61, 191
Carlyle, Th., 121
Carové 53
Casanova, G. 213
Cassirer, E. 164, 171
Cavour, C. 85
Chamberlain, N. 188
Choderlos de Laclos 213
Class, H. 154
- De Gaulle, Ch. 174
- Destutt de Tracy 196
Diderot, D. 213
Dirks, W. 28
Disraeli, B. 207
Dostojewskij, F. 92
Doutté, A. 174
Dreyfus, A. 167
- Ebert, F. 94
Edinger, L. 78
Eichendorff, J. v. 120
Enzensberger, H. M. 245
Erhard, L. 158
Eschenburg, Th. 247
Eulenburg, P. v. 21, 117
- Fichte, J. G. 42, 44, 88
Fischer, K. 106, 108, 118
Flex, W. 174
Floris, J. v. 101
Folien, K. 47, 51, 54
Foerster, F. W. 75
Franzen-Hellersberg, L. 115
Friedrich II. v. Preussen 176
Friedrich III. (Kaiser) 28
Fries, J. F. 53, 67
Freud, S. 75, 210, 220, 232
- Gablentz, O. v. d. 207
Gagern, H. v. 56
George, St. 88, 121, 127, 195
Gessert, v. 54
Gläser, E. 75
Goebbels, J. 197, 222, 249
Göring, H. 222
Görres, J. 19, 82
Goethe, J. W. v. 29, 41, 180, 210,
220, 223
Grimm, H. 154
Grossherr, D. 136
- Hagen, W. 47, 66

- Haller, J. v. 49
 Hammer, W. 186
 Harden, M. 21, 27
 Hassel, U. v. 182
 Haydn, J. 109
 Hegel, G. W. F. 53
 Hegemann, W. 76
 Heidegger, M. 96
 Heigert, H. 132
 Heimann, E. 130
 Heine, H. 25, 25, 50, 54 f.,
 219 f., 246
 Helvetius, C. A. 187
 Hesse, H. 90
 Heydrich, R. 154
 Hindenburg, P. v. 75, 94, 126, 186
 Hitler, A. 10, 69, 73 f., 101, 124,
 143 f., 160, 173 ff., 180 ff., 185,
 192, 203, 223, 240
 Hodler, F. 65
 Hoffmann-Völkersamb, H. 108
 Hugenberg, A. 127, 154

 Jaeger, R. 80
 Jahn, F. L. 43, 45
 Jaensch, E. R. 100
 Jaspers, K. 201
 Jimenez, J. R. 23
 Jung, C. G. 164
 Jung, E. 186
 Jünger, E. 127, 149

 Kahler, E. 174
 Kaiser, J. 203
 Kant, I. 82, 91
 Kapp, W. 69
 Kästner, E. 75
 Kautsky, K. 75
 Kerenyi, K. 164
 Kerr, A. 76
 Kleist-Schmenzien, E. v. 198
 Klopstock, F. G. 41
 Kogon, E. 28
 Kolbenheyer, E. G. 154

 Kordt, Th. 188
 Körner, Th. 44
 Kotzebue, A. v. 49, 51, 52
 Kraus, K. 29
 Krone, H. 80

 Lagarde, P. 88
 Lamprecht, K. 18, 110
 Landmann, S. 215 ff.
 Langbehn, A. J. 88
 Lange, F. 106
 Lassalle, F. 183
 Lenard, P. 100
 Lenin, W. I. 30, 149
 Lessing, G. E. 15, 24, 109, 216
 Liebknecht, W. 59
 Litt, Th. 28
 Luden, H. 29, 45
 Ludwig, Prinz v. Hessen 44
 Ludwig, E. 76

 Malinowski, B. 164
 Mann, G. 195
 Mann, H. 75, 92, 209
 Mann, K. 224
 Mann, Th. 92, 174
 Marcuse, H. 124, 130
 Marwitz, L. v. d. 198
 Marx, K. 75, 121, 134, 183
 Massing, P. 167
 McKinley, W. 159
 Mendelssohn, M. 216
 Menzel, W. 53
 Mill, J. St. 135
 Moeller van den Bruck, F. 92, 127
 Moltke, H. J. Graf 200, 207 f.
 Moltke, K. Graf 117
 Montesquieu, Ch. de 196, 202
 Mounier, E. 28
 Mozart, W. A. 197

 Napoleon I. 42 f., 65
 Neumann, F. L. 107
 Niekisch, E. 28, 181

- Nietzsche, F. 81 ff., 97, 205
 Nikolaus I. v. Russland 234
- Ossietzky, C. v. 27, 28, 76
 Oster, H. 191
- Pareto, V. 245
 Paul, J. 210
 Paulsen, F. 107
 Pechel, R. 193
 Pfemfert, F. 90
 Pinder, W. 100
 Podach, E. F. 84
- Radbruch, G. 250
 Radin, P. 164
 Ranke, L. v. 18, 172
 Rathenau, W. 94, 163
 Reimann, H. 266 ff.
 Remarque, E. M. 76
 Riemann, stud. 48
 Rödiger, stud. 48
 Roheim, G. 130
 Röhm, E. 186
 Rolland, R. 90
 Roosevelt, F. D. 71
 Rosenberg, A. 154, 163
 Rothfels, H. 17, 194
 Rousseau, J. J. 39 f., 67, 109, 247
 Rubiner, L. 90
 Rüge, A. 56
 Rüstow, A. 159
 Rychner, M. 214
- Sade, A. D. Marquis de 213
 Salomon-Delatour, G. 16
 Sand, K. 52
 Schenkendorf, M. v. 44
 Schiller, Fr. v. 34, 180
 Schlabrendorff, F. v. 192
 Schleicher, W. v. 186
 Schleiermacher, F. E. D. 44
 Schmitt, K. 101
 Schnitzler, A. 214
- Scholl, Geschw. 25, 77, 201
 Schönauer, F. 224
 Schulz, stud. 73
 Schwarzschild, L. 29
 Soraya, Prinzessin 34
 Spengler, O. 127
 Spitteler, C. 121
 Spranger, E. 107
 Stauffenberg, C. Grf. Schenk v. 195
 Sterne, L. 109
 Stopp, K. 159
 Strasser, O. 223
 Strauss, F. J. 80
 Stresemann, G. 126
 Sybel, H. v. 18
- Tacitus 251
 Thomson, J. 109
 Thukydides 18
 Tillich, P. 219
 Traub, G. 121
 Treitschke, H. v. 18, 59, 85
 Tresckow, H. v. 196
 Tucholsky, K. 51, 76
- Velde, H. v. d. 106
 Vivaldi, A. 109
 Voelkel, M. 125
 Voltaire 213
- Wagner, F. 21
 Weber, A. 24, 152
 Weber, M. 20, 30
 Weidig, Pfr. 56
 Weizsäcker, V. v. 12
 Wieland, M. 41, 49
 Wilhelm II., dt. Kaiser 21, 189
 Wilhelm IX., Lgf. v. Hessen 19
 Wilson, W. 93
 Witzleben, E. v. 196
 Wolff, T. 76
 Wyneken, G. 121 f.
- Zweig, St. 90



DIE DISKUSSION

Jean Améry

GEBURT DER GEGENWART

«Mit erstaunlicher Sachkenntnis werden die Nationen, ihre Literaturen, Kunst, Wissenschaft, Presse und Film, Wirtschaft und das Leben nach dem Zweiten Weltkrieg analysiert und jeweilig eine Synthese versucht.»
Rheinische Post, Düsseldorf.

Alfred Döblin

DIE ZEITLUPE

Der Kritiker, der Polemiker, der Literaturkenner und Essayist Alfred Döblin in einer Auswahl seiner Prosa – Manifestationen einer künstlerischen Persönlichkeit, die aufs Leidenschaftlichste mitbetroffen ihre und unsere Zeit unter die Lupe nahm.

Danilo Dolci

BANDITEN IN PARTINICO

Wie die erschütternde (Umfrage in Palermo) besteht auch dieser Band Dolcis hauptsächlich aus Originalberichten. Den Selbstzeugnissen der sizilianischen 'Banditen' sind Tagebuchnotizen Dolcis und Prozessakten zu seinem (umgekehrten Streik) beigegeben.

Ignace Lepp

DIE NEUE ERDE

Das Buch enthält eine einfache verständliche Darstellung vom Leben und Denken des grossen Gelehrten Teilhard de Chardin und im Anschluss daran zeitgemässe Überlegungen über die Stellung des Christen in der modernen Welt.

Alphons Matt

MENSCHEN IM PROGRAMM

Gegensätze des Lebens hinter dem Eisernen Vorhang. «Über fast alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens im Ostblock finden sich sehr aufschlussreiche Berichte. Man hat es mit einem Nachschlagewerk für politisch interessierte Menschen zu tun.»
Kölnische Rundschau.

Harry Pross

VOR UND NACH HITLER

Zur deutschen Sozialpathologie. Der bekannte Publizist deutscher Zeitgeschichte erörtert hier typische deutsche Gruppierungen, die sich in der europäischen Zeitgeschichte vhängnisvoll ausgewirkt haben.

Franz Schönauer

DEUTSCHE LITERATUR IM DRITTEN REICH

«Die deutsche Literaturkritik leistet oft Vorzügliches in der Bewertung formaler Qualitäten, aber sie zeigt sich weitgehend unfähig, den Gegenstand ihrer Untersuchung in seinen politischen, historischen, sozialen, gesellschaftlichen Zusammenhängen sichtbar zu machen. Schönauers Streitschrift ist, weil sie diese Zusammenhänge erkennt und berücksichtigt, ein ermutigendes Zeichen.»
Ruhr-Nachrichten, Dortmund.

Wolfdietrich Schnurre

BERLIN. EINE STADT WIRD GETEILT

Eine Bilddokumentation. Die 160 Aufnahmen dieses Buches zeigen uns die Stadt, wie der Berliner Schriftsteller Wolfdietrich Schnurre sie sieht: betroffen und mitbetroffen, empört und erschüttert. So wird dieses Buch zu einem Dokument über den Anlass des politischen Unrechts hinaus zum Dokument des Protests gegen die Unmenschlichkeit, der wir alle ausgeliefert sind.